This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
W640
H67wi

B 970,268

141-

838
W640
H67wi

Wieland

und

Martin und Regula Künzli.

Ungedruckte Briefe und wiederaufgefundene Actenstücke.

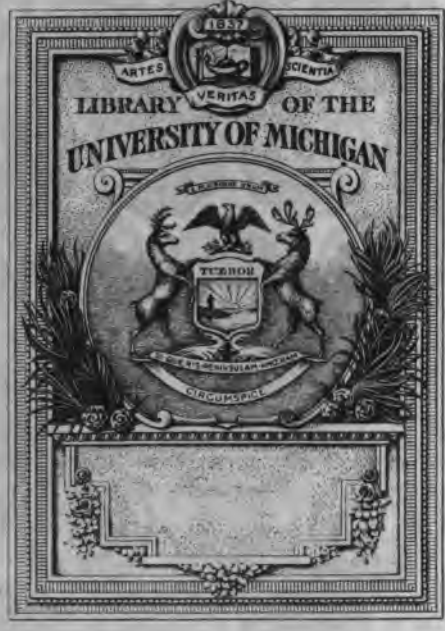
43958

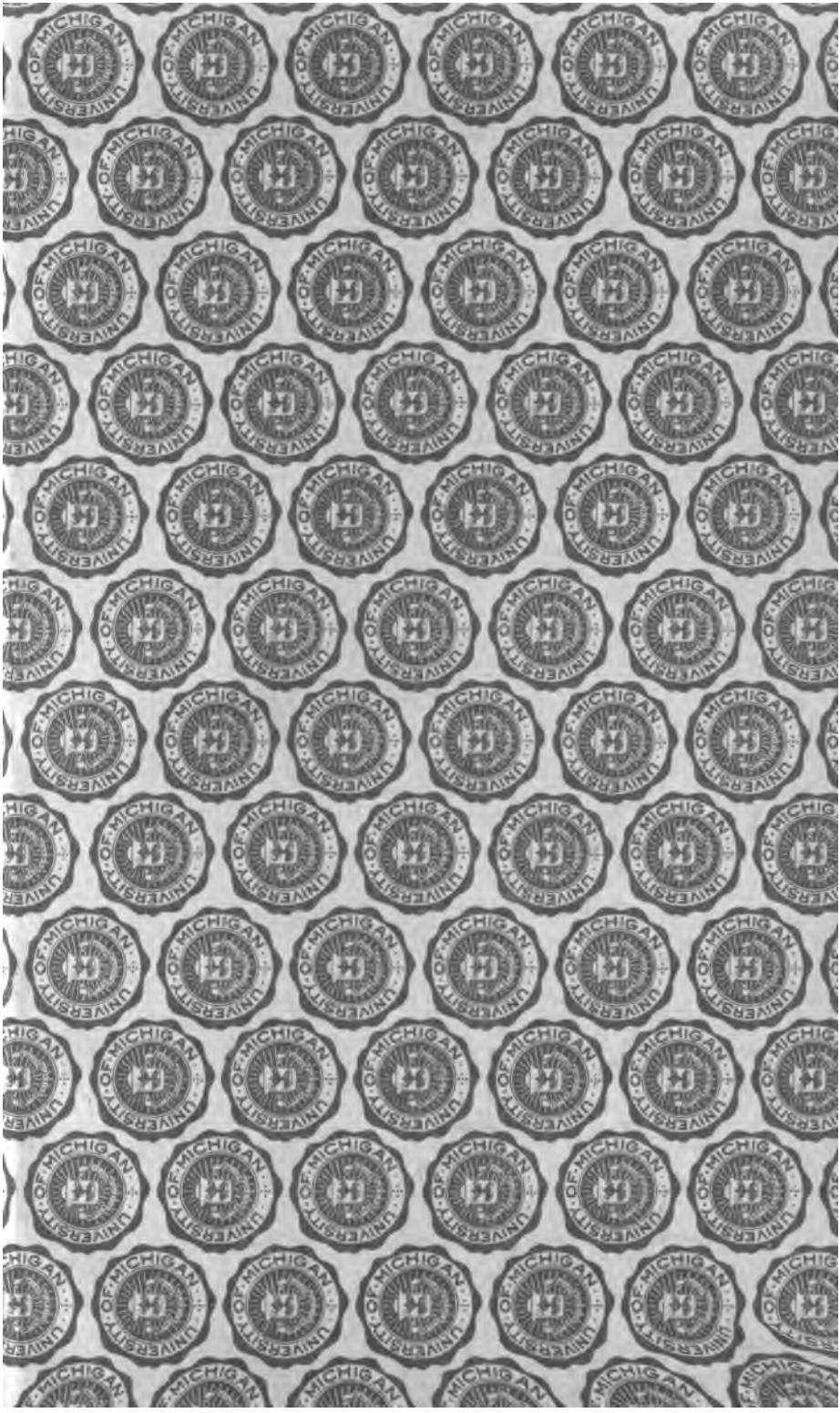
Von

Ludwig Hirzel.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1891.

Printed in Germany.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


UNIVERSITY OF MICHIGAN

141 -

Wieland

und

Martin und Regula Künzli.

Ungedruckte Briefe und wiederaufgefundene Actenstücke.

Von

Ludwig Heinrich Caspar Hirzel.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1891.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

838
W640
H67wi

27
53.

Vorrede.

Die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift war für den Verfasser derselben die folgende:

Im Herbst 1884 machte Hr. Nationalrath Stämpfli-Studer, Buchdruckereibesitzer in Bern, dem Unterzeichneten die Mittheilung, daß in seiner Familie eine größere Anzahl alter Papiere litterarischen Inhalts aufbewahrt würden und Hr. F. Studer-Leuzinger in Bern, der damalige Inhaber jener Papiere, hatte die Güte, dem Unterzeichneten Durchsicht und theilweise Erwerbung derselben zu gestatten. Die genannten Papiere waren der durch die Nachkommen von Ulrich Hegners Adoptivsohn Leuzinger nach Bern gelangte litterarische Nachlaß Hegners. Eine Anzahl wichtiger Documente — es sei hier nur an die werthvollen Briefe Martin Usteris an Ulr. Hegner über die Holbeinschen Fresken am Hertensteinschen Hause zu Luzern[1]) erinnert — fanden sich in diesem Nachlaß und auch die bedeutendste litterarische Neuigkeit, welche das vorliegende Buch den Lesern darbietet, die Briefe Wielands an Martin und Regula Künzli, waren in demselben verborgen.[2])

Sogleich nach der Entdeckung der Wielandschen Briefe dachte der Unterzeichnete natürlich an eine Veröffentlichung derselben. Aber es schien nothwendig, den Briefen einige Notizen über Leben

[1]) Vgl. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, V, 155 und Th. v. Liebenau, H. Holbeins Fresken am Hertenstein-Hause in Luzern ꝛc. Luz. 1888, S. 8.

[2]) Der Nachlaß Hegners, abgesehen von den Briefen Wielands und einigen anderen vom Verfasser dieser Zeilen erworbenen Actenstücken, ist nunmehr von den frühern Besitzern der Stadtbibliothek zu Winterthur geschenkweise übermittelt worden.

und Verhältnisse der Adressaten und einige Erklärungen über die in den Briefen erwähnten Gegenstände der Unterhaltung Wielands mit seinen Freunden beizugeben. Dies war bei dem Dunkel, in welchem die Gestalten der Geschwister Künzli bisher schwebten, keine ganz leichte Sache und die Hilfe vieler Freunde mußte in Anspruch genommen werden. Insbesondere erheischte die Ermittelung der in Wielands Briefe vom 6. April 1757 erwähnten, bisher unbekannten Schrift Wielands gegen A. F. Reinhard eine lange Nachforschung, da auch die auf der Stadtbibliothek in Zürich aufbewahrten Briefe Künzlis an Bodmer keinen genügenden Aufschluß gaben und wiederum verlangten diese letztern selbst eine eingehende Berücksichtigung und eröffneten auch ihrerseits ganz neue Einblicke in das litterarische Leben und Treiben in Zürich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

So kommt es, abgesehen von allerlei Störungen, daß die Veröffentlichung der Briefe Wielands erst jetzt erfolgt, daß ihre Einleitung und Erklärung zu einem ganzen Buche geworden ist, und endlich auch, daß der öffentliche Dank, den der Herausgeber den obengenannten Herrn Nationalrath Stämpfli-Studer und F. Studer-Leuzinger schuldet und dem er hiermit aufs wärmste Ausdruck geben möchte, leider den Einen derselben, Hrn. Studer-Leuzinger, nicht mehr am Leben trifft, da ihn eine tückische Krankheit in der Blüthe seiner Jahre im vergangenen Frühling dahingerafft hat.

Wenn in der folgenden Darstellung nicht bloß den persönlichen Verhältnissen der Geschwister Künzli und der Erklärung von Wielands Briefen an dieselben besondre Aufmerksamkeit geschenkt, sondern auch der weitern schriftstellerischen Thätigkeit Wielands während seines Zürcher Aufenthaltes und dem Verkehre des schwäbischen Dichters mit verschiednen andern Personen aus dem Kreise seiner Schweizer Freunde eine eingehendere Berücksichtigung zu Theil wurde, so wird das hoffentlich keinen Tadel erfahren. Es wird vielmehr der Leser leicht erkennen, daß ohne Rücksicht auf das Verhältniß Wielands zu Bodmer und Breitinger, zu

Waſer und Sulzer und vielen andern eine gründliche Unterſuchung über Wielands Beziehungen zu Martin und Regula Künzli gar nicht zu führen geweſen wäre und daß ſich ſomit die vorliegende Arbeit von ſelbſt nebenbei zu einer Skizze von Wielands Leben und ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit überhaupt, in den Jahren 1753 bis 1759, geſtalten mußte.

In dieſer Skizze, (in welcher übrigens nirgends Vollſtändigkeit beabſichtigt wurde,) iſt der Verfaſſer ſelbſtverſtändlich über Allbekanntes ſchnell hinweggegangen, um dem Neuen, aus welchem ſeine Darſtellung vorzugsweiſe ſich aufbaut und welches Fachgenoſſen leicht in ſeinem Umfange erkennen werden, um ſo mehr Platz zu geben und um ſein eigentliches Thema nicht aus dem Auge zu verlieren. Iſt daher ſeine Darſtellung in gewiſſem Sinne nur eine einſeitige, wenigſtens inſofern ſie Wieland faſt nur von der Seite, auf welcher die Geſchwiſter Künzli und ihre Freunde ſtehen, in's Auge faßt, und iſt dieſelbe andererſeits auch im Einzelnen gewiß nicht von Fehlern frei, ſo glaubt der Verfaſſer doch in vorliegender Schrift einen nicht ganz unweſentlichen Beitrag zur künftigen, vollſtändigen Biographie Wielands geliefert zu haben. Iſt doch gerade über den im vorliegenden Buche behandelten wichtigen Lebensabſchnitt des Dichters eigentlich immer noch nur wenig bekannt und ſo vieles von dem in den litterar-hiſtoriſchen Werken Mitgetheilten der Berichtigung und Vervollſtändigung bedürftig.

Am Ende ſeiner Arbeit angelangt, hat der Verfaſſer die angenehme Pflicht, allen Denen den verbindlichſten Dank zu ſagen, welche ihn bei ſeiner Arbeit unterſtützt haben: vor allem Hrn. Alt-Rector Dr. G. Geilfus in Winterthur, der mit nie ermüdender Gefälligkeit und Ausführlichkeit die verſchiedenſten Fragen über die Verhältniſſe der Künzliſchen Familie ꝛc. beantwortete,[1]) ſowie Hrn. Prof. Dr. H. Funck in Carlsruhe, der dem Verfaſſer das für die Zürcher Verhältniſſe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts

[1]) Leider trifft auch dieſes Dankeswort nicht mehr den Lebenden: während des Druckes vorliegender Zeilen kommt die Nachricht von dem am 18. Februar dieſes Jahres erfolgten Hinſcheiden des verdienſtvollen Dr. Geilfus.

ſo werthvolle Tagebuch Ring's auf längere Zeit zur Benutzung überließ, nicht weniger aber auch Hrn. Dr. H. Eſcher in Zürich und Prof. A. Schumann in Aarau, welche ihn die Schätze der ihnen anvertrauten Bibliotheken zu Zürich und Zofingen in ausgibigſter Weiſe benutzen ließen, endlich verſchiednen andern Freunden, deren Namen der Leſer im Laufe der folgenden Darſtellung begegnen wird.

Bern, im Februar 1891.

Dr. Ludwig Hirzel,
Profeſſor.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort III

I. Martin Künzlis Leben und Schriften. Wielands Beziehungen zu Martin und Regula Künzli 3

II. Wielands Briefe an Martin und Regula Künzli . . . 151

Anhang.

1. Verzeichniß der Schriften von J. H. Waſer 183
2. Brief von Gleim an Wieland 187
3. Schlußcapitel von Wielands Sympathien nach der Ausgabe von 1756 191
4. Briefe Wielands an J. L. Zellweger 195
5. Recueil X pour le prix de l'Académie 201
6. Waſers und Wielands: Beurtheilung der Schrift, die im Jahr 1755 den Preis von der Academie zu Berlin erhalten hat. Nebſt einem Schreiben an den Verfaſſer der Dunciade für die Deutſchen 203
7. Brief Klopſtocks an Bodmer 234

Perſonenverzeichniß 237

I.

Martin Künzlis Leben und Schriften.

Wielands Beziehungen zu Martin und Regula Künzli.

Die Namen Martin und Regula Künzli, deren Träger in ihrer Verbindung mit dem jungen Wieland und dessen Kreise in Zürich die vorliegende Darstellung zum ersten Male der Nachwelt vor Augen zu stellen versucht, gehören einem zu Winterthur im Kanton Zürich seit 1549 heimischen[1]) Geschlechte an, welches im Laufe der Zeiten eine ganze Reihe tüchtiger, theils in der Wissenschaft, theils in bürgerlicher Amtsthätigkeit vor ihren Mitbürgern sich auszeichnender Persönlichkeiten hervorgebracht hat.

In seinem bekannten Allgemeinen Schweizerischen Lexicon hat Johann Jacob Leu fünf Mitglieder der Familie Künzli namhaft gemacht, welche, seit dem Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts und in einem Zeitraum von nicht viel mehr als achtzig Jahren, zum Amte eines Schultheißen in ihrer Vaterstadt Winterthur aufstiegen: Abraham Künzli ward Schultheiß anno 1599, Heinrich a. 1634, Andreas im gleichen Jahre, Hans Conrad a. 1658 und Jacob a. 1682[2]). Während noch im achtzehnten Jahrhundert verschiedne Mitglieder der Familie im Rathe zu Winterthur saßen oder sonst in höhern bürgerlichen Aemtern thätig waren, widmeten sich Andere schon in früherer Zeit dem Studium der Medicin oder erwarben sich einen Namen als gelehrte Theologen. So wurde Antoni Künzli 1671 Doctor der Medicin zu Basel und gab im genannten Jahre eine Dissertation „De Colica passione“ und 1705 eine „Kurze Beschreibung des uralten Gold-Bads zu

[1]) Geschichte der Stadt Winterthur, nach Urkunden bearbeitet von Joh. Conrad Troll. Siebenter Theil, Winterthur 1848, Seite 11.

[2]) Leu XI, 243. Vgl. Troll, Geschichte der Stadt Winterthur, V, 105.

Winterthur“[1]) heraus, „und Johann Jacob ward 1698 auch Medicinae Doctor zu Costanz“ und gab eine Dissertation „De Bile“ in Druck, während wiederum der Bruder dieses Johann Jacob, Hans Georg, 1674 mit einer Schrift „Κοσμοφθορία, dissertatio brevis de mundi interitu“ und mit einer Abhandlung „De Arbore vitae et arbore scientiae boni et mali“ hervortrat, und 1684 Rector und 1722 Prediger zu Winterthur wurde. Von einem jüngern Künzli, Namens Abraham, einem „geschickten Wundarzt und Medicinae practico zu Winterthur“, wurden 1760 im Hamburg. Magazin (XXIII, 5. Stück) drei medicinische Erfahrungen unter dem Titel „Spiegel des menschlichen Elends“ veröffentlicht, wie die Zürcher „Freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern“ 1760, 367 hervorheben. Auch historische Studien beschäftigten zu verschiedenen Zeiten einzelne Mitglieder der Künzlischen Familie: „Es hat Anton die merkwürdigsten Begebenheiten der Stadt Winterthur von 1611—43 in Schrift verfasset,“ sagt Leu im dritten Bande der Supplemente zu seinem Lexicon, und ebenso zeichneten, nach demselben Gewährsmann, auch Andreas und Jacob Künzli Historica von Winterthur auf. Es darf wohl den vorstehenden Notizen über die Familie Künzli noch die weitere beigefügt werden, daß auch Elisabeth Sulzer, die Mutter des einst so gefeierten Aesthetikers Johann Georg Sulzer zu Berlin, dem Geschlechte der Künzli in Winterthur angehörte.[2])

Was im Besonderen die in den folgenden Blättern näher zu schildernden Angehörigen der Familie Künzli betrifft, so waren auch Martin und Regula beide in Winterthur geboren und die Kinder des dortigen Malers Hans Georg Künzli und der Regula Hegner.

Der Vater Künzli bekleidete im Laufe der Jahre eine Reihe wichtiger Aemter in seiner Vaterstadt. Aus seiner im Jahre 1700 geschlossenen Ehe mit Regula Hegner gingen zwölf Kinder hervor

---

[1]) Troll, III, 89.

[2]) Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Zürich 1860 III, 291.

von denen Martin, geboren am 7. April 1709, der Reihenfolge nach das siebente, Regula, geboren am 20. Mai 1718, das elfte war.[1])

Ueber die Jugendgeschichte Martin Künzlis ist nur wenig zu ermitteln. Den ersten Unterricht genoß er ohne Zweifel in seiner Vaterstadt; später mag er in Zürich studirt haben und in Herborn, wo er 1728 eine Dissertation „De Mose scriptorum sacrorum et priore et primario, Praes. H. Calkovio Theol. Prof." in Druck gab,[2]) schloß er seine theologischen und philosophischen Studien ab. In demselben Jahre 1728 ward er in der Heimath examinirt und erschien unter der Zahl der Exspectanten für eine geistliche Stelle.[3])

---

[1]) Herr alt Rector Dr. Geilfuß in Winterthur macht über die Familie des Malers Künzli folgende dankenswerthe Mittheilungen:

Hans Georg Künzli, Maler, großen Raths 1705; Amtmann in Husen 1713; kleinen Raths 1727; Spitalmeister 1730; Kirchenpfleger 1736; Bauherr 1737.

Regula Hegner, geb. 11. Nov. 1677, cop. 26. Sept. 1700, gest. 25. Juli 1734.

Kinder: 1. Anna, geb. 12. Juli 1701.
2. Conrad, geb. 29. Aug. 1702.
3. Maria Ursula, geb. 15. Dec. 1703, gest. 18. Febr. 1720.
4. Martin, geb. 10. Mai 1705.
5. Martin, geb. 20. Juli 1706.
6. Martin, geb. 20. Oct. 1707.
7. Martin, geb. 7. April 1709.
8. Hans Georg, geb. 9. Januar 1711.
9. Anna, geb. 20. Nov. 1712, vermählt mit Johannes Hauhart.
10. Elisabetha, geb. 6. Dec. 1714, gest. 3. Juli 1763.
11. Regula, geb. 20. Mai 1718, gest. 5. Januar 1800.
12. Anna Barbara, geb. 8. Dec. 1720, gest. 21. April 1799.

„Bei den drei Martin, 4, 5 und 6, bei deren Namen kein Todesjahr angegeben ist, glaube ich," fährt Hr. Dr. Geilfuß fort, „annehmen zu dürfen, daß sie todt zur Welt kamen oder bald nach der Geburt starben. Die Beharrlichkeit des Herrn Papa, mit welcher er einen lebenskräftigen Martin auf die Beine zu stellen versuchte, verdient sicherlich alle Anerkennung und scheint auch durch den Erfolg, welchen der vierte seines Namens erlangte, nach Verdienst belohnt worden zu sein."

[2]) Diese Dissertation citiert Leu, Lex. XI, 243. Die Versuche, sie aufzutreiben, waren leider vergeblich.

[3]) Aus einer Liste der Exspectanten theilt Dr. Geilfuß mit: Natus 1709; examinatus 1728 Martin Künzli.

Als solchem boten sich ihm nach den damaligen Verhältnissen freilich zunächst nur geringe Aussichten. Denn zu den wenigen Prediger- oder Schullehrerstellen, die Winterthur damals zu vergeben hatte, konnten bei dem großen Andrang zum theologischen Studium auch die fähigsten Köpfe oft nur sehr spät gelangen.[1]) Künzli ging „als Erzieher junger Grafen" nach Italien und brachte, wie berichtet wird, lange Zeit in jenem Lande zu.[2]) Wir wissen nicht, in welche Jahre dieser Aufenthalt in Italien fällt, während dessen eine gewisse Bequemlichkeit der Lebensführung Künzli zur Gewohnheit geworden zu sein scheint, die später nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung seiner Verhältnisse blieb. Gewiß ist aber, daß Künzli zu Anfang der vierziger Jahre wieder in Winterthur war. Um diese Zeit beginnt sein brieflicher Verkehr mit Johann Jacob Bodmer, welch letzteren Künzli um diese Zeit, und zwar bei einem Besuche in Trogen, wahrscheinlich bei Dr. Laurenz Zellweger, persönlich näher kennen gelernt hat und dessen Gewogenheit er sich bis an's Ende seines Lebens erfreute.[3])

Im Jahre 1749, nach fast zwanzigjährigem Warten erhielt Künzli die Stelle eines Mittagspredigers zu Sanct Georg in Winterthur und das Jahr darauf, 1750, die des Provisors an der Stadtschule ebendaselbst.[4]) War die erstere Stelle, welche

[1]) Vgl. G. Finsler, Zürich in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, Zürich 1884, S. 126. Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen, Zürich 1779, 1, 63.

[2]) Troll, Geschichte der Stadt Winterthur, W. 1840, II, 58.

[3]) Künzli schreibt am 5. März 1753 an Bodmer (Manuscr. auf der Stadtbibliothek in Zürich): „Trogen ist der Ort, so mir zuerst Dero nähere Bekanntschaft und darauf erfolgte ganz unsagbare Gewogenheit gebracht." Aus dem ersten Briefe Künzlis an Bodmer vom 24. August 1744 ist ersichtlich, daß die persönliche Bekanntschaft beider damals schon stattgefunden. Ueber Bodmers Verbindung mit Zellweger vgl. J. C. Hirzel, Denkmal Herrn Doctor Laurenz Zellweger errichtet, Zürich 1765, S. 101 und Mörikofer, Die Schweizer. Litteratur, Leipzig 1861, S. 86 ff., sowie unten.

[4]) „Angaben des Winterthurer Bürgerbuches, geführt von Antonius Künzli, im Besitze der histor.-antiquar. Gesellschaft zu Winterthur." Mittheilung von Dr. Geilfuß. Vgl. Bodmer an Heß, 11. Juli 1750, Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, Gotha 1875, S. 487.

jeweilen dem ältesten Exspectanten zufiel,[1]) vielleicht nur wenig geeignet, Künzli innerlich zu befriedigen, so bot dagegen die andere, die dritte im Range der damaligen Schulordnung,[2]) dem geistreichen und gelehrten Manne, der besonders in der Wolff'schen Philosophie gründlich gebildet war, nicht nur endlich eine gesicherte Existenz, sondern auch hinreichend Gelegenheit, seine pädagogischen Talente zu üben und seine Gelehrsamkeit mitzutheilen. Es hat der Lehrerthätigkeit Künzlis nicht an Anerkennung gefehlt: Der 1818 als Zeichnenlehrer zu Bern gestorbene Maler Heinrich Rieter von Winterthur, der 1763 die Schulen seiner Vaterstadt besuchte, schreibt in einem Berichte über den im ganzen sehr mangelhaften Unterricht der Winterthurer Jugend in damaliger Zeit: „Um so mehr werden sich die, welche mit mir nur diesen mangelhaften Unterricht genossen, lebhaft und mit Dank einiger vorzüglicher Lehrer, die ohne Vorschrift, gern und liebreich, uns ihr im Ausland erworbenes Wissen mitgetheilt, des Herrn Rector Künzli, Pfarrer Sulzer als Conrector und Rector Sulzer erinnern."[3]) Was von der Lehrerthätigkeit Künzlis in seinen spätern Jahren gilt, darf von derselben unbedenklich auch für eine frühere Zeit angenommen werden.

Künzli ist schon während der langen Jahre seiner Exspectantenzeit schriftstellerisch ziemlich thätig gewesen. Von J. J. Bodmer scheint er sogleich nach der ersten Bekanntschaft als Mitarbeiter an den „Freimüthigen Nachrichten von Neuen Büchern und andern

[1]) „Diese Stelle besteht auff dem ältesten Exspectanten, wird durch den ersetzten kleinen rath erwehlt und hat jährlich an Kernen 8 Mütt
Haber 8 Mtt
Wein 4 Saum
Gelt 80 fl."
Mittheilung von Dr. Geilfuß aus einem Verzeichniß der Mittagsprediger zu St. Georgen.

[2]) Der Provisor folgte nach dem Rector und Conrector. „Provisor wirt durch den ersetzten kleinen Rath erwehlt und hat jährlich an Kernen 16 Mtt., Haber 4½ Mltr., Wein 6 Saum, Gelt 90 fl. Item Haus und Hoff in der Stadt und ein Garten vor dem Thor und an Holz 12 Klftr., wie auch das Schulgelt, so die Knaben gebent, thut jährlich 25 bis 30 fl." Mittheilung von Dr. Geilfuß.

[3]) Troll, Geschichte der Stadt Winterthur, II, 111.

zur Gelehrtheit gehörigen Sachen", Zürich 1744 ff., gewonnen worden zu sein,[1]) dem Hauptorgan des geistigen Lebens im damaligen Zürich. Und Bodmer, der seine litterarischen Arbeiten Künzli mittheilte und gerne dessen kritische Bemerkungen über dieselben vernahm (so im December 1746 Künzlis Besprechung des Gedichtes „Die gerechtfertigte Trauer"[2]), leistete seinerseits wiederum Künzli bei dessen Arbeiten Hilfe mit Rath und That und nahm in seine eigenen Schriften, so in die 1749 erschienenen „Neuen Critischen Briefe" Aufsätze von Künzli auf.[3])

Künzlis schriftstellerische Arbeiten, soweit sie sich heute noch ermitteln lassen, waren größtentheils philosophische und theologische Abhandlungen und Untersuchungen im Anschlusse an die Arbeiten Anderer, Recensionen, kritische, sowie humoristisch-satirische Darstellungen und Betrachtungen verschiedenster Art. Dem scharfen kritischen Geiste und der satirischen Laune, die ihn erfüllte, scheint

[1]) Künzli an Bodmer, 24. Aug. 1744: „Es wäre mir lieb, wenn der zweite Artikel vom Stapfer auch gedruckt werden könnte" u. s. w. (Manuscript auf der Stadtbibliothek Zürich). Demnach scheint der in den Freim. Nachr. vom 5. Aug. 1744 erschienene Artikel über Joh. Fr. Stapferi, V. D. M. Helv. Bern. Institutiones Theologiae Polemicae universae aus Künzlis Feder geflossen zu sein. Künzli an Bodmer, am 12. März 1749: „Wie kömmts, daß er [G. F. Meier in Halle] sich so des Baumgarten angenommen und nicht lieber seine eigene Sache so schön vertheidiget, denn Sie wissen, daß ich seine Meinung der harmonia praestabilita in den Freimüthigen Nachrichten eh'mal widerleget, wenigstens habe ich es nicht erfahren, daß er sich dagegen verantwortet." Die Freimüthigen Nachrichten brachten in Nr. VI vom 9. Hornung 1746 (III. Jahrg. S. 42) eine Kritik über „M. Georg Friedr. Mejers Beweiß der vorherbestimmten Uebereinstimmung", welche demnach ebenfalls als eine Arbeit Künzlis zu betrachten wäre.

[2]) Zur angegebenen Zeit hatte Bodmer seine „Critischen Lobgedichte und Elegien" (Zürich 1747), in denen das genannte Gedicht gedruckt ist, an Künzli gesandt.

[3]) Vier „Eubulus" unterzeichnete, von Künzlis Hand geschriebene Aufsätze finden sich in der Sammlung der Briefe Künzlis an Bodmer auf der Zürcher Stadtbibliothek. Bodmer hat auf die einzelnen Aufsätze geschrieben: „75, 76, 77, 78 Brief." Es sind die in „Neue Critische Briefe über ganz verschiedene Sachen von verschiedenen Verfassern" S. 507—542 gedruckten Stücke.

Künzli jedoch bisweilen auch in Versen Ausdruck gegeben zu haben. Eine kleine Dichtung Künzlis, welche den Geist ihres Verfassers hübsch characterisirt und mit Unrecht heute vergessen ist, hat die im Jahre 1780 von J. Bürkli herausgegebene „Schweitzerische Blumenlese" im ersten Theil, S. 69, überliefert[1]):

„Kunst, den Pöbel zu führen.

Eine Fabel. 1748.

Ein Bauer ritt von Haus, sein Esel war sein Pferd,
Er kam an einen Fluß, der ihm den Weg versperrt.
Doch eine Fähre stand bereit an dem Gestade.
Er tritt in's Schiff hinein und zieht den Esel nach;
Allein der Esel ist hinein zu gehn gemach;
Ihm rauscht der Strohm zu stark, er scheut sich vor dem Bade.
Auch trauet er nicht wohl der zitternd schwachen Brücke.
Der Bauer zieht ihn fort, der Esel zieht zurücke,
Und geht, wie Krebse gehn: Es war ein harter Stand;
Doch Esel kriegen ja so oft die Oberhand!
Flegmatisch stehet er auf dem erfochtnen Land.

Der Bauer war zum Glück ein Bauer, welcher dachte!
Er sagte bey sich selbst: Wofern ich's recht betrachte,
So kam das, weil ich's nicht am rechten Ort ergriff,
Itzt greif ich's klüger an. Er steiget aus dem Schiff,
Ergreift das Thier bey'm Schwanz und zieht es nach Vermögen
Zum Ufer hin — das Thier sperrt sich mit Macht dagegen,
Bis daß es seinen Schwanz von der Gewalt befreyt,
Dann wirft es sich in's Schiff mit Esels Munterkeit —
So viel ist, sprach der Mann, an weiser List gelegen!" [2])

Auf die schriftstellerische Thätigkeit Künzlis, die wir im Folgenden zunächst ins Auge fassen, hat indessen nicht bloß der um ein volles Jahrzehnt ältere Bodmer bestimmenden und fördernden Einfluß ausgeübt. Auch von Johann Heinrich Waser, der 1746 als Diaconus nach Winterthur kam und später durch seine

[1]) Zürich und Winterthur, Bey Joh. Caspar Füßli Sohn und Heinrich Steiner und Comp. 1780. 3 Theile. 8°.

[2]) Im Inhaltsverzeichniß der Blumenlese ist die Unterschrift des Gedichtes: „R. Künzli" durch: Rector Künzli erklärt. 1760 ward Künzli Rector der Schule zu Winterthur, s. unten.

Ueberſetzungen des Butler, des Swift und des Lucian zu nicht geringem Anſehn gelangte, empfing Künzli die bedeutendſten Anregungen.

Joh. Heinrich Waſer war vier Jahre jünger als Künzli, 1713 geboren. Er ſtammte aus einer alten ſtadtzürcheriſchen Familie, war aber in Veltheim bei Winterthur geboren, wo ſein Vater Pfarrer war, und von wo aus er ſchon in jüngeren Jahren mit Künzli in Verbindung gekommen zu ſein ſcheint.

Waſer ward 1733 als Theologe ordinirt, kam dann als Lehrer nach Sargans, ward Vicar ſeines Vaters in Veltheim und lebte als Katechet in Zürich, bevor er im Sommer 1746 das Diaconat in Winterthur übernahm.[1]) Er war wie Künzli, mit dem er ſchon während ſeines Aufenthaltes in Zürich innig befreundet war,[2]) und ſeit ſeiner Ueberſiedelung nach Winterthur faſt in täglichem Verkehr ſtand, ein gründlich gebildeter Theolog und ein trefflich geſchulter philoſophiſcher Kopf. Wie Künzli war er „in die Wolffiſche Lehrart und vornehmlich in die Lehre von der beſten Welt vertieft",[3]) er hatte ſchon als Jüngling mit ſeinem Jugendfreunde, dem nachmaligen Zürcher Bürgermeiſter J. Conr. Heidegger, die lateiniſchen philoſophiſchen Schriften Wolffs gemeinſchaftlich geleſen.[4]) Wie Künzli brachte er allen neuen Erſcheinungen der damaligen deutſchen Litteratur, der wiſſenſchaftlichen wie der „ſchönen", das lebhafteſte Intereſſe entgegen.[5]) Durch

[1]) Conspectus Ministerii Turicensis, Mſcr. auf d. Stadtbibl. in Zürich.

[2]) Waſer an S. G. Lange (Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe, Halle 1769, I, 226), Zürich, d. 10. Juni 1746: „Mein Künzli kommt dieſe Woche her, mich und meine Doris" [Waſers nachherige Gattin Maria Wolf] „zu beſuchen. Sie haben einander noch nie geſehen und beiderſeits längſt verlangt, ſich auch perſönlich zu kennen." Vgl. ebenda, 248: „Dieſen Morgen iſt Hr. Künzli zu meiner großen Freude (ſo wie er ſelbe ſagt) hier angelangt und erſucht mich, Ihnen in ſeinem Namen einen höflichen Gruß zu überſchreiben."

[3]) Bodmer, Denkmaal dem Ueberſetzer Butlers, Swifts und Lucians errichtet, Deutſches Muſeum, 1784, I, 511 ff.

[4]) Conspectus Ministerii Turicensis.

[5]) Bodmer, a. a. O., vergl. Körte, Briefe der Schweizer Bodmer Sulzer, Geßner, Zürich 1804, S. 77. Stäudlin, Briefe berühmter und

seinen Landsmann J. G. Sulzer war er mit Sam. Gotth. Lange in Laublingen in Bekanntschaft gekommen und stand mit demselben in brieflichem, auch dichterischem Verkehr, wie er denn auch eine Zeit lang mit Künzli anakreontische Lieder wechselte.[1])

Die beiden Freunde Künzli und Waser waren aber nicht allein durch gleichen Bildungsgang und gleiche Interessen, sie waren auch durch gleiche Gemüths- und Sinnesart miteinander verbunden. Wie es von Waser in alten Aufzeichnungen heißt, er sei „ein stiller, sanfter, feiner Mann" gewesen,[2]) so wußten die Zeitgenossen auch an Künzli einen Zug socratischen Geistes zu rühmen.[3]) Wie Künzli, so war aber auch Waser ein neckischer Schelm, ein witziger, zeitenweise zu allen Späßen aufgelegter Kopf. Künzli mehr harmlos humoristisch, Waser mehr scharf satirisch. In dieser Gemeinsamkeit und doch wieder Verschiedenheit ihres Naturells sind Beide später von ihren Freunden mehrmals characterisirt worden. Schon 1750 in dem in Erwartung Klopstocks geschriebenen Gedichte „Verlangen nach dem Poeten" hat Bodmer Künzli als „den Kanzler der Thorheit" gepriesen und Wasers satirisches

---

edler Deutschen an Bodmer, Stuttgart 1794, S. 249 ff. Vgl. unten (Anhang) das Verzeichniß von Wasers Schriften.

[1]) S. oben S. 10 Anm. 2 und im Anhang das Verzeichniß von Wasers Schriften. Am 22. Aug. 1745 schrieb Bodmer an Sulzer (Mscr. Stadtbibliothek Zürich): „Diesen Sommer hab ich etliche vergnügte Tage mit Hrn. Künzli in Winterthur zugebracht. Vermuthlich gehe ich vor dem Herbst mit Hrn. Landschreiber Heidegger nochmals ihn zu besuchen. . . . Hat Hr. Waser auch geschrieben, daß Künzli mit ihm anakreontische Lieder wechselt. Sie sind aber von einer eigenen Tour. Ich glaube Hr. Gleim würd ihm seinen Beifall nicht versagen." Und am 6. Sept. 1745: „Ich stehe gleich in provinctu mit Hrn. Waser nach Winterthur zu reiten, wo auch Hr. Landschreiber Heidegger und Hr. Künzli sich einfinden sollen. . . . Ich überlasse Hrn. Waser zu melden, in was für einen furor die Lieder des Hrn. Gleims den einen und den andern der obigen Herrn versetzt haben, sodaß sie plötzlich auch anakreontische Lieder geschrieben haben." Vgl. Gervinus, Gesch. d. d. Dichtg., IV, 274.

[2]) Conspectus Ministerii Turicensis.

[3]) Bodmer an Sulzer, 15. Jan. 1766. J. Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, I, 422. Vgl. unten.

Talent gefeiert[1]); andererſeits ſchrieb Bodmer in dem kurz ſeinem Tode verſificirten Denkmal an ſeine Freunde, das G mit den Briefen an Bodmer herausgegeben hat:

„Waſer lachte mit Swifts und Lucians Mine des Momus,
Aber ſein Herz war weis' und gütig wie Addiſons Herz
Künzli belachte mit Socrates ernſtem Scherze die Thorheit,
Spürte ſie auf und verrieth ſie in ihrer künſtlichſten Ma

Dieſelben Eigenſchaften der beiden Freunde hat al Wieland hervorgehoben. In der lebendigen Erinnerung im Verlaufe dieſer Darſtellung näher zu erwähnende Beg hat er Künzli „die Perſonification der ſittigern Satire des genannt, „qui circum praecordia ludit", während er W ſeiner „hervorſtechenden anbohrenden Phyſiognomie" „v kauſtiſchen Spotte geboren" erklärte.[3])

In dieſer ihrer Lach- und Spottluſt, (die Bodmer noch in dem erwähnten Necrologe Waſers als eine characteriſtiſch ſchaft Waſers wie Künzlis hervorhebt und die beiden natürl Feinde machte und Unannehmlichkeiten aller Art zuzog,[4])

---

[1]) Bodmer's Apollinarien, herausgegeben von G. F. Stäud bingen 1783, S. 85. Vgl. Denkmaal dem Ueberſetzer Butlers, Sw Lucians errichtet von J. J. Bodmer. Deutſches Muſeum, 17. Bd. Lei I, 511, 515: „Heinrich Waſer, von dem in den Hexametern Verlan Klopſtocks Ankunft geſagt wird, daß er die Verwandlungen der wiſſe und ſie allemal nöthige in der belachten Geſtalt zu erſcheine Martin Künzli . . . iſt es, der in dem Gedichte Verlangen nach ausgezeichnet iſt: Eubulus, der Kanzler der Thorheit, der keiner ih ſchichten In das Vergeſſen zu ſinken vergönnt."

[2]) Briefe berühmter und edler Deutſchen an Bodmer. Heraus von G. F. Stäudlin, Stuttg. 1794, S. 328. (Anhang: Bodmer ni kannt.) Vgl. Bächtold, Vier kritiſche Gedichte von Bodmer, Heilbron S. 105. Gervinus, Geſch. d. d. Dichtung, IV, 58.

[3]) Hiſtoriſches Taſchenbuch von Fr. v. Raumer, X. Jahrg., Leip S. 415 ff., ſ. unten. Eine Abbildung der ſeltſamen Geſichtszüge findet ſich in den auf der Zürcher Stadtbibliothek vorhandenen Acta siastica Ministerii Turicensis, vgl. Conspectus M. T.

[4]) Bereits 1742 hatte Waſer gegen den in Zürich erſchienene eine, wie es ſcheint, ſchwindelhafte Praxis betreibenden ſächſiſchen Au Meiners und deſſen Anhänger eine Spottſchrift verfaßt, die ihm

Talent gefeiert[1]); andererseits schrieb Bodmer in dem kurz vor seinem Tode versificirten Denkmal an seine Freunde, das Stäudlin mit den Briefen an Bodmer herausgegeben hat:

„Waser lachte mit Swifts und Lucians Mine des Momus,
Aber sein Herz war weis' und gütig wie Addisons Herz war.
Künzli belachte mit Socrates ernstem Scherze die Thorheit,
Spürte sie auf und verrieth sie in ihrer künstlichsten Maske."[2])

Dieselben Eigenschaften der beiden Freunde hat aber auch Wieland hervorgehoben. In der lebendigen Erinnerung an eine im Verlaufe dieser Darstellung näher zu erwähnende Begebenheit hat er Künzli „die Personification der sittigern Satire des Horaz" genannt, „qui circum praecordia ludit", während er Waser mit seiner „hervorstechenden anbohrenden Physiognomie" „wie zum kaustischen Spotte geboren" erklärte.[3])

In dieser ihrer Lach- und Spottlust, (die Bodmer noch wieder in dem erwähnten Necrologe Wasers als eine characteristische Eigenschaft Wasers wie Künzlis hervorhebt und die beiden natürlich auch Feinde machte und Unannehmlichkeiten aller Art zuzog,[4]) fanden

---

[1]) Bodmer's Apollinarien, herausgegeben von G. F. Stäudlin, Tübingen 1783, S. 85. Vgl. Denkmaal dem Uebersetzer Butlers, Swifts und Lucians errichtet von J. J. Bodmer. Deutsches Museum, 17. Bd. Leipz. 1784, I, 511, 515: „Heinrich Waser, von dem in den Hexametern Verlangen nach Klopstocks Ankunft gesagt wird, daß er die Verwandlungen der Thorheit wisse und sie allemal nöthige in der belachten Gestalt zu erscheinen". . . . Martin Künzli . . . ist es, der in dem Gedichte Verlangen nach Klopstock ausgezeichnet ist: Eubulus, der Kanzler der Thorheit, der keiner ihrer Geschichten In das Vergessen zu sinken vergönnt."

[2]) Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer. Herausgegeben von G. F. Stäudlin, Stuttg. 1794, S. 328. (Anhang: Bodmer nicht verkannt.) Vgl. Bächtold, Vier kritische Gedichte von Bodmer, Heilbronn 1888, S. 105. Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung, IV, 58.

[3]) Historisches Taschenbuch von Fr. v. Raumer, X. Jahrg., Leipz. 1839, S. 415 ff., s. unten. Eine Abbildung der seltsamen Gesichtszüge Wasers findet sich in den auf der Zürcher Stadtbibliothek vorhandenen Acta ecclesiastica Ministerii Turicensis, vgl. Conspectus M. T.

[4]) Bereits 1742 hatte Waser gegen den in Zürich erschienenen und eine, wie es scheint, schwindelhafte Praxis betreibenden sächsischen Augenarzt Meiners und dessen Anhänger eine Spottschrift verfaßt, die ihm einen

Talent gefeiert [1]); an…
seinem Tode versificir…
mit den Briefen an

„Waser lachte mi…
Aber sein Her…
Künzli belachte…
Spürte sie au…

Dieselben Eige…
Wieland hervorgeho…
im Verlaufe dieser…
hat er Künzli „die…
genannt, „qui circu…
seiner „hervorstechen…
kaustischen Spotte ge…

In dieser ihrer…
in dem erwähnten Ne…
schaft Wasers wie Kü…
Feinde machte und…

[1]) Bodmer's Ap…
bingen 1783, S. 85. …
Lucians errichtet von J. …
I, 511, 515: „Heinrich …
Klopstocks Ankunft gesa…
wisse und sie allemal n…
Martin Künzli . . . ist …
ausgezeichnet ist: Eubul…
schichten In das Vergess…
[2]) Briefe berühmt…
von G. F. Stäudlin, …
kannt.) Vgl. Bächtold, …
S. 105. Gervinus, G…
[3]) Historisches Tas…
S. 415 ff., s. unten. …
findet sich in den auf d…
siastica Ministerii Tv…
[4]) Bereits 174…
eine, wie es scheint, …
Meiners und desse…

stellungen, vor allem diejenige des trefflichen …
Die Erinnerungen dagegen, welche sich in unse…
an den Namen Wieland knüpfen, sind in ihre…
Zusammenhange noch nicht gewürdigt worden. …
bilden jene sieben Jahre, die der junge schwäb…
theils in der Wohnung Bodmers, theils im …
Hause an der untern Zäune verbrachte, eine …
Episode, auf welche der Sänger des Oberon …
Zeiten immer gerne zurückkam.

Das Buch von Hirzel, das sich aus vollkomm…
Material aufbaut und eine Fülle von Aufschlüss…
erweitert den Kreis der angedeuteten Erinner…
überraschender Weise. Die Veranlassung boten …
fasser die Briefe Wielands an Martin und Regu…
welche er im Nachlasse von Ulrich Hegner fand…
diese Briefe nehmen kaum etwas mehr als de…
Theil des Buches ein, welches sich im Uebrigen …
Skizze von Wielands Leben und schriftstellerisch…
keit überhaupt in den Jahren 1753 bis 1759“ …

Unser Interesse wendet sich in erster Lin…
und Regula Künzli, dem Winterthurer Geschw…
zu, welches mit Wieland freundschaftlich verbund…

Martin Künzli (1709—1765) wurde, …
er in Zürich und Herborn Theologie und P…
studirt hatte, Mittagsprediger zu St. Georgen, …
Provisor, später Rektor der Stadtschule in W…
Bodmer war es, welcher ihn in das litterarisc…
Zürichs hineinzog und mit Klopstock und Wielan…
machte. *) Sulzer, Breitinger, Zellweger, vor …

*) In Bodmers Ode „Verlangen nach dem …
(1750), welche Klopstock den Zürcher Freundesk…
dern sollte, erschien Künzli, dessen improvisatorisch…

… Praxis betreibenden sächsischen Augenarzt
…ne Spottschrift verfaßt, die ihm einen

Waſer und Künzli jeder eine ihn immer mehr anſprechende Beſtärkung und Ergänzung ſeines eigenen Weſens. Faſt ſelbſtverſtändlich iſt es daher, daß auch die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beider Männer zum Theil eine gemeinſame war, wenigſtens daß, was die im Folgenden näher zu beſprechenden größern Arbeiten Künzlis betrifft, der dem Freunde, wie es ſcheint, vielfach überlegene Waſer bei der Herausgabe derſelben immer irgendwie die Hand im Spiele hatte: ſei es, daß er zur Abfaſſung oder Vollendung ermunterte, oder geradezu mitarbeitete, ſei es, daß er zum Drucke verhalf oder daß er eine eigene Beigabe ſpendete. Kurz, wie die Namen der beiden Freunde in den der Nachwelt überlieferten Zeugniſſen über ſie faſt immer zuſammengefügt ſind, ſo hat in Wirklichkeit bei Lebzeiten der beiden Männer in perſönlichem Umgang und zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit eine fortdauernde Verbindung derſelben ſtattgefunden.[1])

---

obrigkeitlichen Verweis zuzog: „1742 ward Hr. Exſpectant H. Waſer als Author des bei uns edirten ſatiriſchen Scripti und Spottſchrift bei Anlaß des bei uns geweſenen Oculiſten Meiners für MGH. geſtellet, ihme die hochobrigkeitliche Erkenntniß vom 29. Mai hierüber vorgeleſen und kraft ſelbiger ihme von Antiſtite u. beyden Hrn. Seckelmeiſtern ein benöthigter kräftiger Zuſpruch u. nachdrückliche Anweiſung, wie er ſich künftig als Miniſter geziemend zu betragen haben ſolle, gethan.“ Acta ecclesiastica Minist. Turic. (Handſchr. auf d. Stadtbibl. in Zürich), XXIII, 17. Es ſcheint, daß Waſer der Satire gegen Meiners wegen (ſ. unten Anhang I) Zürich eine Zeit lang verlaſſen habe und nach Leipzig gegangen ſei. Hierauf deutet ein aus Leipzig datierter ſatiriſcher Brief Waſers (Zürch. Mſcr. l. c.), der auf die Meiners'ſche Angelegenheit Bezug hat, und ebenſo eine ſonſt von Irrthümern nicht freie Notiz in: Ephemeriden d. Menſchheit, Leipz. 1781, I, 498 (v. J. R. Sulzer).

[1]) In ſeinem obenerwähnten „Denkmaal dem Ueberſezer Butlers, Swifts und Lucians errichtet“ (Deutſches Muſeum 1784, I, 511 ff.), auf welches hier in Bezug auf die Lebensverhältniſſe und die nähere Characteriſtik Waſers verwieſen ſei, hat Bodmer ſelbſtverſtändlich über Waſers hauptſächlichſte Schriften geſprochen, doch ohne genaue Angabe der Titel, auch mit Erwähnung des nur handſchriftlich erhaltenen. Es fehlt noch immer ein zuverläſſiges Verzeichniß von Waſers Schriften, wie auch eine den heutigen Anſprüchen genügende Monographie, welche der Mühe wohl werth wäre. Mit der im Anhang vorliegenden Buches gegebenen Zuſammenſtellung ſoll der Anfang zu einem Verzeichniß von Waſers meiſt ganz vergeſſenen Schriften gemacht werden. S. unten Anhang I.

Die schriftstellerische Thätigkeit Martin Künzlis ist aber auch noch durch einen dritten Freund, der wiederum mit den beiden Genannten, Bodmer und Waser, auf's Engste verbunden war, angeregt und beeinflußt worden. Dieser Freund war Johann Georg Sulzer, Künzlis specieller Landsmann, der später als Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Berlin so bekannt gewordene Verfasser der „Theorie der schönen Künste".

Joh. Georg Sulzer, 1720 in Winterthur geboren, war mehr als elf Jahre jünger als Künzli. Ueber den Anfang seiner Beziehungen zu dem Letzteren scheint Näheres nicht zu ermitteln.[1]) Als Sulzer 1739 seine theologischen Studien in Zürich abgeschlossen hatte, und nun auch in die Reihe der „Exspectanten", in welcher Künzli noch immer stand, getreten war, mag die Verbindung zwischen den beiden Männern, wenn sie vorher noch nicht bestand, geschlossen worden sein.[2]) Gewiß ist, daß Sulzers und Künzlis Freundschaft, als Ersterer 1743 nach Deutschland, und zwar zuerst nach Magdeburg zog, schon fest begründet war: vielleicht hatte gerade Sulzers letzte Stellung in der Schweiz, als Hauslehrer in Schloß Wyden an der Thur (nicht weit von Winterthur), die widerholte persönliche Begegnung der beiden Männer ermöglicht.

Es ist bekannt, daß der frühreife und fleißige J. G. Sulzer schon als angehender Zwanziger während seines Vicariates zu Maschwanden im Kanton Zürich als Schriftsteller aufgetreten ist. Bereits 1741 hatte Sulzer die „Ausführliche Beschreibung einer

[1]) Es liegt nahe daran zu denken, daß der erste Grund der Verbindung beider Männer in verwandtschaftlichen Beziehungen zu suchen sei, da Sulzers Mutter eine gebórene Künzli (s. oben), seine Großmutter mütterlicherseits eine geborene Hegner war und auch Künzlis Mutter wiederum der Familie Hegner angehörte. Indessen ist, wie Hr. Dr. Geilfuß gütigst mittheilt, eine nähere Verwandtschaft beider doch nicht nachzuweisen.

[2]) Im Deutschen Museum, Leipz. 1779, I, 265 erzählt Sulzer, daß er 1741 in Zürich mit Waser in Bekanntschaft gekommen sei, „die allmälig in die engste Freundschaft übergieng". Vielleicht ist dieser Zeitpunkt auch für das Verhältniß Sulzers zu Künzli von Bedeutung. Erwähnt sei hier, daß Sulzers Mutter ihren Söhnen in früher Jugend schon empfohlen hatte, sich nur mit Leuten von höherm Alter in nähere Verbindung einzulassen, Hirzel, „An Gleim über Sulzer den Weltweisen", Zürich und Winterthur 1779, I, 15.

merkwürdigen Entdeckung verschiedner Antiquitäten in dem Dorfe Nieder-Lunnern" und 1743 die „Beschreibung der Merkwürdigkeiten" drucken lassen, „welche er in einer anno 1742 gemachten Reise durch einige Orte des Schweizerlands beobachtet hat." Auch die in dem „Versuch einiger moralischer Betrachtungen über die Werke der Natur" gesammelten Aufsätze, welche 1745 mit einer Vorrede von F. W. Sack in Berlin herausgegeben wurden und mit einer Zuschrift Sulzers an seinen Freund J. H. Waser versehen waren,[1]) sind noch in der Schweiz von Sulzer geschrieben worden; endlich geht auch der „Kurze Begriff aller Wissenschaften", den Sulzer 1745 in Druck gab, in seiner ersten Fassung noch in die Jahre von Sulzers Aufenthalt im Vaterlande zurück.

Indessen diese ersten Arbeiten Sulzers, so rühmliches Zeugniß sie auch für die geistige Regsamkeit ihres jugendlichen Verfassers ablegen mochten, fanden alle verhältnißmäßig nur wenig Beachtung. Anders war es mit einem ebenfalls Mitte der vierziger Jahre erschienenen Buche Sulzers, zu welchem er den Entwurf aber auch schon in der Heimath gemacht hatte. Dieses Buch ist betitelt: „Versuch einiger vernünftiger Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder." Zürich, Orell u. Co., 1745. Es erschien 1748 in zweiter, stark vermehrter Auflage.[2]) Das Buch fand viele Freunde, aber auch manche Gegner. Für die vorliegende Darstellung ist dasselbe von besonderer Wichtigkeit.

---

[1]) In dieser Zuschrift an Waser gedenkt Sulzer des frühern Verkehrs mit Waser in Zürich, hebt hervor, daß er diese moralischen Betrachtungen auf Wasers Verlangen für diesen und andre gute Freunde drucken lasse, und theilt eine Stelle aus einem Briefe Wasers an ihn mit, S. XVIII: „Sie sagen zwar in einem ihrer letztern Schreiben an mich: „Je entfernter ich von Ihnen wäre, desto weniger Sie es dahin bringen könnten, mir zu schreiben. Wären Sie etwa, so heißt es weiter in ihrem Schreiben, in Ulm, so würde ich Ihnen zweymal, in Nürnberg, anderthalbmal mehr, in Hamburg aber alle Jahre zwey- und in Petersburg nur einmal schreiben. Wenn Sie aber nach Siberien giengen, so würde mein Briefwechsel ganz aufhören.""

[2]) Die Vorrede zur zweiten Auflage ist vom 24. Dec. 1746, Sulzers Uebersidelung nach Berlin scheint die Veröffentlichung der zweiten (ebenfalls bei Conr. Orell u. Comp. in Zürich erschienenen) Auflage verzögert zu haben.

Denn an dieses Sulzer'sche Buch, (dem in seiner zweiten Auflage als Anhang ein Schreiben Wasers und zwei Uebersetzungen pädagogischer Schriften aus dem Französischen und Englischen beigegeben waren,[1]) knüpft Martin Künzlis erste bedeutendere schriftstellerische Thätigkeit an.

In dem ebengenannten Buche hatte Sulzer, was er als Vicar in Maschwanden und Hauslehrer in Schloß Wyden, sowie seit 1743 als Hofmeister in Magdeburg mit seinen Zöglingen erfahren, in eine kleine Theorie der Pädagogik zusammengefaßt. Schon der Titel der Schrift: „Versuch einiger vernünftiger Gedanken" 2c. erinnert daran, daß Sulzer, wie seine älteren Freunde Künzli und Waser, in der Wolffischen Philosophie geschult war und die ganze Schrift ist in der verständigen, klaren und systematischen Weise abgefaßt, in welcher Wolff seine zahlreichen „vernünftigen Gedanken" veröffentlicht hat. Es soll hier kein ausführlicher Auszug aus Sulzers noch immer recht lesens- und beherzigenswerther Schrift gegeben werden.[2]) Nur das sei hervorgehoben, daß Sulzer

---

[1]) Das „Schreiben [Wasers] an Herrn A. E. J., darinnen dieser Versuch von der Kinderzucht beurtheilet wird", war schon der ersten Auflage von Sulzers Buch als Vorwort beigegeben, s. d. Anhang, I, Wasers Schriften. Die als Nr. 2 des Anhangs der zweiten Auflage gegebene Uebersetzung aus dem Französischen, „Regeln einer vernünftigen Aufführung für einen jungen Menschen", ist nach Jördens, Lexicon d. Dichter, IV, 775 von Sack in Berlin und die Uebersetzung aus dem Englischen, „Ein Versuch über die heutige Auferziehung", die schon in der ersten Auflage als (einziger) Anhang stand, von Lange (?). Jördens hat freilich, wie man aus seinen Notizen deutlich erkennt, das hier in Rede stehende Buch bei der Redaction seiner Angaben nicht vor Augen gehabt. Nach den Schlußworten von Wasers obenerwähntem Schreiben möchte man die Uebersetzung aus dem Englischen eher Waser selber zuschreiben.

[2]) Der Leser findet eine Inhaltsübersicht bei Hirzel An Gleim, I, 51 ff. Eine Besprechung des Inhalts in d. Zürcher Freim. Nachrichten v. 2. Brachm. 1745 scheint von Künzli oder Waser herzurühren. Ueber Sulzers „Versuch" und die an dieses Buch sich anschließenden andern Schriften Sulzers sagt Herder (Z. Phil. u. Gesch. 15, 166): „Wenns nun wirklich keine nützlichere Philosophie gibt, als die den Menschen, das Kind, den Jüngling bildet, so hat Sulzer einen Rang über manchen scharfsinnigen und nutzlosen Erfinder."

trotz seiner Jugend[1]) mit überraschender Reife des Urtheils und Sicherheit des Ausdrucks eine ganze Reihe wichtiger pädagogischer Fragen behandelt hat: Wie man die geistigen Kräfte in den Kindern groß ziehe, indem man deutliche Begriffe, Aufmerksamkeit, Urtheil in ihnen entwickle; wie man das Temperament der Kinder bei ihrer Unterweisung in Betracht ziehen müsse; wie man Gemüth und Willen der Kinder in Acht zu nehmen und ihre Leidenschaften zu lenken habe; wie man mit Strafen und Belohnungen den Kindern gegenüber zu verfahren habe; wie die verschiedenen Altersstufen der Kinder in Ansehung der Gemüthsbildung auch verschiedene Arbeit mit sich bringen; endlich was in Ansehung der äußerlichen Aufführung, des Umgangs, der Haushaltung ꝛc. bei Kindern zu beachten sei u. s. w.

Bei diesen oft in ziemlicher Ausführlichkeit vorgenommenen Erörterungen Sulzers hatte es an allerlei Anspielungen auf die Verhältnisse Zürichs und Winterthurs nicht gefehlt. Unverholen hatte Sulzer wenigstens in der zweiten Auflage seines Buches, von welcher hier vornehmlich die Rede ist, sowohl die „dermalige Einrichtung der Schulen als schlecht" bezeichnet, als auch gegen die Erziehung der Jugend in den sog. höhern Ständen mit scharfen Worten geeifert. In dem Capitel, welches Sulzer „von den Wissenschaften" schreibt, „darinn die Kinder sollen unterrichtet werden",[2]) erhebt er mit Nachdruck seine Stimme zu Gunsten der Pflege der Muttersprache, eifert gegen das sinnlose Auswendiglernen von Namen und Zahlen, worin fast allein der Unterricht in Geographie und Geschichte bestehe, und redet der Mathematik, „dieser herrlichen Wissenschaft", das Wort: „Was Plato in seiner Schule gethan, wo er keinen hineingelassen, der die Geometrie nicht verstunde, das sollte man billig jetzo in den öffentlichen Schulen umkehren, und keinen herauslassen, bis er in der Mathematik wol unterrichtet wäre." In Bezug aber auf die Erziehung der jungen Herren von Stande schreibt Sulzer[3]): „Ein gewisser ausländischer Scribent hat angemerkt, daß die deutsche Jugend

[1]) Sulzer war damals 26 Jahre alt.
[2]) S. 47 ff.
[3]) S. 263.

fast durchgehends diesen allgemeinen Fehler ihrer Nation an sich hat: Daß sie gerne groß thun und viel Wesens von ihren Heldenthaten im Raufen, Schlagen und Trinken machen. . . . Wenn ich von unserer schweizerischen Jugend noch insbesonders ein Wort sprechen darf, so will ich bemerken, daß sie, wie mich dünkt, neben diesem deutschen Fehler noch die Schwachheit haben, in fremden Ländern auf ihren vornehmen Stand, auf ihren Adel, auf ihre Reichthümer sich viel einzubilden. Sie achten es nicht selten für eine Schande, für gemeine Bürgerssöhne gehalten zu werden, und sparsam zu leben. Man siehet also hieraus leicht, worin diese jungen Herren die Ehre suchen; und was für ein edles Leben aus solchen Gründen herauskommen muß. Also ist es sehr nöthig, daß man ihnen solche elende Begriffe von der Ehre bei Zeiten benehme und ihnen hingegen zeige, daß die wahre Ehre sich nur auf wahre Verdienste gründe. Man muß ihnen zeigen, daß es nicht nur keine Schande, sondern eine Ehre ist, sich den allgemeinen Vorurtheilen von Verdienst und Ehre zu widersetzen, daß die Ehre weder an Stand noch Reichthum gebunden und am allerwenigsten in solchen Sachen zu suchen sei, die wider die Natur und Vernunft streiten."

Was der jugendliche Sulzer in dieser Schrift ausgesprochen hatte, fand indessen, und wohl eben wegen der wenig schmeichelnden Seitenblicke auf Sulzers heimathliche Verhältnisse, in Zürich und Winterthur wenig Anerkennung. Man hatte schon gegen die erste Auflage der Schrift den Vorwurf erhoben, daß die in ihr enthaltenen Sätze zu kurz, zu abstract und zu schwer in Ausübung zu bringen seien, daß die Regeln der Erziehung, die Sulzer aufstelle, weder für die Reichen passend, noch für den Handwerksmann eine Richtschnur sein könnten, u. s. w.[1]) Jetzt aber, nach Erscheinen der zweiten Auflage, machte sich die Mißstimmung gegen den Verfasser noch in weiteren Vorwürfen Luft. Die Schulherren, die Familienväter und die vornehmen Würdenträger in Winterthur schalten es eine Anmaßung, daß ein so junger Mann, der nicht einmal selber Kinder habe und der lediglich eine Hauslehrerstelle

[1]) Man vergleiche die Vorrede zur zweiten Auflage.

bekleide, ihnen Vorschriften über die Erziehung ihrer Kinder geben wolle und ihr Verfahren, ihre Einrichtungen tadle. Sie meinten, Sulzer hätte für alle bürgerlichen Stände besondere Anweisungen schreiben sollen. Sie tadelten überhaupt das unnöthige und darum unnütze Bücherschreiben der Herren Gelehrten; sie meinten, daß Jeder, der Kinder habe, schon von selbst und durch die practische Erfahrung zu einem richtigen Erziehungsverfahren geführt werde.

Diese thörichte und mißgünstige Beurtheilung von Sulzers Schrift ist es, die Sulzers Freund Künzli zu einer umfangreichen Arbeit die Feder in die Hand gedrückt hat. J. G. Sulzers vernünftiger Versuch von der Auferziehung der Kinder einfältig widerleget von Kinderlieb, Mag. Zürich bey Conrad Orell und Comp. 1748. So lautet der Titel einer trefflichen Satire, mit welcher Künzli gegen die thörichten Kritiker und Widersacher von Sulzers Schrift für diesen in die Schranken trat.

Künzlis Schrift ist mit Unrecht heute ganz vergessen und mit noch größerem Unrecht von dem sonst so verdienstvollen Geschichtsschreiber der schweizerischen Litteratur des XVIII. Jahrhunderts kaum eines Wortes gewürdigt worden.[1]) Die Schrift ist ein sehr belustigendes Musterstück humoristisch-satirischer Prosa damaliger Zeit und recht deutlich lernt man aus derselben erkennen, daß Künzlis heitere Laune nicht ohne Grund von seinen Freunden so gepriesen worden ist.

Künzli stellt sich in seiner Schrift, als ob er mit den Tadlern Sulzers vollkommen einverstanden wäre. Er wiederholt die Vorwürfe, die man gegen Sulzer erhoben, dem Scheine nach ernsthaft, in Wirklichkeit aber nur, um sie in lustiger Ironie ad absurdum zu führen.

---

[1]) Mörikofer, S. 249: „Künzli, einen sonst gelehrten und tüchtigen Schulmann hätten wir um einiger unbedeutenden Schriften willen nicht anzuführen, wenn nicht Bodmer wiederholt ein besonderes Aufhebens von ihm machte; allein die ganze litterarische Wichtigkeit scheint nach Gedrucktem und Ungedrucktem eben nur in der unbedingten Willfährigkeit gegen Bodmer bestanden zu haben." [!]

Den Eingang bildet eine satirische Correspondenz zwischen Mag. Kinderlieb und seinem Verleger:

Der letztere meldet die schreckhafte Thatsache, daß während des Druckes der Widerlegung der Hauslehrer Sulzer in Magdeburg Professor in Berlin geworden. Nun werden alle die Gründe, die gegen Sulzer vorgebracht worden, weil er bloß Hauslehrer sei, hinfällig sein! Wer wird die Widerlegung einer Schrift lesen, die von einem Professor gemacht worden! Und wird der Professor es nun nicht dazu bringen, daß das Buch in Deutschland verboten wird? „Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mich nicht am Schaden liegen lassen," jammert der Verleger.

Und der Autor erwidert: „Sulzer hat sich nur in der Absicht zum Professor machen lassen, damit meine Gründe gegen ihn mögten entkräftet werden. Ich hätte diesem Sulzer gewiß mehrere Redlichkeit zugetrauet, solche Advocaten-Streiche sind einem Geistlichen nicht erlaubt. . . . Aber ich bin im Stande zu erweisen, daß er zu der Zeit, da er sein Büchelgen geschrieben, noch nicht Professor gewesen: Hauslehrer war er und nichts anderes, und wenn er jetzt auch noch Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Berlin werden sollte, er würde damit nichts weiter gewinnen! u. s. w."

Dann, in dem ersten Theil der eigentlichen Schrift, macht Künzli sich über den gegen Sulzer erhobenen Vorwurf der Jugendlichkeit lustig:

„Ich bin von Natur ganz leutselig und gar verträglich, sonst würde ich meine Widerlegung mit einem halben Dutzend Scheltworte anheben. Ich sagte z. E.: dieser junge Gelbschnabel schreibt ein Büchelgen von der Auferziehung der Kinder; will das Kind den Vater lehren, Kinder . . . ? u. d. g. Alte und vortreffliche Männer werden mich hierinn mit ihrem Ansehn unterstützen, denn wie oft habe ich dieselben eben dieses mit einer recht gesetzten Amtsmine sagen gehört, Sulzer sey ein aufgeblasener junger Löffel, daß er in diesem Alter schon dürffe einen vernünfftigen Versuch schreiben von der Auferziehung der Kinder. Allein, wie gesaget, mein gütiger Karakter raunet mir gleichsam ins Ohr: „Fahret säuberlich mit dem Knaben." Das ungeachtet muß ich

dennoch zeigen, daß das Büchelgen, weil es ein so junger Mensch geschrieben hat, unmöglich gut oder nützlich sein könne. Dann mögte es endlich noch hingehen, wenn der Verfasser vor einem paar Jahre, wie die Sage gieng, würklich gestorben wäre, man würde ihn dann unter die frühzeitigen Gelehrten gezählet haben, von denen es heißt praecocia ingenia non maturescunt. Indessen hat er noch vier Jahre vor sich, ehe er das dreißigste erreichet. Kann er sich entschließen, inner dieser Zeit zu sterben, so mag er damit diese Scharte auswezen. Das dreißigste Jahr ist nämlich das in seinem Vaterlande verordnete Alter, da die Leute anfangen klug und verständig zu werden; zur völligen Reife des Verstandes darf keiner kommen vor seinem vierzigsten Jahre. Wider wol hergebrachte Gebräuche und Gewohnheiten läßt sich nicht wol etwas unternehmen. Man mögte zwar sagen, das verstehe sich nur von denen Herren weltlichen Standes, und gehe die Geistlichen nichts an, weil sie vermuthlich um ihres fleißigen Studirens willen früher, als jene, fromm und weise werden. Allein da beliebe man zu wissen, daß man dieses an keinem Orte der Welt weniger glaubet, als zu **, wo Hr. Sulzer Bürger ist. Ich habe gehört, daß sowol die Wolweisen selber diese Staatsmaxime beobachten, Geistliche und Weltliche seyen gleiche Bürger, man müsse unter ihnen keinen Unterschied machen; sie haben daher vor Schustern, Schneidern, Krämern u. d. g. keinen andern Vorzug, als daß sie auch dürfen dike Krägen tragen, wie ehmals die Bräute an ihrem Trauungstage. Es wird verhofentlich Niemand in Abrede seyn, daß dieses nicht eine große Staats-Klugheit sey, die nicht genug kan gepriesen werden, wie ich mir denn auch vorgenommen, bey sich gebendem Anlasse hierüber eine Lobschrift zu machen. Das hätte nun Sulzer aus eigner Erfahrung wissen sollen. Er mag noch hundert Büchelgen schreiben, so werden sie erstlich die wenigsten lesen, und dann darf er sich gar nicht schmeicheln, daß er darum eher nur die unterste Stelle erhalten werde, bis er unter seinen Brüdern, den Wartenden, der Aelteste geworden, da es denn weiter der wolhergebrachten Ordnung nach fortgehet, bis daß er alt und lebenssatt zu wichtigeren Posten nicht mehr dienen kan, oder nicht will; doch bekömmt er dann zu seinem Trost die Er-

laubniß, daß er darff einen Vikare ſtellen: defunctumque laboribus Aequali recreat sorte Vicarius."

In gleicher humoriſtiſch-ſatiriſcher Weiſe wendet ſich Künzli gegen den gegen Sulzer erhobenen Vorwurf der Eheloſigkeit. „Das Erkenntniß der Kinder gehöret nur denen zu, die ſelber Kinder haben. Kinderloſe Menſchen haben davon nur tote Begriffe. . . . Ehe ich ein Vater ward, wußte ich auch ganz und gar nicht, was eigentlich Kinder ſind; jetzund aber, da ich eigene Kinder habe, ſehe ich ſie mit ganz anderen Augen an. Ich habe in der Welt nichts ſo lieb als meine Kinder, mich dünket auch, . . ſie ſeyen die wolgerathenſten Kinder, ſo man immer wünſchen mögte. . . . Mein Hänsgen iſt ohne Ruhmredigkeit größer und ſtärker als alle andern Jungens von ſeinem Alter; er hat ſchon ſolche weidlich abgeprügelt, die um die Hälfte älter ſind als er. Ich muß herzlich lachen, wenn der Informator ſich etwa beklaget, daß er ihm nicht folgen wolle, denn ich merke daraus, daß der Junge Ehre im Leibe hat und meine Frau weinet dafür vor Freude. . . . Aber dieſer ungebetene Schriftſteller ſchreibet uns in ſeinem Büchelgen ſo ungereimte Regeln vor, daß wenn wir uns ſolche würden zum Muſter der Auferziehung unſerer Kinder dienen laſſen, dieſelben unſere eigene Kinder verdrängeten und dagegen ganz andere, die unſern gar nicht mehr glichen, hervorbrächten. Will uns dieſer Menſch unſerer Kinder berauben und fremde dafür aufdringen?"

Endlich am Schluſſe des erſten Theils ſeiner Schrift ſagt Künzli: „Denke doch ein Menſch! dieſer Sulzer, der einen vernünftigen Verſuch von der Auferziehung der Kinder der ganzen gelehrten Welt durch den öffentlichen Druck zum Muſter ſeines Witzes darleget, und damit alle Menſchen lehren und zurechte weiſen will, iſt nichts anders als ein ſchlechter Hauslehrer bey einem Kaufmann außer ſeinem Vaterlande! Sezet alle Sandkörner am Geſtade des großen Kasper Meeres ſeyen lauter Nullen, die in gerader Linie neben einander ſtehen und laſſet auch ſeyn, die Zahl 9 ſey ſolchen vorausgeſetzet, der Unterſchied zwiſchen dieſer unausſprechlichen Summe und einem Eins iſt kaum ſo groß, als

der zwischen einem Schriftsteller, der so zu sagen ein allgemeiner Weltburger und Lehrer des ganzen menschlichen Geschlechts ist, und einem solchen Hauslehrer, der etwa zwey bis drey Kinder unter seiner Aufsicht hat. Wie darf sich denn ein solcher zu einem Bücherschreiber oder Schriftsteller aufwerfen? Ich kan leicht erachten, daß es einige Naseweise gebe, die da sagen werden, man habe nicht auf das zu sehen, wer ein Buch geschrieben habe, sondern vornehmlich, wie dasselbe geschrieben sey; mich dünkt aber fast, diese Leute wissen es nicht einmal, was sie sagen. Oder ist nicht zwischen einem Verfasser und seinem Buche die nämliche Beziehung, so zwischen Vater und Sohn ist? Trägt nicht der Sohn das Ebenbild seines Vaters? . . . Weiß Sulzer nicht, daß man in allen woleingerichteten Republiken beeidigte Hebammen hat, so daß es keiner Frauen nach den Gesetzen erlaubet ist, mit einem Kinde niederzukommen, wenn nicht eine beeidigte Hebamme dabey und zugegen ist. Da nun Hr. Sulzer eigentlich nichts anderes, als ein moralisches Hebammen-Büchelgen geschrieben hat, so hätte ja die wohleingerichtete Verfassung der ganzen Welt erfordert, daß er entweder selbst eine beeidigte moralische Hebamme, das ist, ein ordentlicher Lehrer, wäre; oder, das noch anständiger lassen würde, ein Arzney-verständiger Doktor, die solche Geschöpfe, ehe sie dürfen ihre Würde antreten, scharf examinieren müssen, ich will sagen, ein berufener Professor der Sittenlehre auf einer hohen Schule wäre. . . . Nun gebe ich es Verständigen zu bedenken, was Sulzer für eine Strafe verdient!"

Es folgt der zweite, weit umfangreichere Theil von Künzlis Schrift. Natürlich ist es unmöglich, den Inhalt desselben hier auch nur der Hauptsache nach wiederzugeben. Künzli wendet sich hier vorzugsweise gegen den Sulzer gemachten Vorwurf, daß er seine Erziehungsregeln nicht auf die verschiedenen Stände besonders zugeschnitten habe.

„Es gibt im Leben keine allgemeine Tugend; sondern da hat jeder Stand und Beruf seine besondern Tugenden. Der Bauern Tugendschule ist die Arbeit. Sulzer aber würde sie wollen lesen, schreiben, rechnen lehren, und so zum Müssiggang gewöhnen! O,

so würden sie wahrlich ganz verdorben, ihr Verstand und ihre Vernunft verkehret, und sie würden die lasterhafteste Menschen; denn so lebeten sie nicht mehr ihrem Stande gemäß, sie verbanneten ihr wahres Glück. Unter denen Geschöpfen in menschlicher Gestalt dünket mich kein schädlichers als ein Bauer, dem der rechte Bauer-Verstand mangelt, sie sind zu dumm für den Herren-Verstand und zu überklug für die Bauern, und sind denn die possierlichste Geschöpfe, die man finden kan!"

Das treffende dieser Worte, die Künzli hier vorbringt, (man hat auch in neuerer Zeit gegen die Verbreitung der Schulbildung im Landvolke ähnliche Argumente vernommen,) leuchtet ein. Aber Künzli scherzt weiter (mit Rücksicht auf die von Sulzer allen Ständen gemachte Empfehlung der Höflichkeit): „Man stelle sich doch einen Fleischer vor von **, der hinter seiner Banke stehet und da in seiner grösten Herrlichkeit ist, sollte sich der so weit und so tief erniedrigen, daß er den Dienstmägden und Bedienten, die vor ihm stehen, höflich begegnete? Das wird nimmer geschehen, Sulzer mag jetzt Büchelgen schreiben, so viel er will."

Und in Ergänzung zu der oben ausgehobenen Stelle, betreffend die Bildung der Bauern, sagt Künzli: „Ich kan mich nicht entbrechen, eine allgemeine Anmerkung über das einfältige Unterfangen dieses jungen Lehrers zu machen, da er unter Anderm auch anräht, vornehme Kinder sollen in den Schulen oder bey Hause zu den Wissenschaften angeführt werden. Man weiß überhaupt, wie lächerlich es läßt, wenn etwa reiche Herren und Edelleute Gelehrte seyn wollen, es stehet ihnen eben so übel an, als wenn ein achtzigjähriger Pfarrer mit einem Mädchen von achtzehn Jahren auf einer Kirmeß einn Bauerntanz thun wollte. Sie machen sich damit in ansehnlichen Assembleen nur lächerlich, wie ehmals der Newton, der auch so ein cavalierscher Schulfuchs war; denn der nahm einst einer englischen Lady, als er in tiefen Gedanken neben ihr saß, ihren zarten Finger und stopfete mit demselben, als wäre er ein Pfeiffenstopfer, seine brennende Pfeiffe. Die Wissenschaft überhaupt, oder die Gelehrsamkeit, ist die Gegenfüßlerin der ächten Dapferkeit und Großmut. . . . Sonderbar aber machet das Latein die Männer zu feigen Memmen, wir haben ein

Exempel am König Jacob in Engeland, der hatte so viel Lateines gelesen, daß er zuletzt keinen entblößeten Degen mehr durfte ansehn, er ward allemal darüber ohnmächtig. Daher kommt es auch sonder allen Streit, daß die Geistlichen keine Degen tragen dürfen; Aerzten und Rechtsgelehrten mag es endlich noch hingehen, denn man weiß, daß diese insgemein eben keine großen Lateiner sind! . . . . . Vornehme Leute sind allezeit besondere Leute gewesen, ein Herr oder Junker ist kein gemeiner Mensch; sie sind auch in Speise und Trank und Kleidung u. s. f. von gemeinen Menschen ganz unterschieden. Aber da wirfft Sulzer in dem allgemeinen Begriff der Menschen alles unter einander und sezet die guldene Regel, die sonderbar bey solchen distinguirten Personen sollte beobachtet werden, ganz aus der Acht: . . . qui bene distinguit bene docet."

Und ferner:

„Sulzer stand sonder allem Zweifel in den Gedanken, da er diesen Versuch schrieb, es würde seine Schrift als ein ordentliches Haus-Buch von Jedermann begierig aufgekauft werden. Allein da betrog er sich sehr in seiner Meinung; denn ich weiß sicher, daß es wenige seyn, in allen Ständen, die dieses Büchelgen gelesen haben, noch weniger aber haben sich solches angeschaffet, es sind kaum Zehne seiner eigenen Mitbürger, die sich solches gekauft haben. . . . Ist es nicht eine Thorheit, daß man immerzu neue Bücher schreibet, da doch Keiner ist, der alle alten gelesen habe!"

Und endlich da Sulzer auch einer höhern Bildung des weiblichen Geschlechtes das Wort geredet:

„Die Mathematik-Verständige könnten sich um das Frauenzimmer recht verdient machen, wenn sie an Statt andrer unnüzen Ausrechnungen, wie weit z. Ex. die Sonne von der Erden müsse abstehen u. dgl., den eigentlichen und geziemenden Abstand bestimmeten, den eine Musche von der Nase eines Frauenzimmers haben müsse, die man in dem Gesicht als den eigentlichen Mittelpunct zu betrachten hat. . . . Hätte Hr. Sulzer, der es nach dem Geständniß der Gelehrten in den mathematischen Wissenschaften weit gebracht hat, seine Bemühung auf solche wesentliche Stüke der menschlichen Societät angewendet, so würde er gewiß damit

größeren Dank, als mit dieſen zur Unzeit ausgehekten Hirngeburten, verdienet haben!“ U. ſ. w.

Bei der Abfaſſung des luſtigen Buches Martin Künzlis, von welchem die Rede geweſen, hat J. H. Waſer die Hand mehrfach im Spiele gehabt.[1]) Aber auch Bodmer ſah es vor dem Drucke durch, verbeſſerte im Einzelnen und beförderte es dann zum Drucke.[2]) Das Buch ward indeſſen bei ſeinem Erſcheinen keineswegs dem wirklichen Verfaſſer, ſondern, theilweiſe wol auch gegen beſſeres Wiſſen, dem ſarkaſtiſchen Waſer zugeſchrieben. „Der liebe Freund“ [Waſer], ſchreibt Künzli am 7. Febr. 1748 an Bodmer, „iſt ſehr verlegen, daß man ihn für den Kinderlieb ausgibt, nur in der Abſicht, denſelben dadurch ins Salz zu hauen.“[3]) Und

---

[1]) Am 30. Juni 1747 ſchrieb Waſer an Bodmer (Mſcrpt. Stadtbibl. Zürich), indem er demſelben ein Manuſcript überſendete: „Hr. Künzli iſt Author von der Schrift und bittet Sie, Sie möchten die Mühe nehmen und ſelbige durchgehen. Er wird nächſten Dienstag Abends Ihnen die Aufwartung machen und gern hören, was Sie ſowohl von der Schrift ſelbſt, als von dem Einfall halten, ſie da oder dort drucken zu laſſen. Dieſer Freund reiſet mit dem jungen Herrn Gerichtsherrn von Elgg [Felix Werdmüller, Sohn Chriſtoph Heinrich Ws., Gerichtsherrn zu Elgg, 1680—1757, Leu, Lex.] in Wallis, daher er auf Zürich kommt. Noch eins, er bittet, Sie möchten ſonſt keinem Menſchen von der Schrift reden oder ſie zeigen.“ Und am 19. Oct. gleichen Jahres: „Es war ein Leichtes, den Hrn. Kinderlieb zu bereden, einen Vorbericht zu ſeinem Werkgen gegen den Hrn. Prof. Sulzer zu ſchreiben. Hier iſt derſelbe; ich zweifle nicht, er werde Ihnen gefallen und helfen, den Spaß ganz zu machen.“

[2]) Künzli an Bodmer, 10. Jan. 1748: „Sie haben ſich gegen dieſes Kind als einen treuen Pflegevater erzeiget . . . es auch beſſer deutſch gelehrt.“ Die Orellſche Druckerei, in der das Buch Künzlis erſchienen, war die Bodmers. Letzterer zeigte die Schrift Künzlis im Museum Helveticum, part. VII, p. 472 kurz an.

[3]) Bodmer, Deutſches Muſeum, 1784, I, 516: „Sulzer hatte einen Verſuch über die Auferziehung der Kinder geſchrieben, itzt ſchrieb Künzli die Widerlegung deſſelben, die a capite ad calcem eine ſocratiſche Ironie iſt und rechts und links ſatiriſche Hiebe auf litterariſche, moraliſche, politiſche Sünder führt. Wie Liscov in den dunkeln Perſonen der Philippi, Sievers, Rodigaſte verehrte Namen beſtrafete, denen von ihrer Verwandtſchaft mit dieſen Dunſen nichts ahnete, ſo ſophiſtizierte umgekehrt Künzli ſeinen philoſophiſchen Freund in einen magern, ſtolzen, ſuperfiziellen Plauderer, der

da das Urtheil des Publicums über seine Schrift, (die satirische Tendenz derselben war natürlich sofort in die Augen springend) [1]) sehr bald in allerlei feindseligen Aeußerungen gegen den Verfasser sich Luft machte, so griff Künzli im Frühjahr 1748 abermals zur Feder. Er wollte die Gegner Sulzers, die nun auch in besonderem Sinne seine Gegner geworden waren, aufs Neue züchtigen. So schrieb er einen Nachtrag zu seiner Schrift. Derselbe trägt den Titel: „Klarer Beweis, daß das Büchelgen, betitelt: Joh. Georg Sulzers Versuch von der Auferziehung der Kinder einfältig widerlegt; keine Satyre sey. Auf vielfältiges Begehren zum Druck überlassen von Kinderlieb, Mag. Zürich, bey Conrad Orell und Comp." 1748. Auch diesmal hatte Bodmer die Arbeit Künzlis durchgesehen, auch diesmal beförderte er dieselbe zum Druck.[2])

---

mit dem schlechtesten Denker verbrüdert wäre. Waser mußte leiden, daß er für den Verfasser von Leuten verschrien wurde, die in ihrem schalen Kopfe und verderbten Herzen nichts als Geplauder und Thorheit darin erblickten u. s. w. Am gleichen Orte erzählt Bodmer, daß Künzli auch Sulzer den Verfasser der Schrift verheimlicht, daß Sulzer aber sofort auf zwei lose Winterthurer, Waser und Künzli, gerathen habe. Vgl. Körte, Briefe d. Schweizer, Zürich 1804, I, 27.

[1]) Kleist an Gleim, den 18. Juni 1748: (Hirzel) schickt mir die Widerlegung von Sulzers Tractat von der Kinderzucht, die ein witziger Kopf zum Scherz gemacht hat." (Sauer 2, 118.) Vgl. Zellweger an Bodmer, Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, 687. Wieland an Bodmer, den 19. Jan. 1751: „Des sogenannten Herrn Kinderliebs „Satyren" (mit seiner Erlaubniß) sind artig und werden von einem guten Bekannten des Hrn. Sulzers sein." Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, Stuttg. 1794, S. 227. (Die Stelle fehlt in der Zürcher Sammlung.)

[2]) Künzli an Bodmer, den 17. April 1748: „Das günstige Urteil, so Sie über den Beweis gefället, macht mich so dreist, daß ich Sie itzt ersuche, denselben zum Druck zu befördern. Hr. Waser hat seine Einwilligung inso dazu gegeben, daß er gesagt, er achte es für sich im geringsten nicht, wenn die Schrift schon gedruckt werde, nur fürchte er, es möchte mir schaden, ich will es aber wagen" ꝛc. Und am 13. Mai: „Unser Hr. Stadtschreiber, dem ich den Klaren Beweis, ohne dem Hrn. W. solches zu sagen, gezeiget, sagte mir eben, wie Sie, er könne nicht glauben, daß Jemand so dumm seyn werde, es auch nur im geringsten merken zu lassen, daß er sich dadurch beleidigt finde. Ich danke Ihnen also höflichst, daß Sie die Mühe über sich nehmen wollen, denselben zum Druck zu geben." In der oben

In dem „Klaren Beweis" zieht Künzli gegen die gehässigen Urtheile derjenigen zu Felde, die sich durch seine erste Schrift über Sulzer getroffen gefühlt hatten.

Man erkennt die Urtheile von Künzlis Mitbürgern über den ersten „Kinderlieb" aus den Worten, die Künzli zum eigentlichen Thema der hier in Rede stehenden zweiten Spottschrift macht: „Eine Schrift, die unnüze und schädlich, recht einfältig und grob ist, die eine Obrigkeitliche Antung verdienete, ja vielleicht, daß sie öffentlich verbrennet werde, ist keine Satyre."

In scherzhafter Weise und nach einem lustig fingierten Entsetzen vor Pope und Swift, den Satirikern, wird in scheinbar ganz logischen Schlußfolgerungen nach Wolffscher Methode der Beweis geführt, daß die über Künzlis Schrift gefällten Urtheile wahrhaft und gründlich sind: Denn sie sind aus dem freien und regelmäßigen Denken der Herren Beurtheiler hervorgegangen.

„Was heißt denken? Es heißt sich eine Sache vorstellen nach der Lage seines organischen Körpers. Sobald mein Büchelgen herausgekommen, haben sich einige beträchtliche Gesellschaften zusammengethan, und sich dasselbe auf gemeine Unkosten angeschafft, einer oder zweene haben es im Namen der übrigen lesen müssen, und bey dem Lesen haben sich die das, was darinnen enthalten ist, vorgestellet, und bey dieser Vorstellung haben sie entweder gestanden, gesessen oder gelegen, es sey nun gewesen, welches es wolle, so haben sie allemal nach der Lage ihres organischen Körpers ihre gewissen Empfindungen gehabt; das aber ist nichts als

angeführten Stelle, an welcher Bodmer von Künzlis Schriften redet, (Deutsches Museum 1784, I, 517) fährt derselbe, nachdem von der Meinung, Waser sei der Verf. von Künzlis erster Schrift gewesen, gesprochen worden, folgendermaßen fort: „Dieses brachte Künzli auf den Einfall, alle Urtheile über sein kleines Buch zu sammeln und in seiner ironischen Logik zu beweisen, daß man richtig geurtheilt habe, da man die Schrift für boshaftes Geschwätz hielt; und warum nicht, da jeder so geurtheilt, wie er die Schrift seiner Empfänglichkeit gemäß verstand. Er applizirte Wolfens Definition vom Denken und behauptete, daß in diesem Urtheil, omni modo determiniert, nichts anderes sei als Repraesentatio hujus libri pro statu corporis organici unius-cujusque. Sie sahen sich zu ihrer Beschämung so natürlich gezeichnet, daß ein jeder wünschte, er hätte seinem Munde ein Schloß angelegt."

ein pur lauteres Denken oder ein regelmäßiges Denken, wie man nach des Baron Wolfen Erklärung ſelber denken ſoll; wer aber regelmäßig denket, der denket wahrhaft und gründlich; und hat dieſes wahrhafte und gründliche Denken in nichts anderem beſtanden als eben darinnen, daß meine Widerlegung „unnüze, ſchädlich“ ꝛc. ſey. Daß ſie aber ſo gedacht haben, weiß ich daher, weil ſie es geſagt haben; . . . und an dieſem ihrem Denken haben ſie ſich keine Forcht ſtören laſſen, ſie dachten alſo frey, wer aber frey denket, der denket wol, das iſt wahrhaft und gründlich:

Vor dieſem reinen Licht erblaßt der falſche Schein,
Kan auch was gründlicher als mein Beweiſen ſein?“ (S. 24.)

„Da nun dieſe Urtheile alſo wahrhaft und gründlich ſind, andrerſeits es aber feſtſteht, daß eine Satyre „nichts anders iſt als eine curieuſe Schrift“, oder welches eben das ſagen will, als eine poſſierliche Schrift, und ſo auch die Satyriker nichts anderes als curieuſe oder poſſierliche Scribenten; unnüze und ſchädlich iſt nun nichts weniger als curieuſiſch und poſſierlich; alſo kan eine unnüze und ſchädliche Schrift keine Satyre ſeyn,“ (S. 64) u. ſ. w.

Die Schrift iſt vielfach mit Citaten aus Künzlis reicher Lecture, beſonders auch mit Citaten aus Haller geziert. Auch an perſönlichen Anſpielungen ſcheint es nicht zu fehlen.[1]) Im Ganzen iſt der Ton dieſer zweiten Satire etwas ſchwerer als der der erſten. Doch war die Wirkung gleichwol eine gute. „Abermals ein Kinderlieb, der iſt noch ſchlimmer als der erſte,“ ſagten die Leute.[2])

In ſolcher Weiſe hatte Martin Künzli ſeinen litterariſchen Ruf begründet, als er durch ſeinen Freund Bodmer in das lebendigere Leben hineingezogen wurde, das in Zürich und Winterthur mit Klopſtocks und dann mit Wielands Ueberſidelung nach Zürich begann.

---

[1]) z. B. S. 10, „die vortrefflichſten Felixen“.

[2]) Künzli an Bodmer, 1. Juli 1748. Sulzer ſelber meinte, die Ruthe, die Künzli geſchwungen, ſei für die dicke Haut der Gegner noch zu weich und zart, Bodmer, Deutſches Muſeum, a. a. O.

Bereits im Herbst 1748, als Bodmer der hartherzigen „Fanny" in Langensalza ihre Verpflichtungen gegen den sie liebenden Messiasdichter vorgehalten hatte, war Martin Künzli in das Verhältniß zwischen Klopstock und Bodmer durch den letzteren eingeweiht worden.

Zwar von der Wirkung des Briefes Bodmers an Fanny scheint sich Künzli nicht eben viel versprochen zu haben: „Ihr ehrlicher Klopstock ist wol zu verbarmen," schrieb er an Bodmer (den 29. Januar 1749), „allein ich vermuthe, er wäre nicht mehr geschickt genug zu seiner Arbeit, wenn er seine Geliebte erhielte". . . . Künzli war auch keiner von den enthusiastischen Vergötterern Klopstocks, ebenso wenig wie sein Freund Waser, der, sicherlich nicht ohne Künzlis Mitwirkung[1]) im August 1749 die vortrefflichen satirischen „Briefe zweyer Landpfarrer die Messiade betreffend" geschrieben und sie dem überschwänglichsten Bewunderer Klopstocks, Pfarrer Heß in Altstetten, „mit der äußersten Verheimlichung in die Hände gespielt hatte".[2])

Aber Künzli gehörte gleichwol zu Denjenigen, welche, als Klopstocks Erscheinen in Zürich bekannt geworden war, sich lebhaft auf dieses Ereigniß freuten: „Machen Sie uns das Vergnügen," schreibt Waser am 6. März 1750 an Bodmer, „und bringen Sie uns diesen Dichter [Klopstock] auch nach Winterthur, ob wir gleich, (Künzli nämlich und ich,) bei seinem Empfange nicht werden weinen können,[3]) so werden wir doch Empfindungen und Bemühungen zeigen, die Ihnen nicht unangenehm sein werden."

---

[1]) S. Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, Stuttg. 1794, S. 141 ff., 159, 171 ff. Muncker, F. G. Klopstock, Geschichte s. Lebens ꝛc. Stuttg. 1888, 151 ff.

[2]) Bodmer, Deutsches Mus. 1784, S. 518. Die „Briefe" Wasers sind gedruckt in: Neues Schweitzersches Museum, Zürich 1794, I, S. 907 ff. u. II, S. 1 ff.

[3]) Wie Pfarrer Heß gethan hatte! Bodmer, D. Mus. 518: „Wiewol aber Waser und Künzli ihn nicht wie Heß mit der Zärtlichkeit empfiengen, wie ein Bräutigam seine Braut empfängt, viel weniger in der Ergießung von Wonnegefühl mit Hessen weinten, so erzeigten sie doch Empfindung und Hochachtung für den sonderbaren Jüngling, die ihm und ihnen Ehre machten." Der hier genannte Caspar Heß, geb. 1709 und ordinirt 1728, Pfarrer in Altstetten bei Zürich 1740 und in Neftenbach bei Winterthur 1754, gest. 1768, war der Verfasser der 1749 erschienenen Schrift: „Zufällige Gedanken über das Heldengedicht der Messias." Vgl. Muncker, Klopstock, 149.

Wenn Waser und Künzli den Wunsch hegten, daß Bodmer ihnen den Messiasdichter nach Winterthur bringen möge, so lag darin keineswegs eine ungebührliche Zumuthung, die die jüngern Männer an den älteren stellten. Denn Bodmer war gewohnt, zum Besuche seiner dort wohnenden Schwestern[1]) und seiner Freunde alljährlich nach Winterthur zu kommen und zürcherische Freunde begleiteten ihn nicht selten bei diesen Besuchen. So Breitinger, so J. Conr. Heidegger, der spätere berühmte Bürgermeister von Zürich u. A. m.[2]) Fast alljährlich einmal ging es dann auch, und zwar in Gesellschaft der Freunde aus Winterthur, von dort aus zu Pferd oder zu Wagen nach Trogen in's Appenzellerland, bei Bodmers langjährigem und vertrautem Freunde, Dr. Laurenz Zellweger,[3]) „die Molke zu trinken".[4])

[1]) Die eine der Schwestern war die „Steinerin" im Steinberg zu Winterthur, Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 515, vgl. Wielands Brief an Bodmer, o. Datum (Sommer 1756): „Ich grüße Ihre beiden Frauen Schwestern." S. unten.

[2]) Bodmer im „Denkmaal" Wasers, S. 515, nennt nur den Namen Heideggers. In dem Necrologe Heideggers aber, den der achtzigjährige Bodmer am 27. Juni 1778 im Convent der Stadtbibliothek zu Zürich in seltner Geistesfrische hielt, (Schweitzersches Museum 1784, Siebentes Stück, S. 660,) heißt es: „Er (Heidegger) war Heidegger schon lange zuvor, ehe er an dem Staatsruder saß; schon da er auf dem Gaberius mit Zellweger, Breitinger, Lavater, Rahn Molken trank." (Mit dem hier genannten Lavater ist, wie Prof. G. Meyer v. Knonau freundlichst mittheilt, Matthias Lavater, (1709—1775,) Apotheker, Vatersbruder von Joh. Casp. Lavater, gemeint. Bei dem Namen Rahn andererseits scheint an den nachmaligen „Rathsherrn und Dr. Joh. Heinr. Rahn" (1709—1786) zu denken zu sein, den H. C. Hirzel in s. „Denkrede auf Hs. Conr. Heidegger", Zür. 1778, S. 53 „den vertrautesten Freund seines [Heideggers] Lebens" nennt, der also ebenfalls, wie Lavater, ein Altersgenosse des 1710 gebornen Heidegger genannt werden kann.)

[3]) Denkmal, Herrn Dr. Laurenz Zellweger aus Trogen . . . von der Helvet. Gesellschaft errichtet durch Dr. J. C. Hirzel, Zür. 1765, S. 101. Mörikofer, D. schweiz. Litt. 86. Zellweger war der „Philocles" des hier besprochnen Freundeskreises, welchen Namen Z. in Briefen und Gedichten der Zeit führt. Vgl. Bodmers „Ode an Philocles" (J. J. B. critische Lobgedichte und Elegien. Von J. G. S. besorgt. Zür. 1747, S. 133 ff.) sowie den Anfang des elften Gesanges der Noachide, in welchem Philocles gefeiert wird, auch Wielands Besprechung der Stelle in der „Abhandlung von den Schönheiten des Noah", Werke 40, 538 (Hempel).

[4]) Vgl. auch Stäudlin, Briefe ꝛc., 198.

In einer heitern, an S. G. Lange als Einladung zur Theilnahme an einer solchen Zusammenkunft gesendeten anakreontischen Dichtung, (der Bodmer den Titel „die Spiele der Appenzeller" gegeben[1]),) hat Waser die Belustigungen geschildert, die den Theilnehmern an jenen Fahrten zu den „frohen Appenzellern" jeweilen bevorstanden: Zur Freude an der herrlichen Gegend, am „Schottentrinken", Schwärmen, Singen u. s. w., am Anblick des Steinstoßens, Ringens und Springens der Hirten auf den Matten, kam die Freude an Künzlis lustigen Geschichten, die nun, im Appenzeller Lande, von Appenzellern in ihrer eigenen Sprache handelten.[2])

---

[1]) S. unten den Anhang I, Wasers Schriften.

[2]) M. S. G. Lange, Sammlg. gelehrt. u. freundsch. Briefe, II, 87 ff. Der Anfang des Gedichtes: „Freund, komm ins Appenzellerland, Komm trink mit mir gesunde Schotten Mit B** K** L*** H** R** und noch zween Freunden," deutet die schon oben genannten Namen Bodmer, Künzli, Lavater, Heidegger und Rahn unzweifelhaft an. Im Zürcher Exemplar der Langeschen Briefsammlung sind einige Stellen mit Randbemerkungen versehen: Bei „Komm sieh den D** Toback rauchen Und den P** fröhlich schwärmen" heißt es am Rande Doctor und Praeceptor und ebenso ist etwas weiter unten Dr. P* durch „der Praeceptor" commentirt. Es dürfte damit Künzli gemeint sein; doch erscheint dieser zweifellos auch nachher in den folgenden Versen: „Komm, hör, wenn K** nun Geschichte Von Appenzellern will anheben, Er weiß, und sagts in ihrer Sprach, Was der geredt, wies hier gegangen. Was einst (zum Beispiel) jener that, Nachdem der Gaul ihn abgeworfen, Weil er nach Appenzeller Weise Nicht ruhig auf ihm sitzen konnte" u. s. w. Am Schlusse des Gedichtes sagt der lustige Waser zu Lange:

„So sey es denn, wohlan, so komme!
Komm bis zu diesen seltnen Leuten,
Den Schweizern unter allen Schweizern,
Den frohen Appenzeller Seelen.
Komm bald, doch merke die Bedingung:
Komm mit dem Geist von deinen Liedern,
Und daß, wenn jetzo B** liest
Und K**s Hurtigkeit und R** Arme
Des Spieles müd, du noch zwo Stunden
Mir helfst allein die Kneule treiben."

[Die letzte Wendung in der Schlußzeile des Gedichtes hat freilich wol keinen Sinn. Auch Toblers „Appenzellischer Sprachschatz" gibt über „Kneule

Aber auch Bodmer selber hat an mehr als einer Stelle seiner Schriften des großen Genusses gedacht, den ihm diese Besuche bei seinen Freunden gewährten. Noch nach Jahrzehnten blieben ihm, wie allen Betheiligten, die glücklichen Stimmungen und heitern Gespräche von solchen Zusammenkünften im Gedächtniß. Namentlich aber auch Künzlis und Wasers köstliche Späße. „Es waren Tage der Wonne," schreibt Bodmer im Necrologe Wasers, „die Menschen und Psychologen das Herz erquicket, wann Heidegger und Bodmer zu ihnen kamen, oder wann sie zusammen nach Trogen ritten, bei dem Doctor Zellweger die Molke zu trinken." [1]) Und in dem 1767 geschriebenen Gedichte „An Hessen", den oben erwähnten Pfarrer Heß, der 1754 von Altstetten nach Neftenbach bei Winterthur versetzt worden ist, hat Bodmer eine ausführliche und von tiefem Wohlbehagen an jenen Zusammenkünften zeugende Beschreibung derselben hinterlassen. Klagend ist in jenem Gedichte namentlich des damals schon hingeschiedenen Künzli gedacht. Seine Laune, heißt es in Bodmers Gedichte, war einst die Würze der Unterhaltungen gewesen! [2]) —

---

treiben" keinen Aufschluß. Es scheint ein Druckfehler des an solchen sehr reichen Buches auch an dieser Stelle vorzuliegen. Da offenbar eine den von Waser geschilderten Verhältnissen entsprechende ländliche Beschäftigung gemeint ist, zu der Lange eingeladen wird, so scheint es heißen zu müssen „Kühe (oder „Chüeli") treiben". Das wäre dann in der That wol die lustige Zumuthung Wasers an den Laublinger Pastor, auf welche ersterer am Schlusse in seiner Einladung es abgesehen zu haben scheint.]

[1]) Deutsches Museum, 1784, I, 515.

[2]) Bodmers Apollinarien, herausgegeben von G. F. Stäudlin, Tübingen 1783, S. 36 ff. Daselbst heißt es:

„Jährlich, wenn auf Gaberius Höh'n ich mit dem guten Philocles
Molken schlürfte, so goß der ländliche Trank in die Adern
Kühlung. Noch mehr erfrischte den Geist die Stimme des Freundes,
Der in die Seele zufriedne Still' und socratische Weisheit
Hauchte; dann kam ich verjüngt zu den weinbekleideten Hügeln
Unten am Limperg, wo das Kleeblatt der Theuersten lebte,
Die ich verehr' erhaben am Geist und edel am Herzen.
Einer, der im versammelten Rath die Edelsten lenket

In einem solchen Kreise von Freunden durfte der in Zürich zu erwartende Klopstock sich wohl Unterhaltung versprechen. Und

---

Und in die kleine Stadt den Flor der Glücklichsten bringet.
Dann der Andre, dem Zorn das Herz und Wehmuth zerschneidet,
Wenn er den Fall der Sitten, den Tod der Freiheit, so nah sieht;
Ihm gebot es das beste Herz, die Satire zu prüfen,
Seine Scherze sind Wahrheit, sein Lachen Unschuld und Eifer.
Als im Hudibras er den Sophist der Religion schlug,
Wurde der Priester bös und fühlte die Stiche der Wahrheit.
Bey den zweenen der feinste Kenner des menschlichen Herzens,
Keine Falte darin, die er nicht enthüllte; vor Leibnitz
Waren die Geister nicht, vor ihm der Mensch nicht enthüllter. —

Wenn ich zu ihnen kam und wenn von den Traubengeländern
Nestenbachs der auch kam, der die patriarchalische Muse
Wegen der Unschuld liebte, sie wegen der Unschuld ihn liebte,
Wie zerfloß dann mein Herz in Wollust, wie küßten sich zärtlich
Unsere Geister, wie himmlisch verklärten sich gegen einander!
Izt ein Ergetzen von süßerm Gefühl als die Wollust der Freundschaft?
Nichts verbitterte dann die Wollust, als daß sie mit uns nicht
Einer genoß, den von uns ein doppelsinniges Schicksal
An die Gestade der Spree verschlug; es gab da den Honig
Und den Wermuth des Lebens ihm sehr vermischet zu kosten .....
Jährlich ward uns der Schatz der Freundschaft und Liebe gegönnet,
Bis ihn der Tod uns raubte, der alles was schön ist, zerstöret.
Künzli starb und der Umgang verlor die Würze des Salzes,
Ernstes Lachen und weise Laun' und socratische Fragen;
Seiner beraubt schien mir der blumige Garten verwelket,
Dunkel die Traubengeländer am Limperg, die klippige Töß rauscht
Izo nicht musicalisch und ihre Gestade sind wilder .....
Immer noch blühn anmuthige Bilder in meinem Gedächtniß
Von den genossenen Scenen, die auf mein alterndes Leben,
Auf die Tage, die nicht gefallen, den süßen Geruch streu'n ....
. . . . . Das nahende Schicksal
Läßt mich auf Erden nicht säumen, dann geh ich, wo Künzli schon
ankam" u. s. w.

[Von den drei in diesen freilich recht schlechten Versen erwähnten Männern ist der Vs. 8 Genannte der unten näher geschilderte Joh. Sulzer, zur Zeit der Abfassung des Gedichtes Schultheiß von Winterthur, „der Andre" Vs. 10 Waser, „bei den Zweenen der feinste Kenner des menschlichen Herzens" (Vs. 16) Künzli. Vs. 19 wird auf Heß, 26 ff. auf Sulzer angespielt.]

so ist es denn auch nicht zu verwundern, daß Bodmer bereits 1750 in dem schon erwähnten Gedichte „Verlangen nach dem Poeten" den deutschen Dichter speciell auch auf seine Winterthurer Freunde Künzli und Waser zum Voraus hinwies: Künzli, von dem es in dem genannten Gedichte heißt: „Eubul, der Kanzler der Thorheit, der keiner von ihren Geschichten in das Vergessen zu sinken vergönnet", Waser, den der Dichter „Knemon" nennt, „der ihre [der Thorheit] Verwandlungen weiß und sie allemal nöthigt, in der belachten Gestalt zu erscheinen".[1]) Und demgemäß ward denn auch, als Klopstock im Sommer 1750 wirklich nach Zürich gekommen war, eine Zusammenkunft desselben mit den Freunden in Winterthur alsbald von Bodmer in Aussicht genommen.

Eine solche Zusammenkunft versprach damals um so genußreicher zu werden, als ja der Künzli und Waser, wie Bodmer und den Seinen gleichbefreundete Sulzer von Berlin mit Klopstock in die Schweiz gekommen war. „In wenigen Tagen gehen wir nach Winterthur, Waser und Künzlin zu besuchen, Hr. Canonicus Breitinger geht mit; welche Vollkommenheit der Luft . . . wenn Zellweger mit bei uns wäre", schreibt Bodmer am 29. Juli genannten Jahres.[2]) Und am 1. August fand die Zusammenkunft wirklich statt. Es war unmittelbar nach der berühmten Fahrt auf dem Zürich-See, die Klopstock und seine jüngern Zürcher Freunde unternommen hatten. Aus Winterthur hat Klopstock am ersten August an Schmidt berichtet: „Ich bin hier, Sulzer, Schultheß, Waser und Künzli zu besuchen. Bodmer ist auch mit hier und ich nehme ihnen eine schöne Morgenstunde an Sie zu schreiben."[3]) Und am 2. August schreibt Bodmer selber: „Wir sind hier eine Truppe auserlesener Freunde: Breitinger, Sulzer, Waser, Künzli, Heß, Schultheß, Bodmer, Klopstock. Unser Thun ist scherzen, erzählen, lachen, trinken; — der Noah unserer letzteren Tage allein trinkt nur Wasser, der poetische Messias hingegen trinkt

[1]) Bodmers Apollinarien, herausgegeb. von Stäudlin, S. 85.
[2]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, I, 343.
[3]) Mörikofer, 175.

wie einer aus den Tagen des Patriarchen. Er verläugnet den Menschen allein in der Göttlichkeit des Gedichts, wovon er uns täglich Fragmente vorliest. Unsere Stunden verfließen hier wie ein Gespräche“ [1]) u. s. w. Zehn Tage hat dieser Aufenthalt Klopstocks in Winterthur gedauert. Es ist kein Zweifel, daß bei dem „Scherzen, Erzählen, Lachen, Trinken“ der Freunde zu Winterthur, von welchem Bodmers ebenerwähntes Schreiben redet, schon damals Künzli eine Hauptrolle spielte und jene Talente entfaltete, die einige Jahre später den jungen Wieland einmal fast zum Ersticken vor Lachen brachten: die Gabe „alle Menschen meisterlich nachzuäffen und die alltäglichsten Begebenheiten seines Lebens in eine komische Epopoee zu verwandeln“.[2])

Der Besuch des Messiasdichters bei den Freunden in Winterthur, von dem hier die Rede ist, fällt ganz noch in die Zeit des besten Einvernehmens Bodmers mit seinem Gaste. Aber schon war der Umschwung nahe. Es ist unnöthig, hier die bekannten Verhältnisse berichtend zu widerholen, durch welche dieses Einvernehmen gestört ward. Aber hervorzuheben ist, daß der Bruch Bodmers mit Klopstock auch den Bruch der Winterthurer mit dem Messiasdichter nach sich zog. Als Waser im September 1750 von einem Besuche in Zürich nach Winterthur zurückkehrte und Berichte

---

[1]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, I, 344.

[2]) In K. A. Böttigers Mittheilungen aus Wielands Gesprächen über seinen Aufenthalt in der Schweiz ꝛc. (Raumers Histor. Taschenbuch, X, 1839, S. 415 ff.) heißt die ganze auf Künzli und Waser bezügliche Stelle (deren schon oben Erwähnung gethan ist): „Dabei“ [es war davon die Rede, daß Geßner ein wahrer Hanswurst in der lächerlichen Mimik gewesen]: „Dabei erinnerte sich W[ieland], daß er einst in Winterthur mit Bodmer und Breitinger beim Schultheiß Zernli zu Gaste war, wo auch der Winterthurer Conrector Kinzli und der Diaconus Waser (Swifts Uebersetzer) gegenwärtig waren. Waser hatte eine hervorstechende, anbohrende Physiognomie und war wie zum kaustischen Spotte geboren. Kinzli war Horazens sittigere Satire personificirt, qui circum praecordia ludit. Beide hatten das rare Talent, alle Menschen meisterlich nachzuäffen und Kinzli konnte (wie Musäus) die alltäglichsten Begebenheiten in eine komische Epopoee verwandeln. Hier geriethen inter pocula Beide in ihre beste Laune und W[ieland] war nahe am Ersticken. Besonders hatte sich Kinzli noch im

über Klopstocks „Aufführung" dorthin brachte, wunderten sich auch dort die Freunde nicht wenig. Und bald theilten Künzli und Waser die ungünstige Stimmung, die seit Klopstocks Entfernung aus Bodmers Hause im Bodmerschen Kreise über den Dichter die herrschende geworden war. Bodmer hat den Winterthurer Freunden von seinen Gesprächen mit Klopstock, von seiner Correspondenz mit ihm zur Zeit ihrer Entfremdung genaue Mittheilung gemacht. Noch im Herbst 1751, als Klopstock schon seit einem halben Jahr Zürich wieder verlassen hatte, circulierten die Briefe bei den Winterthurer Freunden, die Klopstock an Bodmer geschrieben hatte. Am 19. November gleichen Jahres schrieb Künzli an Bodmer:

„Mein Kopf ist mir noch ganz warm vom Lesen der Kl[opstockschen] Briefen; es gehet mir beinahe wie dem Saul, der auch anfieng zu profeten, da alles profetete; es ist nichts als Poesie und Poesie, was Klopst. schreibet; die Poesie äffet die Natur nach, der ganze Kl. ist ein Affe der Edelmütigkeit, der. Freundschafft u. s. f., aber nur auf Blättern, in bloßen Worten, das Wesentliche der Natur mangelt. Sollte man diese Briefe der Nachwelt vorlegen, und dann erzählen, wie er sich gegen Bodmern, da er ihn endlich nach Kazen Art umarmt, betragen, würde sie es glauben?"

Indessen ist trotz dieser argen Verstimmung über Klopstocks persönliches Wesen sowol Künzli, als auch Waser, wie ja auch

50. Jahre einfallen lassen, mit einem Paar jungen reichen Schweizern eine Reise nach Paris zu machen. Wenn er die Abenteuer dieser Reise erzählte, war er ganz in seinem Elemente, z. B. gleich den Eintritt in die Barrièren, wo er seinen Namen auf schweizerisch aussprach und der Franzose ihn durchaus so nicht schreiben konnte." — Zu dieser Erzählung Wielands, zu der Böttiger das Datum 20. März 1796 gesetzt hat, sind freilich einige Berichtigungen nöthig: Es gab in Winterthur keinen Schultheiß Zörnli, (denn so ist der Name zu schreiben, den Böttiger nach Wielands schwäbischer Aussprache gehört und daher Zernli, wie auch Kinzli statt Künzli, geschrieben hat.) Die Zusammenkunft, von der Wieland berichtet, muß vielmehr in Sanct Gallen beim dortigen Stadtschreiber J. G. Zörnli, einem Freunde Dr. L. Zellwegers, im Anschluß an einen Besuch bei diesem letztern in Trogen stattgefunden haben. Vgl. unten. Künzlis hier erwähntes Pariser Abenteuer dagegen fällt ins Jahr 1753. Vgl. unten.

Bodmer selbst, gegen Klopstocks Poesie nicht ungerecht geworden. Als der Aerger über Klopstocks Bruch mit Bodmer verraucht war, traten die Winterthurer Freunde für die Dichtung Klopstocks in die Schranken. Sie bekämpften die thörichten Urtheile, die in Zürcher und Winterthurer Schulmeister- und Philisterkreisen über die Unverständlichkeit und Versteigenheit der Sprache in Klopstocks Oden laut geworden waren. Sie bekämpften diese Urtheile in der ihnen eigenen humoristisch-satirischen Weise. Ein beredtes Zeugniß hierfür ist noch aus späteren Jahren die 1757 in Zürich erschienene Schrift: „Moralische Beobachtungen und Urtheile". Die Schrift wird gewöhnlich J. H. Waser zugeschrieben. Aber doch scheint sie, wie schon Lessing bemerkt hat, nicht der Feder Wasers allein entflossen zu sein. Verschiedene Gründe machen es mehr als wahrscheinlich, daß auch Künzli einen nicht ganz geringen Antheil an derselben gehabt hat.[1])

Der letzte Abschnitt der von Lessing in den Litteraturbriefen mit Recht gelobten Schrift[2]), der die bisher bekannt gewordenen Urtheile über Klopstock aus dem Kreise der Zürcher in origineller Weise ergänzt und als ein wichtiges Document zur zeitgenössischen

[1]) Vgl. die Aeußerungen Wielands in den unten folgenden Briefen an Künzli vom 6. und 12. April 1757. Auf Künzlis Antheil scheint auch der Name Eubulus (s. oben S. 8 Anm. 3 u. S. 12 Anm. 1) als eines der Redner, S. 155, sowie die Bemerkung Lessings (s. die folgende Anm.) hinzuweisen. Auch der Katalog der Zürcher Stadtbibl. bezeichnet nach alter Tradition Waser und Künzli als die Verfasser des Buches. — Zürcher Freim. Nachr. v. 1. Febr. 1758.

[2]) Briefe, die neueste Litt. betr., Nr. V. Vom 1. Febr. 1759, Lessings Werke (Hempel) IX, 64 ff. Lessing theilt daselbst längere Auszüge aus der Schrift mit: eine „sehr vortreffliche" Stelle betr. die Redekunst, S. 98—102 der moral. Beob. (vgl. Herder, Fragm. üb. d. n. deutsche Litt. III, Werke (Hempel) XIX, 301, wo dieselbe gleichfalls citiert ist), die Schilderung eines Husaren bei Anlaß des Lobes eines Mädchens, Moral. Beob. S. 116 ff. und die Stelle betr. Heuchler und Ketzermacher, S. 169. Lessing meint bei Anlaß der Anführung der ersten Stelle, „man könnte Hrn. Wieland auf diese aus der Schweiz kommende Schrift verweisen", meint, sie lasse sich trotz einer Menge Wörter, „die man hier nicht versteht", (hürisch, ringsinnig, abschätzig, Schick) sehr wol lesen und bemerkt, sie scheine aus dem Beitrag einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu sein.

Litteratur über Klopstock betrachtet werden muß, lautet folgendermaßen:

„Nachricht von einer wahrnungsvollen, merkwürdigen Geschichte, die sich vor vielen Jahren zugetragen und welche Clito seinem Freunde Menander soll überschrieben haben:

Mein Herr!

Ich habe Ihnen schon gemeldet, wie selzam, obschon seiner selbst würdig, der zahlreiche Pöbel von den zwon bekannten Oden des Herrn K** †) urtheilet.

Was zu diesem hirnlosen Haufen gehört, kömmt meistens in diesen Säzen überein: „Es seyn diese Oden ein recht ausgesucht unverständliches Zeug. Kein Mensch könne wissen, was der Verfasser damit haben wolle. Daß er wirklich nichts sage; und daß diese Gedichte eine blosse Zusammenstoppelung glänzender und wunderlicher Wörter seyn, die, wenn man sie von hinten zurüklese, einen eben so klug machen, als wenn man sie von vornen her in der Ordnung, wie sie gesetzt sind, studiere.“ Was ist die wahre, ächte Poesie in den Augen dieser Leute? Zusammengesetzte Wörter, an deren Ende der Reim klingelt: Ihrer Einbildung und ihrer Denkungskraft muß sie dabei so wenig zu schaffen machen, als wenig ihnen ehemals ihr gelerntes Mensa, der Tisch, Mensae, des Tisches, den Kopf zerbrach: Fein platt zu, wie man in Prosa spricht. Dabei etwas abgemessenes, wenn man kann; kann man nicht, so hat es nicht viel zu bedeuten, nur die Schelle hinten dran, das ist schon Poesie. Wie ärgerlich muß es diesen Leuten deßwegen vorkommen, daß man heut zu Tage so anomalisch in der fünften Deklination dichtet! Ich will sagen, daß man neue, ungewöhnte Gedanken anbringet, in wenig Worten ausdrüket, und sie dabei in geschikte, metaphorische Redensarten einkleidet; Kurz, daß man nach ihrem Urtheil izt lauter Unsinn dichtet? „Wie leicht, wie kommlich, heißt es, ist doch die französische Kleidermode? Sollen wir wider die alten, beschwerlichen Ploderhosen ꝛc. hervorsuchen? Welch ein Narr, der uns dieses zumuthete! Und welche Narren würden wir seyn, wenn wir folgten! Wir lassen uns in

†) Eine an Herrn Bodmer; die zweite von der Fahrt auf der Zürchersee.

unſrer ſtolzen — — — Nein, in unſrer poetiſchen Seelenruhe ſoll uns dieſer junge, alberne Laffe nicht ſtören, und niemand ſoll es thun" u. ſ. w.

„Denjenigen, die noch beſcheiden ſagen, ſie verſtünden es nicht; ſie wollten alſo auch nicht urtheilen, wie gut oder ſchlecht dieſe Oden wären, ſie wären ihnen zu hoch, kömmt ihre Beſcheidenheit bei allen rechtſchaffenen Gemüthern billig zu ſtatten. Es wäre eine Ungerechtigkeit, von jedem zu fodern, er ſollte die Poeſie verſtehen. Das ſind verſtändige, ehrliche Leute. Aber behaupten, daß in den Gedichten wirklich kein Verſtand liege, daß ſie lauter Unſinn ſeyn, darum weil man zu dumm iſt, den Sinn, und das Schöne deſſelben zu merken, das verräth wol die allerungehirnteſte Eigenliebe, und erwekt bei Klugen, bald Lachen, bald Verachtung, bald Mitleiden, da dieſe Geken nicht nur nichts verſtehen, ſondern ſich es noch zur Ehre rechnen, dumm zu ſeyn.

Verzeihen ſie, mein Herr! die lange Vorrede: Sie lehret ſie nichts neues; aber ſie wird ihnen doch zu derjenigen Gemüthsfaſſung behülflich ſeyn, in deren ich ſie gern vollkommen wißte, wenn ich ihnen izt erzehle, wie ſehr die Strafe über einen ſolchen Herrn gewachet, und wie ſehr ſie ihn unverſehens getroffen hat. Dieſer Herr kam nämlich jüngſt ſo eben von der Richterbanke, da er unſern Dichter als einen unſinnigen und mit ihm noch viele andere verurtheilt und höniſch verlachet hatte, nach Hauſe. Der Beifall und die Aufmunterung, die er deßwegen von ſeinen Brüdern in Midas erhalten hatte, waren viel zu ſtark, als daß ſeine Freude ſchon ein Ende haben ſollte. Er ſprang, er ſang, er lachte, er pfiff u. ſ. w., bald rief er ſeine Frau, bald den Knecht, bald den Hund herbei, da eben ſein Sohn, ein Knab von zwölf Jahren, aus der Schule heimkam, ſeinen Thek auf die Banke warf und wieder fortgieng. Du haſt nichts zu thun, ſprach der Vater bei ſich ſelbſt, du willſt doch geſchwinde ein bischen ſehen, was der Bärnhäuter in der Schule macht. Drauf gehet er, durchnaſcht den Thek, und findet zum Unglük die beiden Oden von ** geſchrieben, und in die gewohnte ordentliche Conſtruction gebracht; Er lieſet, verſteht, erröthet, und wird voll Zorn: „Der Lekersbub! will er ſeinen Vater beſchämt machen? oder will er ihm ſeine

unſchuldige Freude ſtören? Bub, (ruft er aus vollem Halſe), Bub geh her, wo biſt du?" Der Junge kömmt, und da folget nachſtehendes Geſpräche.

Vater. Ich habe hier deine Schriften durchſchauet, Bub! Was iſt das? Woher kömmſt du Galgenvogel mit dieſem Zeuge?

Sohn. Aus der Schule, Papa.

Vater. Aus der Schule? Ey da ſehe ichs denn; ihr Bärnhäuter traktirt immer ſo alienam, wenn ihr aufmerken ſolltet: Das hat mir der Präceptor ſchon oft geklagt. Halt, das ſoll dich gereuen, Kerl. — —

Sohn. Papa, ich bitte um Vergebung, das iſt gewiß kein alienum.

Vater. Alienum; Ho, ho, zu meinen Zeiten hat man geſagt alienam, oder aliena, einmal a, nicht um; Welch ein Bok! Ich glaube bei — — — Du Lekersbub, lernſt alle Tage rükwärts, es will auch gar nichts in den Ochſenkopf hinein.

Sohn. Verzeihen ſie mir doch, Papa; ich glaube einmal, ich habe hier recht geſagt al — — —

Vater. Halts Maul, Unverſchämter! Ich haſſe das eigenſinnige Rechtfertigen ſeiner ſelbſt ſo ſehr. Wenn ich wüßte, daß du dergleichen in der Schule lernteſt; den Augenblik wollte ich dich draus nehmen. Aber noch einmal; das Ding da, Kerl; das Papier hier. Hörſt du wol, was iſt das? Alienum denn, oder aliena?

Sohn. Papa, es iſt ein Exercitium Constructionis.

Vater. Was für ein Exercitium?

Sohn. Gewiß, Papa, ein Exercitium Constructionis: der Herr Präceptor hats uns heute ſo aus einem gedrukten Papier dictirt und in die Ordnung geſetzt, damit wir es deſto beſſer verſtehen. Izt müſſen wirs ins lateiniſche überſetzen.

Vater. Lüge nicht Bub, ich — —

Sohn. Ich lüge gewiß nicht, ſie können nachfragen, Papa; aber — — —

Vater. Was aber? Du haſt gewiß — — —

Sohn. Ich wollte ſagen, Papa, daß ich mit dem Herrn Präceptor nicht zufrieden geweſen bin; er hätte michs wol auch

können ſelber machen laſſen; die groſſen Jungen in den obern Bänken haben es alle ſelber conſtruiren müſſen, und haben faſt alle absque gehabt. Der Herr Präceptor hat ihnen nur an zwei einzigen Orten ein wenig helfen müſſen. Sie haben geſagt, es ſey nicht ſchwer. Des N — — — ſeiner hat geſagt, das wäre ein Schik, wenn er nicht ſo viel könnte, daß er das Ding in Ordnung ſetzte und verſtünde, und ich wollte einmal auch das meiſte verſtanden haben. Aber der Herr Präceptor ſagte, es würde zu lange währen; wir andern auf den untern Bänken ſollten es ſchreiben, wie er es dictirte.

Vater. Ich glaube, du würdeſt ein Hauptmeiſter geweſen ſein. Viele angeſehene Herren und Frauen, und ich ſelber auch, merke dir das, Bub; ich ſelber auch halten dafür, es ſey gar kein Verſtand in dieſem Geſchmiere, und der es ſo gemacht, ſey ein ausgemachter Narr; da ſtehts euch Lekern dem wol an, daß ihr wiziger ſeyn wollet, ja ſehr wohl. Und du beſonders biſt der Kerl dazu, der etwas dumm unverſtändiges zu Verſtand machen kann.

Sohn. Verzeihen Sie mir, Papa! Ich wollte nicht etwas Unverſtändliches verſtändlich gemacht haben, ſondern den Verſtand, der ſchon da liegt, nur herausgeſucht haben; wenn man nur ſchauet, wo der Nominativus, der Accusativus und das Verbum iſt, ſo wird mans bald finden, was der Verſtand iſt, und das übrige das zur Conſtruction gehört, leicht an ſeinen Ort bringen können. Das ſagt uns der Herr Präceptor tauſendmal, und gewiß Papa, und ich habe ſchon viel durch dieſe Regel gefunden, und die groſſen Buben haben ſie im Griffe; eben darum haben ſie in dem Exercitio Constructionis ſo wenig Fehler gemacht.

Vater. Regel, Accusativus, Nominativus, Verbum, das wäre artig, wenn einer nichts verſtünde ohne den Accusativus und das Zeug: Die blinden Heiden haben zuerſt ihre Götzen Raths gefragt; das thut kein Chriſt. Nominativus, Accusativus hin oder her, ich bin nun alt worden, und andere ehrliche Herren und Frauen ſind auch alt worden, und wenn einer etwas ſagt oder ſchreibt, ſo fragt man einmal nicht erſt den Accusativus um Rath, was er habe ſagen wollen. Das verſteht man ſonſt, oder es iſt unverſtändiges Zeug, wie dieſe beiden — — — Oden.

Einmal wirſt du mich nicht in meinen alten Tagen zu einem Götzendiener machen, Bub, das weiß ich.

Sohn. Der Papa macht mich lachen; aber er will mich nur ausförſcheln, ich merke es wohl: Der Nominativus, Accusativus und das Verbum Götzenbilder! Ha, ha, ha! Aber einmal, wenn man die Regel braucht, ſo kömmt man auf ein Ding: Die groſſen Jungen haben ſie eben gebraucht und ſind darauf kommen und es iſt ja Alles klar, wie es uns der Herr Präceptor angegeben hat, Papa: ich glaube wol, daß die groſſen Leute und der Papa nicht mehr nöthig haben, lange zu ſuchen, wo der Nominativus ꝛc. ſtehe: Der Herr Präceptor ſagt, das falle den wizigen groſſen Leuten ſonſt geſchwind in die Augen; aber eben darum müſſe man ſich in der Jugend gewöhnen fleißig darauf Achtung zu geben; ich wollte gern, ich wäre ſo groß wie der Papa, es fiele mir dann auch geſchwind alles ein.

Vater. Beweiſe mir, daß ich in den Oden des K** etwas für verſtändig halte. Oder nein, ich will mich beſſer ausdrüken, daß etwas von Vernunft darin liege.

Sohn. Der Papa iſt heute recht luſtig; er meint gewiß, ich habe es nicht gefaſſet; wenn uns ſchon der Herr Präceptor das Exercitium Constructionis gemacht hat: Aber gewiß, Papa, ich weiß, was der Poet ſagen will: Zum Exempel, in der erſten Ode von Anfang: Wer thut etwas? Der die Schikungen lenkt, (rego, regere, lenken) iſt der Nominativus: Was thut er? Er läßt oft unerfüllt, iſt das Verbum (unerfüllt, imperfectus, a, um), geht auf den Accusativum: Wen läßt er oft unerfüllt? Den frömmſten Wunſch: Was mehr? Das Götzenbild mancher Seligkeit; auch im Accusativo. Oder ich könnte es auch geben: Welcher Wunſch ein Bildniß mancher Seligkeit iſt; im Nominativo, mit dem Pronomen, qui, quae, quod, aber ich mag nicht, ich will es lieber im Accusativo, wie der Poet es geſezet hat. Einmal ich will gewiß keinen Fehler wider die Conſtruction machen.

Vater. Nu, nu, ich will es gern ſehen; es wird gut ſeyn: aber geſezt, ihr Jungen wißt etwas von der Conſtruction, durch Hülfe eurer lateiniſchen Allraune vom Accusativus und wie das Zeug heißt, was iſt denn auch die Sache? Verſteht ihr auch von

der Sache etwas? Dafern dieſer Prophet ja etwas verſtändiges lehren will.

Sohn. Ich glaube wol, wir verſtehen die Sache, oder das was er ſchönes durch ſeine Gedanken und Redensarten zu erkennen geben will, nicht ſo gut, wie der Papa und der Hr. Präceptor, und wie andere groſſe, wizige Leute: Aber wir ſind auch noch jünger weder ſie; und der Herr Präceptor hilft uns, er erklärt uns, wenn das Exercitium Constructionis gemachet iſt, hernach allemal auch die Sachen. Er hat uns die beiden Oden auch erkläret; er hat uns gezeiget, wie ſchön die poetiſche Sprache ſey; wie ſie von der gemeinen Sprache unterſchieden ſey, wie man die Redensarten verſtehen müſſe; er hat geſagt, er habe lange Zeit keine ſchönere Poeſie geſehen, als die von K**. Das ſei ein Meiſter, und ich glaubs auch, Papa. Es hat mich gewiß recht ſchön gedünkt, wie der Poet ſeine Gedanken vorbringen kann. Ich gehe nie lieber in die Schule, als wenn wir in der Poeſie haben. Es dünkt mich; wie man alle Tage miteinander redet, ſey wie mein Werktagsrok hier; und wie ein Poet redet, ſey wie mein Sonntagskleid: ſo dünkt michs Papa.

Vater. Der Guguk hole die Sprache, Bub, das käme artig heraus, wenn die Leute ſo anfingen mit einander zu reden; das möcht ich auch erleben: Wie ſchön; wenn ich dich zum Exempel geſchwind in den Garten ſchiken wollte, mir ein Paar Zwiebeln zu holen und zu dir ſagen müßte: Bub, geh hin zu der Mutter Natur in den Garten, und hole mir dort ein Paar ihrer Söhne oder Töchter (ich weiß nicht, ob die Zwiebeln Söhne oder Töchter ſind) rothe Zwillinge, die mit ihren Köpfen die Erde durchwühlen und unverſchämt ihre Beine in die Höhe ſtreken; bringe ſie mir dieſe Kinder der gütigen Mutter Natur. Ey, das wäre doch recht ſchön! und doch wäre auch noch Verſtand darinne.

Sohn. Hi, hi, hi; ja unſer Hans und die Dorothee; die würden erſt ſchön poetiſch miteinander reden. Hi, hi, aber der Papa vexirt einen allemal; es ſchikt ſich nicht Alles allemal; ich muß ja meinen Sonntagsrok auch nie tragen als am Sonntag, er iſt drum aber doch ſchöner als der Werktagsrok hier. Wenn der Hans den Stall puzt, er zieht auch kein ſauber Hemd an; aber

am Sonntag ſtehts ihm doch gut: Wenn er nur allemal eins hätte! Hi, hi, hi!

Vater. Ja, ja, lache du nur; Reizend klinget des Ruhms lokender Silberton, haſpelnde Gänge, lumpigte Federn, Mutter Natur, der Urenkelin Sohn, und Tochter, Gefreundte und Verwandte ꝛc. Gelt, das iſt ſchön: Wir wollen doch ein bischen ſo miteinander ſprechen: Nun iſts an dir, Bub; nun ſage du auch dergleichen hübſches Zeug her: die Mutter wird horchen, wenn ſie in die Stube kommt.

Sohn. Ha, ha, hi, hi, der Papa macht einen recht lachen.

Vater. Ja, ja, aber ſo redet euer K** der Narr; das ſind ja meiſtens ſeine eigenen Worte; reizend klinget des Ruhmes lokender Silberton: Bub, die Thaler haben einen Silberton. Aber des Ruhmes Silberton: das wirſt du mir nicht erklären und der Präceptor auch nicht.

Sohn. Der Papa vexirt alleweil, die groſſen Jungen in der Schule haben gewußt, was das iſt; und der Herr Präceptor hats ihnen nicht müſſen erklären, und ich habs einmal auch gemerkt; Aber uns andern hats doch der Herr Präceptor erklärt. Gewiß, Papa, der Herr Präceptor würde den groſſen Buben den Rüken zerſchmieret haben, wenn ſie es nicht gewußt hätten, und ich bin froh, daß ichs auch weiß, der Papa würde gewiß böſe auf mich ſein, wenn ichs nicht verſtünde; und ich weiß es wohl, er vexirt nur.

Vater. Nu, was ſoll es denn ſeyn, Bärnhäuter? Das wird mir eine artige Erklärung abgeben: Des Ruhmes Silberton: Ja, ja, hätt ich der weiſſen Thaler viel, das iſt der beſte Silberton.

Sohn. Papa, wenn ich es ſagen darf, der Poet ſtellt ſich hier den Nachruhm als eine Perſon vor, die eine ſilberne Poſaune hat, und die Leute dadurch anloket: und er ſagt, dieſer Silberton des Nachruhms klinge reizend, die Leute laſſen ſich antreiben ſchöne Thaten zu thun, die ihnen Nachruhm bringen; und ſüß ſei die Wirkung des Frühlings, wenn er alles belebt; und die Wirkungen des Weins im Socratiſchen Becher (mäßig und unter weiſen Geſprächen getrunken) von der thauenden, duftenden Roſe umkränzet ſey, ſeyn lieblich: Aber dann ſagt er unten, nachdem dieſes alles beſchrieben iſt, in einem Gegenſatze; noch viel ſüßer und ſchöner

und reizender, als alles dieſes ſey das, wenn einer wiſſe ein Freund zu ſein in den Armen des Freundes, das iſt in eines Freundes Geſellſchaft, und wenn man die Freundſchaft und das Leben überall ſo wiſſe zu genießen, daß man nicht unwirdig werde der Ewigkeit, oder ewig zu leben. Ich — — — .

Vater. Du predigeſt Bub, ſo du mußt mir ein Pfarrer werden; ich ſehe wohl, der Schnabel iſt dir trefflich dazu gewachſen; itzt ſchon kannſt du nie zu Ende kommen; Nu, nu; aber ich möchte doch wiſſen, warum der Nachruhm gerade eine ſilberne Poſaune haben muß, und nicht eine goldene? Es wäre, dünkt mich, in gleichen Koſten zugegangen.

Sohn. Eben das hat der Herr Präceptor einen groſſen Jungen auch gefragt. Aber er hats gewußt.

Vater. Was hat er denn gewußt?

Sohn. Der Papa kennt ja des N— ſeinen Bub; der Herr Präceptor iſt ſonſt nicht allemal mit ihm zufrieden, er iſt faſt der ungeſchikteſte auf den oberen Bänken, aber das hat er einmal gewußt.

Vater. Nun, das möcht ich denn auch wiſſen, es wird wohl ein hübſch kirſchbäumerner Grund ſeyn vons N— ſeinem Buben. Ich glaube ihr Narren lernt bald Stroh freſſen in der Schule; doch das wäre mir kommlich, hat der Präceptor noch nicht geſagt, wann ihr anfangen ſollt dieſe Kunſt zu lernen. So kämeſt du mir vom Brod.

Sohn. Ich weiß es nicht, Papa: Aber einmal der Herr Präceptor hat geſagt, es ſey recht: Aber Stroh, Papa, ich könnte es gewiß nicht verdauen. Den kirſchbäumernen Grund, wie der Papa ſagt, von der Silberpoſaune, den kann ich viel beſſer begreifen.

Vater. Zum Henker, wenn ſagſt du ihn denn? Wie lange muß ich noch warten?

Sohn. Die Poſaune (ſagte der Bub) ſey darum ſilbern, weil der Ton aus ſilbernen Inſtrumenten ſehr hell und durchdringend ſey: Es iſt recht, ſagte der Herr Präceptor: Ihr ſehet alſo, daß der Poet mit dieſem Ausdruke zu verſtehen giebt, daß der Nachruhm, oder die Ehre, die man durch ſchöne tugendhafte Thaten erlanget, die Menſchen ſehr ſtark anreize, ihnen tief ins Herz gehe, wie der Ton aus einer ſilbernen Poſaune überaus

ſcharf, durchdringend und lieblich iſt. Das ſtekt in dieſem einzigen Wort, und das gehöre eben mit zu der Kunſt des Poeten, daß er ſo nachdrücklich durch Bilder reden könne.

Vater. Nu, nu, er mag immer durch Bilder oder Geſichter reden: Du kannſt izt gehen. Ich habe nicht mehr Zeit, ich ſehe ſchon was deine Sache iſt.

Alſo nahm der Junge Abſchied; und der beſchämte Vater hielt folgendes Soliloquium:

„Zum Henker! Ich bin froh, daß ich des Lekersbuben los bin. Ey, mein Sohn; der poetiſche Fuchs! Das hätte ich wohl nimmer gedacht. Es iſt gut, daß er geglaubt hat, ich ſcherze nur, und ich verſtehe das Ding ſo gut, wie der Präceptor, ſonſt hätte ich ihn waker abgeſchmiert: Wohl, das wäre artig geweſen! Die groſſen Jungen! Sie haben das Exercitium Constructionis ſelber gemacht; der Präceptor hätte ihnen Schläge gegeben, wenn ſie den Silberton nicht gewußt hätten; der Werktagsrok und der Sonntagsrok! Der Nominativus, der Accusativus und das — — — Zeug alles! Ein feiner Reſpekt gegen einen Vater! Aber die Frage bleibt immer, wer recht hat? Nein, auf mein — (daß ich ſo ſchwören muß) es iſt keine Frage: Die ver — — Oden ſind unſinniges Zeug, und das müſſen ſie ſeyn, ſie wollen oder nicht. Ich weiß auch, was Poeſie iſt, ich habe ja drei Hochzeitsgedichte, und noch 4 andere Gedichte auf Ehren-Anläſe gemacht und man hat ſie gelobt. Da habe ich nicht ſo närriſche Dinge geſagt, die kein Menſch verſtehen konnte. — — Bub, biſt du nicht? — Ich wollte nicht, daß der Galgenvogel mich hörte) — Gerade zu, was mir beifiel, mit klaren, dürren Worten, gut deutſch, hinten gereimt, und damit auf und Holla. Das iſt Poeſie und es wird auch bleiben, die Narren mögen immer ſagen was ſie wollen. Aber die Buben! die groſſen Buben! Das Ding beißt mich vert— in die Naſe. Da werden dieſe Kerls mich und ſo viele andere ehrliche Leute zu Narren machen; Sie verſtehens, und wir ſagen, es iſt dumm, unverſtändiges Zeug: So ſind wir denn alle Kazen gegen die groſſen Buben in der Schule. Ey, der Henker! Und dann, geſetzt, daß ich es izt auch ziemlich gut verſtehen wollte, wie es in dem Exercitio Constructionis geordnet iſt; ich mag und

wills aber nicht verstehen, es ist mir leyd, daß ich den Thek erwischt habe, ich gehe ja nicht mehr in die Schule u. s. w. Warum reden die Narren nicht zuerst klar? Können sie nicht mehr deutsch? Es käme mich leicht an, ich ginge hin, eins mit dem Präceptor zu expostulieren. Einen solchen poetischen Narren soll er mir aus meinem Buben nicht schnizeln: Aber das ist ein grober Mann, dem wäre gewiß nicht zuviel, mir unter die Nase zu sagen, wenn man von einer Sache nicht mehr als eine Kaz verstünde, so müßte man auch nicht darüber urtheilen. Das würde er mir gewiß sagen, und das thut doch einem Ehrenmann wehe. Besser, ich schweige. Käme noch aus, was mir mit meinem Buben begegnet ist, das gäbe gewissen Leuten Gelegenheit, verzweifelt zu spotten; ich fürchte die satirische Lauge ein bischen; das bekenn ich. Aber, o ihr lieben Herrn und Damen, die ihr euch mit mir über diese öden Oden lustig macht, was werdet ihr wohl dazu sagen, wenn ich euch das Exercitium Constructionis zeige, und von den grossen Buben, vom Nominativus und Accusativus ꝛc. erzähle? Euch muß ich es doch erzählen. Ihr mögt dann auch roth werden. Das habe ich überstanden. Nun, es mag immer seyn, wie es will; man geht zu weit heut zu Tage, zu weit sage ich, zu weit geht man — vor altem hats auch geheißen, haec hactenus; über das verfl— Grübeln heutiges Tages! Kein Wunder, daß in allen Ständen alles so verderbt ist; daß kein Respekt mehr von der Jugend da ist; daß jeder — — ich mag nicht sagen, was ich alles denke."

Dieses, mein Herr, ist die Geschichte, die ich ihnen habe melden wollen. Sie enthält so viel lächerliches, demüthigendes für solche ungeschikte Oden- und Poesierichter, daß ich versichert bin, sie werden dieselbe nicht ohne Vergnügen lesen. Sollte sie weitere Folgen haben, und ich bringe sie in Erfahrung, so werde ich mir eine Freude machen, sie ihnen ebenfalls mitzutheilen. Ich habe die Ehre stets zu verbleiben

Mein Herr!

Ihr ergebenster Diener,

Clito.

Im Februar 1751 war Klopstock aus Zürich geschieden, im Herbst 1752 zog Chr. M. Wieland in Bodmers Hause zu Zürich ein.

Auch Wieland hatte, wie bekannt ist, schon vor seiner Ankunft in Zürich mit Bodmer in regem Briefwechsel gestanden[1]) und selbstverständlich war demnach Wielands Name, schon vor des Dichters Reise nach Zürich, den Winterthurer Freunden Bodmers oftmals genannt worden. An dem eifrigen Schriftenaustausch, welchen Bodmer und Wieland pflegten, als Letzterer noch in Schwaben weilte, hatte auch Martin Künzli (wie Heinrich Schinz in Wesperspühl[2]) und Caspar Heß in Altstetten)

---

[1]) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland. Zürich, 1815, I. Band, S. 1 u. ff.

[2]) Hans Heinrich Schinz, der in Wielands Briefen so häufig genannte spätere Pfarrer in Altstetten bei Zürich, 1726 geboren, war, bevor er 1754 in Altstetten der Nachfolger des bereits mehrmals genannten J. Caspar Heß wurde, wie es scheint, Hofmeister, in der Familie J. Christoph Billeters von Zürich, der das Schloß Wesperspühl (am Ausfluß der Thur in den Rhein, im zürcher. Bezirk Andelfingen) besaß und 1760 Landvogt in Andelfingen wurde. In Wesperspühl besuchte Wieland seinen Freund Schinz auf der ersten Reise nach Zürich und genoß daselbst bei Billeter „edle Gastfreundschaft". (Lutz, Vollst. Beschreibg. d. Schweizerlandes, Aarau 1827, III, 468; Werthmüller, Memorabilia Tigurina, Zür. 1780, 213. Wieland, Ausgew. Briefe, I, 118, 120.) J. Chr. Billeter, geb. in Zürich 1705, Landschreiber von Birmenstorf und Urdorf, 1732 Stetrichter am Stadtgericht, 1735 Secretär der Büchercensur, 1760 Landvogt von Andelfingen und 1769 Almosenpfleger, starb 1773, als der Letzte seines Geschlechtes. Im J. 1728 hatte sich Billeter vermählt mit Regula Hirzel, einer Schwester jener Esther Hirzel, die durch ihre Heirath mit dem Druckerherrn Conrad Geßner 1730 die Mutter Salomon Geßners wurde. (Mittheilung von Prof. G. Meyer v. Knonau und Schulpräsident Hirzel in Zürich.) Billeter war demnach der Onkel Salomon Geßners, wie er auch in Wielands Briefe an S. Geßner v. 17. u. 20. April 1764 (Auswahl denkwürdiger Briefe v. C. M. Wieland, herausg. v. L. Wieland, Wien 1815, I, 63) genannt wird („Diese ganze Nacht träumte ich von Zürich und von Ihnen. Ich wurde mitten in einer Erzählung aufgeweckt, die mir Ihr guter, rechtschaffener Oheim, Hr. Billeter, von Ihrer Erwählung machte".) Wieland erwähnt Billeters auch in der im Anfang seines Zürcher Aufenthaltes gedichteten Ode

seinen Antheil.[1]) Als dann in Bodmer der Gedanke reifte, Wieland zu sich nach Zürich zu ziehen, war Martin Künzli hiervon wol unterrichtet und unterstützte Bodmers Plan durch Mittheilung dessen, was er seinerseits über Wieland vernommen hatte und durch Vergleichung der geistigen Persönlichkeit Wielands mit derjenigen Klopstocks.

„Hr. Osiander von Tübingen schreibet vom Wieland: „Dieser ist ein ingenium praecox, er steckt immer bei Hause und studiert, er wird bald von uns weggehen;" es scheinet doch nach diesem, daß der Jüngling und der Gelehrte harmonieren; ich weiß nicht, ob Sie sich seiner nicht besser würden zu erfreuen haben, als des übernatürlichen Klopstock." So berichtet Künzli am 4. April 1752 an Bodmer, und am 1. Mai des gleichen Jahres begleitet er seinen Dank für die Uebersendung der „Moralischen Briefe" Wielands mit folgenden Worten: „Mich dünkt, Herr Wieland sage viele Dinge, die er nicht würde gesagt haben, wenn er es nicht um des Reimens willen gesagt hätte.[2]) Indeß kommt mir W. noch immer als ein Stern von der ersten Größe vor am poetischen Himmel; doch wünschte ich, daß er nicht wie die hebraeischen Weiber zu lebhaft wäre, welche geboren haben, ehe die Hebammen zu ihnen kommen. Eine Reise zu Ihnen würde ihm ganz wahrscheinlich mehr nützen, als Klopstock, nec enim

---

„Klagen und Beruhigung" (Hofmann-Wellenhof, Herrigs Archiv, 66. Band (1881) S. 74):

„In einer holden Wildniß,
Gleich dem beglückten Aufenthalt,
Wo Billeter mein Herz mir abgewonnen,
Wo Deine Unschuld mich,
O Daphne, still entzückt" . . . u. s. w.

[1]) Siehe die unten folgenden Briefe Künzlis, sowie Bodmer an Heß, 16. Jan. 1752: „Sobald Sie das Gedicht von der Natur der Dinge gelesen haben, und in acht Tagen haben Sie's gelesen, so muß ich es dem Herrn Examinator und den Freunden in Winterthur schicken." Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 499. Vgl. Anhang I, die Notiz betr. Wasers Brief an Bodmer über „die Natur der Dinge" von Wieland.

[2]) Vgl. Wieland an Schinz, 26. März 52, Ausgew. Br. I, 54 („bloß der Reim im Verlassen hat mich zu dem verdrießlichen Hassen genöthiget".)

tam cereus in vitium flecti nec monitoribus aeque ac ille asper videtur.“ [1])

Aber eine persönliche Bekanntschaft zwischen Wieland und Künzli erfolgte nicht so schnell, als die zwischen Klopstock und Künzli erfolgt war. Am 15. December 1752 schreibt Künzli an Bodmer: „Alle Nachrichten stimmen darin zusammen: Sie haben nunmehr in ihrem Wieland gefunden, was Sie vom Klopstock vergeblich erwartet. Ich schmelze vor Verlangen, den vergnügtesten Bodmer zu sehen, wann sein lachendes Aug vom redlichsten Herze belebet den jungen Wieland betrachtet; so begierig bin ich auch, des Bodmers würdigen Jüngling zu sehen; meine Hochachtung für ihn ist nunmehr vollkommen, da er Ihnen auch in näherm Umgang gefällt; sein großer Fleiß wird mir durch diese Tugend verehrungswürdig gezeiget und das um so mehr, weil ihn kleine Seelen beneiden, die sich mit nichts als einer bloßen Carte einer poetischen Tugend und Freundschaft zu schmücken wissen.“ [2])

---

[1]) In gleicher Weise wie Künzli äußerte sich auch Waser gegenüber Bodmer in Betreff Wielands in dem schon mehrfach erwähnten Briefe an Bodmer (bei Stäudlin 249 ff.): „Ich wollte ihn [Wieland] auch qua Poeten Klopstock vergleichen, allein ich konnte nicht wohl. Klopstock fliegt alle Zeit in dem Himmel herum und redet die Sprache der Engel, die er dichten kann, wie er will; dieser hingegen bleibet auf Erden, redet menschlich und darf den Leuten nicht bloß vorschwäzen, was er will, weil sie auch Menschen sind“ u. s. w. (251.) — „Ich wünschte daß dieser junge Autor glücklicher sei, als er sich zu seyn scheint. Es wäre wol tausend Schade um seine vortreffliche poetische Gaben, wenn er es nicht seyn sollte. Könnte ich etwas beitragen zu seinem Besten, so würde ich es mit rechtem Eifer thun; das sind Sie aber im Stande zu thun. Meier, der Vorredner, scheint mir ein leerer Kopf.“ (256/7.) (Wielands „Natur der Dinge“ war mit einer Vorrede G. F. Meiers in Halle 1752 erschienen.)

[2]) Am 7. Dec. 1752 hatte Bodmer an Zellweger geschrieben: „Wenn ich allen den Schabernack, den dieser große Poet [Klopstock] mir angethan hat und vermuthlich noch anthun wird, habe ausstehen müssen, Wielands Freundschaft damit zu erkaufen, so halte ich diese noch für wohlfeil erworben. Wenn die Deutschen es verdienen, so kann er [Wieland] ihnen künftig Dienste thun, die Leibnitz ihnen thun würde, wenn er zu unsern Zeiten lebte. Jetzt zeiget er sich nur noch in seiner Morgenröthe. Er sinnet schon jetzt auf ein Gedicht, welches Klopstocken den Gipfel, worauf er sitzt, kann streitig machen.

Künzli spricht in demselben Briefe die Hoffnung aus, im Januar nächsten Jahres nach Zürich kommen zu können. Doch war bis zum 11. Januar 1753 seine persönliche Bekanntschaft mit Wieland noch nicht erfolgt.

In der That aber hatte diese persönliche Bekanntschaft bereits stattgefunden, als Künzli im Frühjahr 1753 als Begleiter einiger junger Winterthurer eine große Reise durch Frankreich, England, Holland und Deutschland antrat, um schließlich einen längern Aufenthalt bei seinem Jugendfreunde Sulzer in Berlin zu machen. Wie Bodmer an seinen Freund Dr. Laurenz Zellweger nach Trogen am 7. März 1753 berichtet, war Künzli vor seiner Abreise nach Zürich gekommen und hatte dort von Wieland die günstigste Meinung gewonnen.[1]) Auf seiner Reise aber „breitete" Künzli nun „Wielands Gerücht, wie eine wohlriechende Salbe aus".[2])

Schon lange hatte Sulzer den treuesten seiner Winterthurer Freunde zu einem Besuche in Berlin zu bereden gesucht, ihm auch Aussichten auf eine Stellung in Berlin eröffnet.

In den zahlreichen Briefen Sulzers an Künzli, die sich erhalten haben[3]), ist das freundschaftliche Verlangen Sulzers nach seinem alten Freunde widerholt und in liebenswürdigen Worten zu lesen.

Sulzer schrieb bereits am 8. Januar 1752 an Künzli:

„Ich habe schon seit 3 Wochen Briefe von Ihnen erwartet, wozu mir Hr. Waser Hoffnung gemacht hat und diese Erwartung hinderte mich etliche Mal, da mich die Lust ankam, Ihnen zu schreiben. Ich muß Ihnen nun auf den Brief, den ich künftig, vielleicht morgen, von Ihnen erhalten werde, antworten. Sie

---

Da dieser keinen Gleichen leiden kann, so weiß ich vorher, daß er Wieland in seinem Herzen hassen wird. Die Abhandlung von Noah soll jetzt in die Druckerei kommen" u. s. w. Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, I, 363.

[1]) „Hr. Künzli ist etliche Tage bei uns in Zürich gewesen, er traut Wielanden ein Großes zu, er hält ihn für einen der habilsten Köpfe." Bodmer an Zellweger, Manuscript auf der Kantonsbibliothek zu Trogen, durch Güte der Herren Dr. Ritter in Trogen und Dr. Tobler in Bern dem Verfasser zur Einsicht überlassen.

[2]) Vgl. den unten folgenden Brief Künzlis an Bodmer vom 1. Nov. 1753.

[3]) Im Besitze des Verfassers vorliegender Schrift.

haben doch einige Meyerische Landschaften[1]) für mich erhandelt oder gewonnen. Versäumen Sie doch die erste Gelegenheit nicht, sie mir zu überschicken. In dem neuen Hause, so ich baue, soll ein Zimmer mit lauter schweizerischen Ornamenten gezieret seyn. Wäre dies für meine Freunde nicht eine gute Gelegenheit, sich hervorzuthun. Es ist ja bey Ihnen die Gewohnheit, den Kindern etwas in's neue Kleid zu schenken, und also per analogiam den Alten ins neue Haus. Es fehlt mir iezo, (etwas muß doch immer fehlen,) nur noch an einem Freund aus der Schweiz, so würde ich vielleicht glücklicher seyn, als jener Tyrann zu Samos. Ich bin in der That nicht zufrieden, wenn Sie mich nicht einmal besuchen. Thun Sie es doch und machen Ihre Einrichtungen so, daß Sie allenfalls, wenn es Ihnen denn hier gefallen sollte, bey uns bleiben können. Wollen Sie mein College am Gymnasio werden? Man geht damit um, eine Professionem Eloquentiae et Poeseos für die deutsche Sprache zu machen und in diesem Fall werden wir wol einen Schweizer nehmen müssen. Steht Ihnen dieses nicht an, so sollen Sie Hofprediger werden, sobald einer stirbt. Denken Sie doch mit Ernst an diese Reise! Ihre Gegenwart ist der allergröste Wunsch, der mir noch einfallen könnte" u. s. w.

So in gleicher Weise am 7. Sept. 1752:

„Ich hoffe diesen Winter mit meinem Hausbau fertig zu werden. Aber ich werde mit einem unvollkommenen Vergnügen darin wohnen, wenn ich Sie nicht auch einmal darin werde sehen können. Kommen Sie doch bald, wir wollen ein ander Tusculum daraus machen."

---

[1]) Wahrscheinlich sind Arbeiten Felix Meyers von Winterthur (1653—1713) gemeint, der den Ruf eines bedeutenden Landschaftsmalers als Schüler Franz Ermels in Nürnberg sich erworben hatte und dessen Bilder damals sehr geschätzt waren. Heinrich Meyer in den Zusätzen zu Goethes Aufsatz „Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände" (Kunst und Alterthum VI, 3, 445) nennt mehrere seiner Landschaften als „mit wahrhaft Poussinschem Geiste erfunden". Vgl. J. C. Füßli, Geschichte der besten Künstler in d. Schweiz, Zür. 1769, II, 212 ff.

Und endlich am Martinstage des gleichen Jahres schrieb Sulzer an Künzli (und dieser Brief eröffnet zugleich einen Blick in Sulzers Verhältniß zu seinen Collegen von der Academie und auf einen leider nicht genau erkennbaren Theil der schriftstellerischen Thätigkeit Künzlis, über welchen vielleicht ein kundiger Leser dieser Blätter Auskunft gibt):

„Mein lieber Freund.

Sie müßen unfehlbar vor einiger Zeit Briefe von mir bekommen haben, und wenn dieses auch nicht wäre, so müßen Sie ietzo einige Nachsicht für mich haben. In freyer Lufft, wo ich den gantzen Tag bin, oder in einem noch unausgebauten Haus läßt sichs nicht gut schreiben, und wenn ich mit angehender Nacht nach Hause komme, so bin ich auch gerne ein wenig bey meiner Willhelmine, die ich den Tag über nicht sehe. Von dem Schlaff kann ich mir nichts vergeben, weil ich des Morgens muß frühe seyn. Also muß ich der Zeit die Stunden gewaltsam entreißen, wenn ich schreiben soll. Wenn ich ein mal werde in meiner eigenen Wohnung seyn, alsdenn sollen Sie nicht mehr zu klagen Ursache haben. Wenn Sie mich doch wollten ein mal in meinem Land Haus besuchen! Wie Paradiesisch wollten wir da die Tage zu bringen! Meine Frau hat eine außerordentliche Begierde Sie zu kennen, und wenn ich die kleine Wilhelmine auf dem Arm bey den Bildern meiner Freunde herumtrage, so muß ich allemal bey Ihrem am längsten Verweilen. Sagen Sie ja dieses Wasern nicht, sonst sagt er das kleine Ding sey schon so eitel, daß [es] mehr nach dem goldenen Rahm, als auf Ihr Bild sehe. Denn er wird nicht haben wollen, daß Ihr Gesicht auf ein Mädchen mehr Kraft hat, als das seinige. Der Doctor, den Sie mir empfohlen haben, ist hier angekommen, aber ich habe ihn noch nicht gesehen, weil er mich am unrechten Ort gesucht hat. Morgen wird er vermuthlich erscheinen, denn dieses (Sonntag) ist der Tag, da die Schweitzer sich bey mir versammeln. Ich habe aber schon vorläuftig gehört, daß es ein gantz artiger und geschikter Mensch seyn soll.

Ich bin in Erwartung großer und angenehmer Neuigkeiten

von Ihnen, die mir Hr. Schultheß beym Dach zu ſchreiben verſprochen. Iſt etwa ihr Hertz von einer irdiſchen Schönheit gerühret worden! Wie gerne gönnte ich Ihnen dieſes Vergnügen. Wo Sie ſich nicht verheyrathen und nicht glüklich verheyrathen, ſo bleibt Ihnen das ſchönſte Erbtheil dieſes Lebens verſagt. Das Vergnügen der Freundſchaft iſt ein ſehr geringer Vorgeſchmak davon. Es ſey nun, was es wolle, ſo beſchweere ich Sie, mich nicht lange in Ungewißheit zu laßen. Denn ich ſehe ihre Begebenheiten als einen Theil der meinigen an.

Sie ſind alſo von dem Streit, den ſich unſre Academie zugezogen hat, auch unterrichtet?[1]) Ich habe keinen Antheil daran, obgleich mein Nahme in der Liſte der Richter ſteht; denn ich habe zu dem harten Verfahren gegen Hrn. König meine Einwilligung nicht gegeben. Hr. Heß aus Zürich, der in dieſer assemblée zu gegen war, wird Ihnen dies beſtätigen können. Ueberhaupt iſt die gantze Sache ein Streit de lana caprina, und Maupertuis glaubt nur deßwegen etwas erfunden zu haben, weil er ſich niemalen die Mühe gegeben hat Leibnizens Sachen zu leſen; denn das, was er mininum actionis nennt, iſt offenbar, das was Leibniz mininam vim vivam nennt. Ich glaube zwahr wol, das Maup. ſich für den Erfinder der Sache hält, aber daß Euler die Sachen ſo embrouillirt und die vollkommene Identität der beyden Sachen nicht einſehen will, wundert mich. Denn er giebt ſich alle Mühe von der Welt, eben das, was Leibniz entdekt hat, unter andern Begriffen als neü vorzutragen. Überhaupt ſo groß er in der Mathesi iſt, ſo ein ſchlechter Philoſoph iſt er. Indeßen hat dieſe häßliche affaire hier viel Händel gemacht. Weil Maup. alle Gewallt in den Händen hat, und man nicht ſehr laut gegen ihn reden darff, ſo iſt die Verbitterung im Geheim deſto ſtärker, und dieſes thut der Academie großen Schaden. Man ſiehet die Partheylichkeit

[1]) Ueber den Streit des Präſidenten der Berliner Academie, Maupertuis, mit dem Berner S. König betreffend Leibnitz und das principium minimae actionis vgl. Chr. Bartholmeß, Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, Paris 1850, I, 332 ff. und Wolf, Biographien zur Culturgeſchichte der Schweiz, Zürich 1859, II, 162 ff.

überall. Maupert. ist seit bald einem Jahr stark an der Lunge krank. Er wird kaum davon kommen. Man kann schwerlich sagen, ob sein Tod für die Academie gut oder schlimm seyn wird. Er hat als President seine gute und seine schlimme Seite. Es ist hier ein Brief unter der Preße, den man aus Potsdam zu seyn glaubet und so gar dem König zu schreibt, in welchem den Gelehrten Ihre Eyfersucht und ihre Zänkereyen scharff verwiesen werden. Ihr Brief an Hrn. Fres.[1]) ist hier wolaufgenommen worden, im Anfange hieß es, das hiesige Staats-Ministerium würde die Sache des großen Doctors auf den Reichstag bringen. Aber man fand eine starke Schwierigkeit darin, daß Fr. das gottlose Schreiben desavouiren würde, weil es doch nicht unter seinem Namen herausgekommen ist, und als denn könnte der Autor des Schreibens an Fres. für einen Calumnianten declarirt werden. Ich bin Ihr

An St. Martins Tag de quo gratulor
[von andrer Hand 1752] ergeb. Sulzer."

Als dann zu Ende des Jahres 1752 Künzli der wiederholten Einladung Sulzers Folge zu leisten versprochen hatte, war die Freude im Hause seines Berliner Freundes groß. „Nun forsche ich schon der Straße nach," schreibt Sulzer den 5. Januar 1753, „die Sie hieher bringen soll, auf welcher ich gern alles krumme grad und alles unebene eben machen möchte, um Sie eher zu be-

[1]) Gemeint ist ohne Zweifel der bekannte Theologe, Dr. Joh. Ph. Fresenius in Frankfurt a/M. Zur Zeit da der hier abgedruckte Brief geschrieben wurde, hatte Fresenius wegen Verweigerung des Abendmahls an einen Schauspieler, weil der Stand eines Comödianten denselben der Sacramente nicht würdig erscheinen lasse, großes Aufsehen erregt. Zu der litterarischen Polemik für und wider F., die sich in Folge dieses Vorfalles entspann, gehört vielleicht die hier in Rede stehende Schrift Künzlis. — Gött. Gel. Zeitungen, 1752, 117 ff. Zürch. Freim. Nachr., 1752, 179 u. 326 ff. Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, I, 363 u. 513. An ersterer Stelle schreibt Bodmer am 7. Dec. 1752 an Zellweger: „Ich sende Ihnen . . . die Nachricht für Fresenius. Diese letztere ist von einem unserer wohlbekannten procuriert worden, aber a summa segretezza". Am 30. Oct. 1752 schreibt J. C. Heß aus Altstetten an Bodmer: „Haben Sie von der nöthigen Nachricht für Fresenius mehrere Exemplare?"

itzen. Ich möchte Frankreich, Holland und England gern aus ver Welt weg wissen und überhaupt den Weg versenken, der, wie Bodmer sagt, zwischen mir und dem Verlangten ist. Ich bin nun so völlig bloß von dem Verlangen nach dem Herbst eingenommen, daß ich nicht einmal begierig bin, die geheimen Getriebe der Maschine zu sehen, deren Wirkung so angenehm für mich ist. Nur um eines muß ich Sie bitten, denken Sie auf ein Mittel, wie ich Ihnen auf Ihrer ganzen Reise mit meinen Briefen nachfolgen könne. Beschreiben Sie mir Ihren Weg, die Örter, da Sie sich aufhalten werden und die Namen derer, die Sie dort kennen werden" u. s. w.

Es ist schade, daß wir heute die Reise Künzlis genau zu verfolgen nicht mehr im Stande sind. Immerhin ist aus Künzlis Briefen an Bodmer, aus F. D. Rings Tagebuch[1]) und einigen andern Quellen Einzelnes zu ermitteln.

Künzli scheint von Paris[2]) aus, wo jene lustige Geschichte an der Barrière passirte, die Künzli später seinen Freunden in St. Gallen zum Besten gab und die Wieland noch 1796 an Böttiger berichtet hat,[3]) durch Holland zunächst nach Hamburg gekommen zu sein. In einem Briefe an Bodmer (vom 16. Februar 1755) hat Künzli später erzählt, daß er von Hagedorn

[1]) Friedr. Dominicus Ring aus Straßburg, der nachmalige badische Hofrath und Prinzenerzieher, brachte als junger Theologe die Jahre 1753, 1754 und 1755 in Zürich zu, wo er in der Familie Muralt eine Hofmeisterstelle bekleidete. Er führte damals ein ausführliches Tagebuch, welches für die Kenntniß des damaligen litterarischen Lebens in Zürich und auch in andrer Beziehung von großem Interesse ist. Ich verdanke die Kenntniß dieses Tagebuches der Liebenswürdigkeit des Hrn. Prof. H. Funck in Karlsruhe, der aus dem handschriftlichen Nachlasse Rings bereits mehrfach schätzenswerthe Mittheilungen gemacht hat, von denen namentlich seine „Beiträge zur Wielandbiographie", Freiburg 1882, genannt seien. Vgl. Beil. z. Allg. Zeitg. 1884, Nr. 131; Archiv f. Littg. XIII, 485 ff.

[2]) „Hr. Künzli ist schon in Paris," schreibt Bodmer an Zellweger am 15. April 1753. Mscr. Bibl. Trogen.

[3]) S. Historisches Taschenbuch, herausg. v. Fr. v. Raumer, Zehnter Jahrgang, Leipz. 1839, S. 416. Vgl. oben S. 36 Anm. 2 und unten den Bericht über den Besuch der Zürcher und Winterthurer Freunde in St. Gallen und Trogen.

bei seiner Ankunft in Hamburg mit Versen empfangen worden sei und einen vollen halben Tag auf Hagedorns Landgut bei diesem zugebracht habe.[1]) Künzli kam sodann nach Braunschweig und besuchte den Abt Jerusalem, mit dem er ein interessantes Gespräch über Klopstock führte,[2]) er kam nach Halberstadt zu Gleim[3]) und nach Halle zu Wolf.[4]) In Klosterbergen bei Magdeburg besuchte er den Abt Steinmetz[5]) und von Kleist in Potsdam wurde er um die Mitte des Monats August erwartet.[6]) Für [illegible] Wochen blieb er dann bei Sulzer in Berlin.[7]) „Ich habe ihn, schrieb Sulzer an Bodmer am 5. Nov. 1753, „zu den Besten gebracht, die ich hier kenne, Männern von Ansehn und von Verdienst; ich habe sie hochgeschätzt, aber ich verglich sie unserm Freun[illegible]

[1]) Vgl. auch die unten folgenden Briefe Künzlis an Bodmer, und [illegible] Hagedorn an Bodmer, 24. Sept. 54, Hagedorns Werke V, 119: „Eubulus, [illegible] den ich gerne in gesunden Tagen wieder sähe."

[2]) S. unten Künzli an Bodmer, 11. Dec. 1753.

[3]) Ausgew. Br. v. Wieland, I, 151. — Mit Gleim hat Künzli, wenn [illegible] eine Angabe J. C. Hirzels, Über Sulzer, I, 88 nicht auf Irrthum beruht, [illegible] schon viele Jahre früher in Verbindung gestanden. Hirzel schreibt in Bezug auf die 1746 bei Schütze in Berlin erschienene Sammlung: „Freundschaftliche Briefe": „An diesem Briefwechsel hatten neben den Freunden, welche im Brandenburgischen wohnten, auch die Zürcherischen Freunde unseres Sulzers Antheil und er stellt der Welt die schönste Harmonie gleichgestimmter Seelen aus den beyden äußersten Enden von Deutschland vor. Sie mein theuerster Gleim, Kleist, Lange, seine Doris, Meyer und Naumann von dem einen Ende, Sulzer, Waser und seine Gemahlin, Künzlin, Bodmer, Breitinger von dem andern Ende." Sauer in seiner trefflichen Anmerkung zu dieser Notiz (Kleist, II, 33) hat viele Originale dieser sehr überarbeiteten und aller individuellen Züge beraubten Briefe nachgewiesen. Von Künzli scheint keiner nachweisbar zu sein. Wiewol die bei weitem größte Zahl der Briefe an Gleim gerichtet ist, so könnten die von Künzli, wenn solche wirklich in dem Buche enthalten, ursprünglich an Sulzer gerichtet und von diesem für die Sammlung benutzt worden sein.

[4]) S. den unten folgenden Bericht Rings.

[5]) Künzlis Brief an Bodmer v. 11. Dec. 53 f. unten.

[6]) Kleists Werke (Sauer) II, 250. Kl. an Gleim (19. Aug. 53): „H[illegible] Küntzli ist noch nicht bei mir gewesen; er ist vermuthlich erst nach Berlin gereiset."

[7]) Hirzel über Sulzer, I, 188. Sulzer an Gleim, 23. Sept. 53, Körte, Briefe d. Schweizer, I, 200.

und er stuhnd mit dem grösten Ansehn unter allen hervor.“ [1]) Erst nach diesem für beide Freunde erquickenden Zusammensein in Berlin folgte Künzlis Reise nach Leipzig und sein Besuch bei Gottsched.[2]) Erst Anfang des Winters war Künzli wieder in seiner Heimath.

Was hier in Kürze zusammengestellt ist, findet durch einige andere der oben bereits genannten Actenstücke eine in vielen Beziehungen interessante Ausführung. Wir lassen zuerst folgen, was Fr. D. Ring, der im Sommer 1754 einige Tage in Winterthur zubrachte, von seinem Besuche bei Künzli und dessen Reise in seinem Tagebuche aufgezeichnet hat.

Ring schreibt, nachdem er von seinem Besuche beim Stadtschreiber Sulzer in Winterthur (s. unten) erzählt hat, vom Montag, den 26. Aug. 1754:

„Nach dem gienge ich zu dem Hrn. Provisor Künzlin, der vor einem Jahr mit dreien Herren Winterthurern eine Reise durch Frankreich Engelland Holland und Deutschland gethan. Er kannte in Paris Hrn. Lt. Gambs aus Straßburg, der ihn allenthalben herumführte und Hrn. Legation-Pred. Bär. Er redete mir viel von der Poesie der Neueren und sagte, daß Klopstock nach Quedlinburg zu seiner Mutter zurückgegangen und seine Mollerin mitgenommen habe; er zieht ihn quoad poesin, wie ich, dem Hrn. Wieland vor und gönnet diesem gerne mehrere Philosophie und Litteratur. Er redete mir viel von Popen, dessen Essai er immer auf dem Tische hat .... Wolfen in Halle hat Hr. Künzlin auch gesprochen und die Maupertuisische Controvers mit Hrn. König so zu enden geglaubt, daß man die Briefe nur aufsuchen sollte, die des Heinsi [S. Henzi] Wittwe einem holländischen Kaufmann verkaufet, wo der bestrittene Brief nothwendig seyn muß. Die Argumente der soc. reg. Berol. sind dumm, z. E. daß Leibniz an Hermann nur lateinisch geschrieben, und der seie französisch; daß

[1]) Körte, Br. d. Schw., I, 209 ff.

[2]) In Leipzig sucht ein am 24. Sept. geschriebner Brief des über die Abreise seines Freundes trauernden Sulzer denselben bei Joh. Adam Conrad (Mscrpt.).

Leibniz an Hermann nur alle halbe Jahr geschrieben und der seie mitten inne. Wolf approbirte des Hrn. Sulzer Vorhaben aus dem conatu, das sinnliche Vergnügen unserer untern Seelenkräften herzuleiten, wie Wolf ex vi animae repraesentativa dasjenige der obern hergeleitet hätte und ist froh gewesen, daß auch einmal einer weiter gehen wolle. Gottscheden hat er von Hrn. König die Maupertuisiana überbracht und seine mädame sehr geschickt und doch sehr bescheiden befunden, da er hingegen in einem ton de maitre gesprochen und in seinem seidenen Kleide ein prächtiges Nichts geredet hat. Von der Freyheit denket Hr. K[ünzli], daß es absurd seie, wenn man damit nicht zufrieden ist, daß man id quod bonum est préferablement erwählen könne, sondern sie noch weiter pousiren will, daß es eine bruta libertas wird. Mosheim ist in diesem Punct zu leicht, Premontval, von dem Hr. K. noch nichts wußte, auch, und seine Bemühung die dist. inter necess. absol. et hypoth. aufzuheben gefällt ihm nicht, die, so sie erfunden, haben diese Einwürfe auch gewußt."

Auch aus den folgenden Briefen Künzlis an Bodmer lassen sich einige Einzelheiten der Reise noch genauer erkennen.

Künzli schrieb an Bodmer am 1. Nov. 1753: „Nun sind wir glücklich in Winterthur wieder ankommen, nur wünschte ich izt, Sie mit Ihren Freunden hier zu sehen; ich förchte aber, die Witerung seye Ihnen bereits schon zu rauhe zum Reisen; wie vieles habe ich Ihnen zu sagen, vom Noah, vom Hagendorn, Gleim und —stocken, entschließen Sie sich, wenn es ja möglich, zu uns zu kommen, wir haben den Martini Sommer noch vor uns, unser Sulzer zu Berlin wünschte sehr, daß ich Ihren Noah mit seinen Anmerkungen[1]) zugleich mit Ihnen durchläse, damit ich Ihnen vom Ein- und Andern Nachricht geben könnte; gewiß ist, daß Ihnen ohne dieses die meiste Anmerkungen seichte vorkommen

[1]) Sulzer an Bodmer, 5. Nov. 53: „Hr. Künzli wird Ihnen den Noah mit Randgloſſen bringen, die ich theils für mich, theils mit ihm gemacht habe" u. s. w. Briefe d. Schw., I, 209. Gedanken von dem vorzüglichen Werth der epischen Gedichte Herrn Bodmers. Von J. G. S(ulzer), Berlin 1754.

werden und vielleicht ſind ſie es wirklich, das aber weiß ich, daß ſie es in keinem von beeden Fällen übel nehmen, daß man die nur ſo geſchwind niedergeſchrieben hat, es waren allemal nur die erſte Einfälle. Ich muß eilen, unſern weitgereiſten Bedienten zu entlaſſen, er überbringt Ihnen den Pradom, Ihren Noah, einen Brief vom Hagendorn und einen Theil vom Defect ihres Homers.[1]) Wetſtein konnte ich nicht ergänzen, meine ergebenſte Empfehlung an die P. P. Herrn Breitinger, Heidegger, Heß und Ihren Wieland, ich habe ſein Gerüchte als eine wohlriechende Salbe ausgebreitet, Gleim ſelber mußte mir ihn loben und verſprechen, gegen die Anakreonten zu ſchreiben, leben Sie immer vergnügt zuſammen, ich verbleibe" ꝛc.

Und am 11. Dec. 1753 ſagt er zuerſt ein Wort des Dankes für Ueberſendung Bodmeriſcher Schriften und fährt dann fort: „Ein Exemplum ad exitus omnium iſt der Hr. Abt Steinmetz, den ich zu Kloſterbergen beſuchte, der lobete Ihren Noah, der iſt ungemein mit Ihnen zu Friede, daß Sie die Poeſie die oberſte Tugend-Sprach reden laſſen. So urtheilete auch der Hr. Abt Jeruſalem, Klopſtocks ehemaliger Gönner, ich rede in der vergangenen Zeit, denn gegenwärtig gefällt ihm Kl. nicht mehr, durch ſeine Conduite hat er es auch mit ihm verdorben; ich muß Ihnen doch melden, was er dem Kl. geſagt, vielleicht determinirt Sie dieſes, Ihren Wieland an dieſen würdigen Mann zu recommandiren. Ich frug denſelben, worauf Kl. ſeine Hofnung in Abſicht ſeines zukünftigen Werks gründe; er zuckte die Achſeln und ſagte, Kl. hätte beſſer gethan, wenn er die Hofmeiſter Stelle zu Braunſchweig, die jetzt Hr. Zachariae hat, angenohmen, er that weiter hinzu, er habe ihm den Rath gegeben, von Coppenhagen wegzugehen und als Candidatus theologiae nach Braunſchweig zu kommen, dabey er ihm dann verſprochen, für ihn zu ſorgen, daß er daſelbſt eine anſtändige Pfarre bekomme, allein ſein roter Rock und grüne Hoſen ſtanden ihm beſſer an als ein ſchwarzer Mantel, er ſagte ausdrücklich, er habe auf dieſen Vorſchlag nur nicht einmal geantwortet; da Sie alſo einige Gedanken haben, den Hrn. Wieland

[1]) 1 Exempl. v. Muralts Fabeln, Hr. P. Sulzer hats an Sie mitgegeben. Anm. Künzlis.

nach Braunschweig gehen zu lassen, dünkt Sie nicht, es wäre am besten gethan, wenn Sie und Hr. Wieland selbst an diesen braven Mann schrieben, einige von ihren Poesien ihm zusendeten, und Wielanden ihm recommandierten. Ich habe zwar auch eine Commission an Hrn. Wieland, von Hrn. Secr. Gleim zu Halberstadt, er hat die Beurtheilung des Noah und daß er darin mitgenommen wird, gelesen, allein er nimmt es nicht übel auf, er trug mir auf, den Hrn. W. zu versichern, und denselben in seinem Nahmen nicht nur höflich zu grüßen, sondern ihm noch zu sagen, daß es ihm recht angenehm seyn würde, wenn er zu ihm in sein Haus und an Tisch nach Halberstadt käme; er versprach für ihn zu sorgen und ihm daselbst eine gute Pfarr-Stelle zu verschaffen, deren sie verschiedne daselbst zu vergeben haben; er hat auch wirklich den Sucro daselbst untergebracht, der in Halberstadt Pfarrer ist. Doch dagegen habe ich einige Bedenken, worüber ich E. E. zu seiner Zeit mündlich zu reden die Ehre haben werde" . . .

Aber auffallend ist, daß weder diese noch auch andere Briefe Künzlis eines Umstandes Erwähnung thun, der im Jahre 1753 Künzlis Leben eine ganz andere Richtung hätte geben können und von dem man meinen sollte, daß mit ihm Künzlis eben erwähnte Reise nach Deutschland in irgend welchem Zusammenhang stehe. Im Jahre 1753 hat Künzli einen Ruf als Professor der Theologie an die Universität Herborn erhalten und hat ihn ausgeschlagen. J. C. Troll in seiner lustig geschriebenen Geschichte von Winterthur (W. 1842, II, 58,) berichtet, nachdem er von den Schulbehörden zu Winterthur gehandelt, zur Lebensgeschichte Martin Künzlis folgendes: „Durch solche Nachgiebigkeiten suchte man auch anerkannt gute Lehrer lieber nur zur Hälfte für die Schule zu behalten, als sie ganz zu verlieren. Auf diesen Fuß wurde im Jahr 1753 mit Hrn. Provisor Martin Künzlin unterhandelt, welcher nachher der gelehrteste aller zehn von unserm Magistrat seit Anno 1664—1820 gewählten Rectoren geworden und mit den Coryphäen der deutschen Litteratur in Verbindung gestanden. Hr. Künzli hatte vom Auslande her ein Schreiben erhalten, wie noch keines vom nämlichen Inhalte zu Winterthur gelesen worden. Er wurde näm-

lich aufgefordert, den theologischen Lehrstuhl auf der Universität zu Herborn auszufüllen. Vom Geiste fühlte er sich getrieben, das Gebiet der höhern Wissenschaft zu betreten. Doch sein Herz und die Liebe der Vaterstadt zogen ihn zurück. So entstand ein Schwanken in seinem Entschluß. Die Antwort drängte. Aber er wollte sie nicht geben, bis er Schultheiß und Rath von der Last der Ehre, die ihn heimlich drückte, pflichtgemäß in Kenntniß gesetzt. Er thats, und gab seiner Zuschrift eine Wendung, die seine spätern Lebenstage zu versüßen geeignet war. Hr. Provisor Künzli hatte lange als Erzieher junger Grafen in Italien gelebt, und dieses Landes Gewohnheiten angenommen. Namentlich war ihm ein mit der strengen Schuluhr unverträgliches Mittagschläfchen zum Bedürfniß geworden. Desselben ungestörter Fortgenuß war sein Wunsch. Zudem belästigten ihn die mit seinem Schulamt verbundenen Kirchengeschäfte und die häufigen Hochzeitpredigten waren ganz gegen seinen Geschmack. Auch wurde er von einigen biedermännischen Rathsherren um Privatunterricht für ihre lernbegierigen Söhne stark angegangen. Daher knüpfte er sein Hierbleiben an die obrigkeitliche Bewilligung: „Seine Schule Nachmittags durch einen andern Herren, auf eigene Kosten, unklagbar versehen lassen zu dürfen, damit er die dadurch gewinnende Zeit zu wichtigern Institutionen derjenigen, die solche begehren, verwenden könne.“ Schultheiß und Rath bezeugten ihre Freude über Herrn Künzlis ehrenvollen Ruf, noch mehr aber über den Ausdruck seiner patriotischen Gesinnung, und, um ihn der Stadt zu erhalten, bewilligten sie ihm die schläferige Erleichterung, die er in der Schule gesucht.“ —

Kurze Zeit, nachdem Künzli so in doppeltem Sinne seiner Vaterstadt wiedergegeben war, kam Wieland, im Mai 1754, in Begleitung Bodmers, wie es scheint zum ersten Male, nach Winterthur. Natürlich ward Wieland von Bodmer alsbald den zahlreichen Freunden und Bekannten zugeführt, die Bodmer in Winterthur hatte. Der junge platonische Schwärmer, der gern in den Kreisen der Damen verkehrte, fand indessen nicht überall die

günſtige Beurtheilung, die ſein zürcheriſcher Mentor ihm zu Theil werden ließ. In ſeinem ſchon erwähnten Tagebuche hat F. D. Ring in Zürich in jener Zeit Folgendes aufgezeichnet: „Sonntags den 23. Juni waren beim Junker Eſcher ein Hr. Lavater aus Winterthur und ein Hr. Fries. Es war die Rede von Hrn. Wielands séjour in Winterthur und ſeinem entretien mit einer Mlle. Steiner; er iſt eben nicht allgemein approbiert worden; er rühmt an ihr eine Freundin gefunden zu haben, die er ganz platoniſch liebt. Plato iſt ſein einiger und ewiger Discours; er ſucht ſo das harmoniſche in allen Dingen; er ſagt, er möchte von der Liebe das animaliſche mehr abgeſondert wiſſen; das kommt ihm gar zu thieriſch vor, daß die Sinne und das Geblüt ſich in dieſe Triebe mengen. Seine Schöne, die er ſonſt ſo beſungen, ſoll ihm zu Biberich [sic] untreu worden ſein und ſich geheirathet haben. Ich glaube, ſie iſt nie im Ernſt die Seinige geweſen. Er hat ihr portrait zerſchmiſſen. Die pſychologiſchen Unterſuchungen ſind vielleicht ihre Neigung nicht geweſen.“ [1]) Etwas ſpäter war Ring ſelber in Winterthur. Er erzählt von ſeinem Beſuche beim Dr. Hegner, „der ein großer math. und geometra iſt“ und ſchreibt: „Hr. Wieland, ſagte er, hätte ihm von Newtons Theorie vom Licht reden wollen, allein er habe wohl geſehen, daß Wieland das Ding kaum hiſtoriſch verſtehe, ja aber nicht geometriſch oder mathematiſch.“ ! —

Auch mit Martin Künzli kam Wieland während jenes Aufenthaltes in Winterthur zuſammen und bald auch in engere perſönliche Verbindung. Letzteres freilich wol nicht ſogleich in den erſten Tagen. In dem Briefe, den Wieland am 29. Mai an den unterdeſſen nach Zürich zurückgekehrten Bodmer richtete, [2]) ſprach Wieland nur von dem patriarchaliſchen Pfarrer Erhart [3]) und dem Stadt-

---

[1]) Vgl. u. A. auch die ergötzliche Schilderung Wielands durch S. Geßner in deſſen Brief an J. G. Schultheß bei Wölfflin, S. Geßner, Frauenfeld, 1889, S. 158.

[2]) Ausg. Br. I, 128 ff.

[3]) Chriſtoph Erhart (oder Ehrhard) a. Winterthur, geb. 1689, ordin. 1707, Mittagsprediger zu St. Georgen 1726, Rector 1731, Predicant 1747, geſt. 1764. Leu.

schreiber Sulzer[1]) als besonders liebenswürdigen Freunden, die er in Winterthur gefunden habe. Von einigen andern Freunden ist nur vorübergehend ohne Namensnennung die Rede; darf man dabei bereits an Künzli denken, so doch wahrscheinlich noch nicht

[1]) Gemeint ist Johannes Sulzer, geb. 1705, seit 1746 Stadtschreiber in Winterthur, der 1759 Schultheiß wurde, und 1796 starb. „Sulzer war ein Mann von feiner Bildung ein Freund des Aesthetikers Sulzer, sowie der neuern deutschen Litteratur und ihrer Förderer. In seinem gastfreien Hause „Zum Zeit", das er erbaute, oder in seinem Schlosse Wülflingen, das er erkaufte, sah er viele schweizerische und fremde Berühmtheiten, mit denen er sich gerne unterhielt." (Mittheilung des Hrn. Dr. Geilfus.) Ueber Sulzer und seinen ebenfalls mit Wieland befreundeten Sohn, Wolfgang Dietrich Sulzer, geb. 1732, der 1759 seinem Vater im Amte des Stadtschreibers folgte und 1794 starb (auch diese Notiz nach gütiger Mittheilung von Dr. Geilfus,) schreibt F. D. Ring nach einem Besuche in Winterthur 1754 in sein Tagebuch (25. Aug. 1754): „Das Sulzerische Haus lernten wir diesen Abend auch noch kennen. Der Hr. Stadtschreiber empfieng uns mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit und nach einigen Unterredungen überließ er mich seinem geschickten Hrn. Sohn, der seine 4 Jahre bei dem Hrn. Professor Sulzer in Berlin nicht verloren hat. Wir redeten von Romanen, von Poesien, von philosophischen Dingen und wir gefielen einander. Er sagte mir insonderheit, daß die Theorie der menschlichen Empfindungen, welche Hr. Prof. Sulzer in die acta soc. berolin. nach und nach einrücken läßt, klar machen sollen, daß es in unserm freyen Willen steht, die sinnlichen Empfindungen uns agréables oder nicht zu machen, daß er zwar dem Abbé Pouilly in s. Theorie des sentimens agréables vieles, noch mehr aber einem gewissen Engelländer Hutchinson zu danken habe. Hr. Sulzer sollte seine Stiefschwester, deren Mutter eine Frankfurterin ist und es in ihrer Sprache verräth, heurathen, sie ist ihm aber nicht schön genug und hat den aimablen Character nicht, den er verdienet, ich habe sie in und außer ihrem Hause gesehen, allein sie gefiele auch uns nicht sonderlich." Von Wolfgang Dietrich Sulzer sind fünf Briefe an Wieland aus den Jahren 1758 und 59 erhalten und in „Briefe von Wolfgang Dietrich Sulzer, weiland Stadtschreiber von Winterthur." Herausgegeben von Georg Geilfus, Winterthur 1866, im Druck erschienen. Aus denselben erhellt ein reger geistiger Verkehr Wielands mit Vater und Sohn Sulzer und ein sehr freundschaftliches Verhältniß zu beiden. W. D. Sulzer correspondiert mit Wieland über dessen Joh. Gray, (die nicht bloß in Winterthur, auch in Schaffhausen mit vielem Beifall gespielt ward,) über Bodmers gleichnamiges Stück, über Shakespeare, über Wielands eigene Schriften. Am 6. Oct. 1758 schrieb Sulzer: „Es freut mich ungemein, daß ich den Einfall gehabt, mir den Shakespeare, für dessen

an eine nähere Beziehung Wielands zu ihm.[1]) Auch am 2. Juni, da Wieland zum zweiten Male aus Winterthur an Bodmer schrieb, ist von Künzli nirgends die Rede. Wol aber scheint gerade in den folgenden Tagen das freundschaftlichere Verhältniß Wielands zum Künzlischen Hause seinen Anfang genommen zu haben. Denn Wieland, der damals längere Zeit in Winterthur verweilte, erwartete dort innerhalb der nächsten acht Tage, (vom 2. Juni an gerechnet,) seine geliebte Frau Grebel aus Zürich.[2]) Die Frau Gerichtsschreiber Grebel aber, (denn von ihr, der schwärmerisch

---

gütige Mittheilung ich Ihnen sehr verpflichtet bin, von Ihnen zum Lesen auszubitten. Er hat mir unvermerkt die Ehre Ihrer Correspondenz verschafft, darauf ich nicht wenig stolz bin . . . Ihr letztes Schreiben enthält eine neue Probe Ihres vorzüglichen Characters. Es gefällt mir auch dermaßen wohl, daß Sie das Werk Ihres Rivalen loben und die Schönheiten und — wie Sie wollen — Vorzüglichkeiten desselben annehmen zu sehen. Ich kann an Ihrer Aufrichtigkeit im Geringsten nicht zweifeln" u. s. w. Am 14. Jan. 1759 sprach S. in seinem und seines Vaters Namen Wieland den Dank für Uebersendung von dessen prosaischen Schriften aus. „Ich kann nicht sagen, daß ich sie gelesen. Je les ai devorés. Die Manier, mit der Sie grösstentheils bekannte Wahrheiten und alle Zeit die allerinteressantesten vorzutragen wissen, entzückt mich. Die leichten Wendungen, die Sie den tiefsinnigsten Gedanken geben können, und Ihre Schreibart haben ungemeine Reizungen für mich" u. s. w. Leider sind Wielands Briefe an Sulzer, deren eine größere Anzahl existiert haben soll, in den Stürmen der helvet. Revolutionszeit zu Grunde gegangen. (Mittheilung v. Dr. Geilfus.) Aus dem letzten der von Geilfus in Druck gegebnen Briefe an S. sieht man, daß Wieland 1759 Sulzer zu dessen Wahl zum Stadtschreiber gratulirte. Vgl. unten: Wieland an Künzli, 15. Hornung 1759.

[1]) Ausgew. Briefe v. Wieland, Zürich 1815, I, 129. 130.

[2]) Ausg. Br. I, 131. In der Handschrift hat dieser Brief vom 2. Juni noch folgenden Zusatz (Original auf der Stadtbibliothek in Zürich): „Ich hoffe Sie in acht Tagen wieder zu sehen, vorher aber werde ich noch die Frau Greblin hier zu sehen das Vergnügen haben. Heute werde ich dem lieben Pfarrer Erhart meine Ode und den Hymnus auf Gott vorlesen. — Erinnern Sie sich nicht, daß ich die 3 Gesänge vom Menschen bey meiner Abreise hieher dem Hrn. Billeter überlassen habe? Wenn die Zeit nicht zu kurz wäre, so würde ich Sie bitten, Sie mir noch zu schicken." Ueber Billeter, „den guten, rechtschaffenen Oheim" Salomon Geßners vgl. oben S. 49 Anm. 2.

verehrten Freundin,[1]) spricht Wieland wol in seinem Briefe,) war, wie freilich auch die Frau Amtmann Grebel, eine Freundin von Künzlis Schwester Regula. Was liegt wol näher, als anzunehmen, daß Wieland eben im Künzlischen Hause „das Vergnügen hatte, die Greblin zu sehen", falls sie wirklich nach Winterthur kam, und daß von jenen Tagen des ausgeführten oder nur beabsichtigten Besuches der Frau Grebel die Freundschaft Wielands mit den Geschwistern Künzli sich begründete? Gewiß ist, daß zu Anfang des neuen Jahres Wielands Freundschaft mit Martin Künzli geschlossen war. Denn bereits am 21. Januar 1755 spricht Wieland in Briefen an Gleim und an Schinz von Künzli als seinem „vortrefflichen und ihn liebenden Freunde".[2])

Von dieser Zeit an tritt die Persönlichkeit Martin Künzlis als eine ziemlich einflußreiche in der Geschichte Wielands hervor.

Es ist den Kennern der Lebensgeschichte Wielands wolbekannt, daß der junge Dichter gegen Ende Juni 1754 das Haus Bodmers verließ, der Erzieher einiger jungen Zürcher wurde[3]) und bald in

---

[1]) S. Wieland und Meyer von Knonau, Zeitschr. f. d. Alterth. u. d. Litt. Neue Folge VIII, 355.

[2]) Ausgew. Briefe v. Wieland, I, 151, 158.

[3]) Nach Wielands Abschied aus Bodmers Hause schrieb Bodmer an Zellweger (Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, I, 689): „Er ist mit vieler Bewegung aus meinem Hause ausgezogen und hat allein in einem langen Brief hinterlassen, was er mir zum Abschied zu sagen gehabt hat. [Ausg. Br. I, 135 ff.] Jetzt hat er sein Logis bei meinem Schwager, dem Doctor Geßner hinter den obern Zäunen, und die Lehrzimmer an der Kirchgaß in dem Constanzer-Amthaus zwei Häuser unter Hr. Chorherr Breitingers Haus. Er informiert einen Knaben des Hrn. Amtmann Grebels, einen Waser, Hrn. Zunftmstr. Wasers Sohn, und zween Otten, eines reichen Kaufmanns Söhne. Jeder zahlt ihm jährlich 125 fl. Er hat überdies einem jungen Lochmann, Hrn. Oberst Lochmanns neveu, wöchentlich 2—3 Stunden versprochen. Den andern gibt er Vormittags 2 und Nachmittags wieder 2 Stunden. — Er hat eine Bekanntschaft von 3 oder 4 Frauen gemacht, von welchen er viel Rühmens machet. Ich kenne sie persönlich nicht, aber ich weiß doch, daß es wackere Frauen sind. Sein Auszug von mir hat mich ein wenig à seul gesetzet." — Ueber Wielands pädagogische Bestrebungen damaliger Zeit und seinen 1754 in Druck gegebenen „Plan von einer neuen

das väterliche Haus eines seiner Zöglinge, in das Haus des Constanzer Amtmanns, Hans Georg Grebel, einzog, dessen Sohn Hans Rudolf er unterrichtete, und dessen Gattin Verena, geb. Meyer v. Knonau, er seine „vortreffliche hochgeschätzte Freundin" nannte.[1]) Bekannt ist auch, wie des Dichters Umgang in Zürich, seine Vorliebe für den Verkehr mit jüngeren Leuten, insbesondere aber mit dem schönen Geschlechte, unter dessen Vertreterinnen die Frau Gerichtsschreiber Grebel, geb. Lochmann,[2]) besonders hervorragte, seine ältern Freunde nicht wenig in Unruhe setzte.[3])

Aber Wieland stand damals auch mitten in einer großen schriftstellerischen Thätigkeit und gewann das Vertrauen und die Zuneigung seiner ältern Freunde immer wieder durch seine großen Talente. Bald trat er in seiner sinnlich-übersinnlichen Weise, theils allein, theils in Verbindung mit Bodmer, als Dichter auf; bald schwang er die Geißel der Satire und die Keule der Grobheit in

---

Art von Privat-Unterweisung vgl. L. Hirzel, Archiv für Litteraturgesch. XI, 378 ff. und Seufferts Recension von Funcks Beitr. z. Wieland-Biographie, ebenda XII, 595 ff.

[1]) Ausg. Br. I, 145, 158. — Junker Hans Georg Grebel, Amtmann im Constanzer Haus zu Zürich, d. h. Einzieher der dem Bischof von Constanz gehörenden Einkünfte aus zürcherischem Gebiete, war 1707 geboren und hatte sich 1739 mit der 1713 geborenen Verena Meyer v. Knonau verehelicht. Von 3 aus dieser Ehe geborenen Söhnen starben zwei, Heinrich, geb. 1742, und Ludwig, geb. 1744, ganz jung, resp. bald nach der Geburt. Der älteste Hans Rudolf, geb. 1740, war daher der Schüler Wielands, auf den dieser „gute Hoffnung" hatte. Er wurde 1766, als sein Vater als Constanzer Amtmann resignirte, Nachfolger des Vaters in dieser Stellung; er starb 1774, sein Vater überlebte ihn bis 1783. — Die vorstehenden Notizen sind einem Exemplar des gedruckten Stammbaumes der Familie Grebel entnommen, das der Verf. vorliegender Schrift der Güte des Hrn. G. v. Grebel-v. Orelli, †, in Zürich, verdankt.

[2]) Elisabetha Lochmann, geb. 20. Nov. 1714, heirathete 1745 den 1697 gebornen Vetter des Constanzer Amtmanns, Hans Conrad Grebel, der 1729 Gerichtsschreiber in Zürich wurde und am 20. Mai 1753 starb. In die Zeit ihrer Witwenschaft fällt das schwärmerische Verhältniß Wielands zu ihr. Sie heirathete später den Statthalter Salomon Hirzel, vgl. unten Wielands Brief an M. Künzli vom 15. Hornung 1759.

[3]) Ausg. Br. I, 141, 143 ff.

dem Kampfe, den Bodmer und seine Freunde in Zürich und Winterthur gegen Gottsched und andere „Dunse" in Deutschland führten.

Wieland war freilich schon in den letztvergangenen Jahren in ähnlicher Weise thätig gewesen. Er hatte 1753 „den geprüften Abraham" und die „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" bekannt gemacht,[1]) dazu die umfangreiche „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes „Der Noah" herausgegeben[2]) und die neue Ausgabe der „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedsche Schule" besorgt. Auch die zweite Auflage des 1750 gedichteten „Lobgesang auf die Liebe"[3]) und die beiden

---

[1]) Ueber die Entstehungszeit der „Briefe von Verstorbenen" ꝛc. gibt ein Brief Bodmers an Künzli vom 7. März 1753 Auskunft (Mscpt. auf der Stadtbibliothek zu Winterthur): „Hr. Wieland hat izt 8—9 Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde gearbeitet, in Hexametern, sie haben Hrn. Breitingers ganzen Beifall. Wären sie nur schon gedruckt, so wäre hier etwas würdiges für jeden großen Engelländer, der Deutsch verstühnde. Belieben Sie aber von diesem Werke noch nichts bekannt zu machen, bevor Sie verreisen." — Beachtenswerth ist folgende Stelle aus einem Briefe Bodmers an Zellweger vom ? August 1753 (Mscr. Trogen): „Hr. Wieland schickt Ihnen die Briefe der Abgestorbenen. Ein paar Zunftmeister und ein Statthalter haben sich über ihre Unverständlichkeit beklaget. Sie sind wirklich nicht so leicht als die Hermannias von Schönaich, von der Gottsched Voltaire etliche französische Machtstellen gezeigt hat. . . . . Hr. Wieland läßt einen Bogen Erklärungen zu seinen Briefen drucken, womit er vorzüglich den Leserinnen dienen will." [?] — Die gedruckten „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" hat Waser bald nach ihrem Erscheinen einer humoristisch-satirischen Kritik unterzogen: „Briefwechsel zweyer Landpfarrer über Wielands Briefe der Verstorbenen". Diese Arbeit Wasers ist aber erst 1794 im Neuen Schweitzerischen Museum S. 689 ff. und 721 ff. gedruckt worden. S. unten Anhang I.

[2]) Besprochen in den Zürch. Freim. Nachr. v. 6. Wintermonat 1754.

[3]) Lobgesang auf die Liebe. Zweite, vom Verfasser selbst besorgte Auflage. Zyrich, Bey David Geßner 1753. 16. S. 8°. [Mit einer Titelvignette von Sal. Geßner und dem Motto: Quanto il mondo ha di vago e di gentile Opra è d'Amore; amante è il cielo, amante la terra, amante il mare.] Der „Vorbericht" dieses sehr seltenen und noch nirgends beschriebenen Druckes lautet: „Dieser Lobgesang ward in etlichen enthusiastischen Stunden des Maymonats 1750 aufgesetzt. Der Verfasser, welcher eben

Gebete „eines Deiſten“ und „eines Chriſten“[1]) fallen in den Sommer 1753,[2]) eine umfangreiche „Ode an Serena“ iſt Zürich den 24. September 1753 datiert.[3])

Und 1754 waren die „Erinnerungen an eine Freundin“ und die „Hymnen“ erſchienen, ebenſo die „Ode auf die Geburt des Erlöſers“ und die „Ode auf die Auferſtehung Jeſu“, ſowie die Briefe über Bodmers „Joſeph und Zulika“ in Druck gegeben worden;[4]) verſchiedene andere Schriften, die Wieland ſorgfältig

---

der iſt, der das Gedicht von der Natur der Dinge geſchrieben, hat von [illegible] denen, die ihn und ſeine Umſtände kennen, wegen einiger Dinge die in [illegible] dieſem Geſange Vergebung nöthig haben, dieſelbe leicht erhalten. Die [illegible] ybrigen bittet er die ohnzweifel allzuheftige, obwol in ihrem Grund und [illegible] Gegenſtand edle Liebe, die einen Theil dieſes Gedichtes ausmacht, entweder [illegible] als eine bloß poetiſche Ausſchweifung oder als eine Satire auf die Ver[illegible] liebten anzuſehen. Zyrich, den 12. Junii 1753.“

[1]) Gebet eines Deiſten. Veranlaßt durch das Gebet eines Freigeiſtes [illegible]. Berlin, im Julius 1753. 4°. — Gebet eines Chriſten. Von dem Verfaſſer [illegible] des Gebets eines Deiſten. Berlin, im September 1753. 4°. Bodmer an [illegible] Zellweger, 30. Sept. 53 (Mſc. Trogen): „Wieland hat neulich das Gebet [illegible] eines Chriſten publiciert, welches hier beikommt. Dieſes hat ihn bei den [illegible] Geiſtlichen Herrn en bonne odeur geſetzt, das Gebet des Deiſten hatte ſie [illegible] Böſes argwöhnen laſſen.“

[2]) Auch die W. unterzeichnete „Neue Vorrede“ zu Bodmers „Die [illegible] Syndflut. Ein Gedicht. In fynf Geſaengen. Zyrich MDCCLIII.“ gehört [illegible] unter die Arbeiten Wielands aus dieſer Zeit.

[3]) Gedruckt in Herrigs Archiv, 66. Band, S. 50 ff.

[4]) Erinnerungen an eine Freundin. Zyrich, bei Conrad Orel und [illegible] Compagnie. MDCCLIV. 10 S. 4°. — Hymnen. Von dem Verfaſſer des [illegible] gepryften Abrahams. Zyrich, bei Conrad Orell und Comp. 1754. 28. S. 4° [illegible]. [Hymne auf Gott, Hymne auf die Sonne, Zweiter Hymne auf Gott.] — Ode auf die Auferſtehung Jeſu. Zyrich, Bey David Geßner. 1754. 14. S. 8° [illegible]. — Ode auf die Geburt des Erlöſers. Zyrich, Bey David Geßner. 175[illegible]. 15. S. 8°. (vgl. oben S. 66 Anm. 2.) — Briefe yber die Einfyhrung des [illegible] Chemos und den Character Joſephs in dem Gedichte Joſeph und Zulika, als Anhang (S. 107—132) von Bodmers: Der erkannte Joſeph und Der [illegible] keuſche Joſeph. Zwei tragiſche Styke in fynf Aufzygen Von dem Verfaſſer des Jacob und Joſephs und des Joſeph und Zulika. Samt verſchiedenen Briefen yber u. ſ. w. [wie oben] Zyrich, bei Conrad Orell und Comp. 1754. 4°. [Nach Wielands unterzeichnetem Vorbericht (S. 108) wären die erſten Briefe von „zween ſeiner Freunde“ und nur der letzte von ihm ſelbſt.]

vor seinen Freunden verbarg, reiften in aller Stille der Vollendung entgegen.[1])

Jetzt aber, im Jahre 1755, trat Wieland wieder mit einer größern Anzahl schriftstellerischer Arbeiten öffentlich hervor. Ein Brief Martin Künzlis an Bodmer vom 26. Hornung 1755 gibt zugleich von dieser schriftstellerischen Thätigkeit Wielands wie von der oben erwähnten Besorgniß und Verstimmung Bodmers über Wielands neue Lebensführung, auch von der Stellung Nachricht, die Künzli den Besorgnissen Bodmers gegenüber eingenommen hat:

„Gott bekehre Ihren Wieland," heißt es in dem erwähnten Schreiben, „er geht einen unrechten Weg, ich bin seinetwegen nicht wenig besorgt. Hr. Diacon [Waser] sagt mir, er habe Ihnen selber geschrieben, er hat eine geheimnißreiche Mine dazu gemacht,

[1]) Zu den damals von Wieland begonnenen Schriften gehören auch die erst 1755 herausgegebenen „Betrachtungen über den Menschen" (B. ü. d. M., Nebst einer allegorischen Geschichte der menschlichen Seele, [Gesicht des Mirza] Zürich bey David Geßner 1755. 48 S. 4°.) Wieland dachte anfänglich an eine poetische Behandlung des Themas und schrieb den ersten Theil auch wirklich in Hexametern unter dem Titel „Das Rätsel". Am 22. Christmonat 1753 schreibt Bodmer an Zellweger (Mscr. Trogen): „Wieland hat den ersten Gesang vom Menschen geschrieben. Er hat den Titel das Rätsel, der zweite wird von den natürlichen Vermögen des Menschen handeln, der dritte von der Offenbarung, der vierte von den Aussichten in das künftige Leben". Dieser erste Gesang ist unter dem genannten Titel in Wielands Handschrift auf der Stadtbibliothek in Zürich noch vorhanden und von Hofmann-Wellenhof in Herrigs Archiv, 66, 74 ff. in Druck gegeben worden. Im Juni 1754 hatte Wieland, wie es scheint, drei Gesänge fertig und gab dieselben an Billeter, vgl. oben S. 66 Anm. 2. Ausgeführt aber und in Druck gegeben wurde 1755 das Ganze in Prosa. — Bodmer an Zellweger, 5. Mai 1754: „Itzt sind Hymnen auf Gott und die Sonne unter der Presse." — Es sei hier gestattet, eine Stelle aus einem Briefe, den J. C. Heß am 22. October 1753 an Bodmer schrieb, nachzutragen: „Er [Wieland] hat sonst eine Abhandlung vom Parcifal gemacht, die aber nicht genug ausgeführt ist, ferner eine Ode an Urania, in welcher er die Würde und den Nutzen der biblischen Poesie gepriesen hat. Es sind aber nur Jamben und das Gedicht ist in der Mitte stecken geblieben. Er hat viel zu schaffen wegen der guten Serena, der Lindwurm ist kein Schutz mehr und der verliebte Ritter kommt von Zeit zu Zeit auf den Einfall, es sei zwischen Serena und ihm ein förmliches Verständniß. Sed hoc in sinu tuo repone." Vgl. unten.

ich weiß also nicht, was er Ihnen geschrieben hat. Am Sonntag empfieng ich Ihre poetische Fragmente, am gleichen Tage habe ich die meisten, von ihrer Vortrefflichkeit angelocket, durchlesen, ihre Uebersezungen erwecken die Begierde nach mehreren von der Art. Der Land-Busen dünkt mich ein vollkommenes Meister-Stück, ihre Feder übertrifft den Pinsel eines Watterlock und Haaken, dieses Stück wird Hallern beschämen. Wielands Sterbende Clarissa, Rachel und sein Schreiben von der Bestimmung eines schönen Geistes erheben seinen Kopf und Herz zum Bodmer über den Klopstock; lassen Sie ihm immer zehen jugendliche Ausschweifungen dafür hingehen, das sind nur seine kleine Cabrioles, wir müssen doch auch einmal in der Welt einige Güggel-Sprünge machen. Cidli und Lazarus sind die einige geschickte Personen für eine platonische Liebe. Sagen Sie doch Wielanden, er solle erst, wenn er schon einmal gestorben und wieder kommen, mit einem solchen Frauenzimmer, das mit der Cidli ein gleiches Schicksal gehabt hat, ein platonisches Liebes-Verhältniß aufrichten, denn eine bloß irdische Cidli würde einen auferweckten Lazarus ins Garn bringen; das liebe Frauenzimmer weiß, wo die Klinge schwach ist, gare! gare! mon cher Wieland!" . . . .

Die poetische Sendung Bodmers, von welcher Künzli in diesem Briefe spricht, sind die „Fragmente in der erzählenden Dichtart; Von verschiedenem Inhalte. Mit einigen andern Gedichten. Zyrich, Verlegens Conrad Orell und Comp. MDCCLV." In dem poetischen Vorwort hat Bodmer das Buch als ein von ihm und Wieland gemeinsam herrührendes Werk bezeichnet.[1]) Aber das Buch enthält von Wieland mehr als Künzli in seinem obererwähnten Schreiben an Bodmer namhaft macht. Außer der „Sterbenden Rahel", der „Cidli" und dem schon früher gedruckten „Schreiben von der Würde und Bestimmung

[1]) „In das Zimmer, wo von den Gesängen der himmlischen Chöre
Zu mir die Muse kam, der Dina Schmerzen zu singen, ...
Kam auch die andere Muse, die auf den Hygeln Morias
Abrahams Pryfung, den Sieg des frommen Gehorsams gesehen."
u. s. w.

eines schönen Geistes“ [1]) enthält es die phantasievolle, schöne Dichtung „Gesicht von dem Weltgerichte“ [2]) und eine „Hymne auf die Größe und Güte Gottes“, die freilich, ohne mit einer der 1754 gedruckten Hymnen auf Gott übereinzustimmen, ebenfalls bereits früher gedruckt war.[3])

Aber Wieland verband sich um jene Zeit mit seinen Freunden auch zu litterarischen Publicationen anderer Art. Eine solche ist das anonym erschienene, sehr interessante und seines eigenthümlichen und irreführenden Titels wegen viel zu wenig beachtete Buch: „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz.“ Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1755. 124 S. 8°.

In der auf der Zürcher Stadtbibliothek erhaltenen, schon erwähnten Handschrift Bodmers „Auszüge aus meinem Tagebuche“

---

[1]) Das letztere war unter dem Titel „Schreiben an Hrn. ††† von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes“. Zürich, Gedruckt bey David Geßner 1752 erschienen.

[2]) Vgl. Jördens, Lexicon d. D. u. Pr. I, 145 und Bodmer an Heß, 13. Jan. 1755, Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, I, 515. In dem auf der Zürcher Stadtbibliothek befindlichen Mscr. Bodmers „Auszüge aus meinem Tagebuch“, (dessen Kenntniß der Verf. seinem Freunde Jacob Bächtold verdankt,) heißt es unter dem Jahre 1754: „Am 3. Dec. bracht ich dem Antistes Wirz Wielands Weltgericht zu censieren.“

[3]) Von diesem Hymnus: „Wehe mich an, o Hauch des Höchsten“ u. s. w. ist ein besonderer Druck vorhanden: „Hymne.“ O. O. u. J. 4°. 4 Bl., dessen Text von dem in den Fragmenten gedruckten mehrfach abweicht. Diesem Drucke ist die Briefstelle vorausgeschickt, die Bodmer in den „Fragmenten“ nochmals hat abdrucken lassen und die am Schlusse die Worte über den Dichter der Hymne enthält: „Der Verfasser kann ein Poet nach Ihrem Herzen werden.“ Eine Anzeige dieses Druckes findet sich in den Freimüthigen Nachrichten vom 15. Aug. 1753, in welche Zeit wol auch die Entstehung der Dichtung ungefähr zu setzen ist. Bemerkenswerth sind in der angeführten Rec. der Freim. Nachr. die folgenden Worte: „Wir wollen die Hoffnung nicht fallen lassen, Gedichte von dieser Art werden künftig der überhand nehmenden Ausschweifung unserer meisten Dichter einen Damm vorsetzen.“ Und: „Dieses Stück ist sowol als der Eremite mit runden lateinischen Littern [sic] gedruckt, und es scheint, daß der mönchische eckigte Buchstabe, welchen die Deutschen sonst für ihre Sprache adoptirt haben, in kurzer Zeit seinen fatalen Periodus erreichen werde.“

ſteht zum Jahre 1754: „Im November ſchrieb ich Grandiſons Aufenthalt in Görlitz.“ Die litterariſche Tradition, welche die Schrift „Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz“ Bodmer als Verfaſſer zuſchreibt, erfährt durch dieſe bisher unbekannt gebliebene Notiz eine unwiderlegliche Beſtätigung. Dennoch hat Wieland einen eigenthümlichen Antheil an dem genannten Buche und die Geſchichte der Veröffentlichung deſſelben gehört in die litterariſche Geſchichte Wielands ſo gut, wie die irgend eines andern von Wieland ſelber verfaßten Werkes.

„Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz“ iſt eine zuſammenfaſſende Darſtellung der litterariſchen Streitigkeiten zwiſchen den Zürchern und Gottſched. Die Geſchichte Grandiſons iſt aber nicht nur eine der intereſſanteſten und anmuthigſten unter den polemiſchen Schriften zur Zeit des litterariſchen Streites der Zürcher und Leipziger, ſie enthält auch eines der lebendigſten Abbilder des Zuſammenlebens Bodmers mit ſeinen Freunden und veranſchaulicht aufs Beſte die bereits oben erwähnten, in ihrer Bedeutung bisher nicht gewürdigten Zuſammenkünfte Bodmers mit ſeinen Freunden bei J. L. Zellweger in Trogen. Einige Mittheilungen über den Inhalt der ſehr ſelten gewordnen und auch von Litterarhiſtorikern offenbar gar nicht mehr gekannten Schrift,[1]) in der auch Wieland und ſeine Winterthurer Freunde redend eingeführt werden, dürften zunächſt hier wol am Platze ſein.[2])

In einem Gaſthofe zu Görlitz trifft der Schweizer Martin Kreuzner, (der Schreiber des größten Theils der Briefe, in welche die Schrift zerfällt,[3]) mit einem Engländer und einem Deutſchen

---

[1]) So wird z. B. in der neuen Bearbeitung von Goedekes Grundriß d. d. Dichtung IV, 9 bei Anführung der Schrift nur bemerkt: „Gegen Schönaich.“

[2]) Einen Neudruck der Schrift behält ſich der Verfaſſer vorliegenden Buches auf eine nächſte Gelegenheit vor.

[3]) Es iſt beachtenswerth, daß Bodmer den Namen Martin Kreuzner auch bei anderer Gelegenheit als Schriftſtellernamen gebraucht hat: „Doctor Kreuzners Gedanken von der Geſchichte Herrn Carl Grandiſons“ u. ſ. w. in: „Das Nützliche mit dem Angenehmen.“ Zürich, bei Conrad Orell, Siebendes Stück, Montags den 17. Hornung 1755. Vgl. dazu: Wieland

zuſammen und an der Tafel kommen die Drei in ein Geſpräch. Der Engländer iſt der Baronet Edward Grandiſon, der ſchöne und geiſtvolle Sohn des von Richardſon geſchilderten Carl Grandiſon, der Deutſche kein geringerer als der Verfaſſer der „Hermannias“, der Freiherr von Schönaich. Der Engländer ſpricht von ſeinem Intereſſe an der deutſchen Litteratur und bittet den Freiherrn, ihm die beſten Werke des deutſchen Geiſtes bekannt zu machen. Voll Freude über dieſe Neugier eines Undeutſchen bricht der Freiherr in eine lange Lobeserhebung Gottſcheds aus, die ſich ſehr bald in eine Schmähung der Schweizer, „der kleinen Gelehrten in dem verachtetſten Winkel Deutſchlands“, verwandelt. Am Ende nimmt der Freiherr Gelegenheit, zu beklagen, daß der Same zu den „monſtröſen“ dichteriſchen Schöpfungen der „dummkühnen Poeten“ der ſchweizeriſchen Dichterſchule, auf welche das Geſpräch natürlich auch geführt hat, von der britiſchen Inſel hergekommen ſei, d. h. von Milton, deſſen chaotiſche Erdichtungen doch in ihrer eigenen Heimath mit Abſcheu verworfen worden ſeien. Erſtaunt erhebt der Engländer gegen dieſe letztern Aeußerungen Widerſpruch: Die engliſche Nation hält Milton „für einen claſſiſchen Autor“ und ſein Gedicht für „die Wolluſt und die Ehre Englands“. Nun möchte der Baronet gerade die deutſchen Verehrer und Nachahmer Miltons kennen lernen.

Das iſt der Inhalt des erſten Briefes; im zweiten erzählt Martin Kreuzner, wie er nach dieſen Geſprächen des Baronets und des Freiherrn ſelber das Wort ergriffen habe, die einſeitige Darſtellung der litterariſchen Verhältniſſe Deutſchlands, wie ſie Schönaich gegeben, vom Standpunkte des Schweizers zu berichtigen und zu vervollſtändigen. Es folgt eine kurze Darſtellung deſſen, was Bodmer und die Gegner Gottſcheds gewollt und Klopſtock, (deſſen Namen Schönaich vollſtändig verſchwiegen,) als Dichter

an Schinz, 6. Dec. 54, Ausg. Br. I, 151: „Herr Bodmer hat einen kleinen Aufſatz über Carl Grandiſon gemacht, der zum Vortheil der weiblichen Leſer vielleicht in den freimüthigen Nachrichten erſcheinen wird.“ In den Freim. Nachr. von 1755 ſtehen nur kurze Anzeigen der eben erſchienenen Ueberſetzung von Richardſons Roman. Der Aufſatz im „Nützlichen“ aber iſt ausdrücklich für weibliche Leſer beſtimmt.

geleistet habe. Der Engländer verlangt nun auch etwas von den critischen und satirischen Schriften der Zürcher kennen zu lernen. Aber damit er mit voller Einsicht urtheilen könne, bittet er den über des Schweizers Rede sehr ungehalten gewordenen Freiherrn, ihm auch den „Hermann" und einige von den dogmatischen und critischen Schriften, die von Gottsched oder für ihn geschrieben worden, zur Einsicht mitzutheilen. Das Gespräch wird durch den Einbruch des Abends unterbrochen. Der Engländer verläßt den Saal. Mit einem sauern Gesichte wünscht der Freiherr dem Schweizer kurz guten Abend. Der Schweizer aber sucht seine hexametrischen Epopoeen zusammen, um sie Herrn Grandison aufs Zimmer zu schicken.

Im dritten Briefe berichtet Kreuzner, wie Grandison sich über die ihm zur Einsicht übergebenen Gedichte geäußert. Er sei über die Messiade, die Noachide, die Abrahamide entzückt gewesen. „Aber was soll ich mit diesem Hermann anfangen, nachdem man mich zu Sipha, zu Japhet, zu Isaac und Colombo gebracht hat? Wenn ich die Abrahamide hinlege, und den Hermann aufschlage, so wird mir als ob ich vom Locke, vom Young und Watts und Foster weggerissen und in eine Maskerade versetzt würde. Und ist es diese Hermannias, welche man sich in den Sinn kommen läßt der Messiade, dem verlornen Paradiese entgegen zu setzen?" Der Schweizer weist den Engländer auf das günstige Urtheil Voltaires über die „Hermannias" hin. Aber der Engländer läßt gerade über die für Voltaire übersetzte und von ihm gelobte Stelle des Gedichtes eine scharfe Critik ergehen. Und als nun der Freiherr in den Saal tritt und nach dem Urtheil des Engländers über die epischen Dichter fragt, antwortet Grandison: Er wäre noch nicht gar weit darin fortgegangen und am wenigsten im Hermann. „Aber wie mag es kommen," fuhr er fort, „daß die Sprache in der Messiade und in der Noachide mich viel leichter ankommt, als in der Hermannias? In dieser sind eine Menge Wörter, die ich zwar jedes absonderlich wol verstehe, aber in der Verbindung, die sie da haben, nicht erreichen kann. Ich weiß nicht, was das ist: „Schwester, die du alle Zeit alles Blutes Quelle bist, Wir

und mach, daß ſelbſt ein Wild Blut und Schlacht und Tod errege" u. ſ. w. Es iſt ſeltſam, antwortete der Herr von Schönaich mit ſcheinbarem Mißvergnügen, daß Sie dieſes nach der richtigſten Sprachlehre abgepaßte Deutſch nicht verſtehen: wie werden Sie denn mit dem griechiſchen und lateiniſchen Deutſch in der Meſſiade zurecht kommen? Was iſt der Angſt geflügelte Stimme, der Geſang der Sphären in Stimmen der Meere verwandelt, der brauſend vorbey geht, die Ruhe, die athmet, der Arm, der nach Hülfe ſtarrt, die Andacht, welche die Hände faltet? Von welcher Weite her ſind dieſe Wörter zuſammen gekommen und was haben ſie mit einander zu thun? — Ich halte dieſe Ausdrücke nicht für griechiſcher, ſagte Herr Grandiſon, als die Bilder ſind, die ſie vorſtellen und ich denke, daß dieſe in Deutſchland ſo harmoniſch zuſammen ſtimmen, als ſie in dem alten Griechenland mögen gethan haben."

Das Geſpräch wird durch den Ruf zur Mittagstafel unterbrochen. Nach Tiſche tritt ein junger Menſch in den Saal. Es iſt ein Rhapſode, aus Appenzell. Er will ein Stück recitiren, das man ihm erſt vor ein paar Tagen zugeſchickt hat. „Der Freiherr machte große Augen und ein ſpöttiſches Geſichte. Aber der Baronet bat ihn mit holdſeligen Worten nur anzufangen. Die Erwartung ſchwebte, wie Shakeſpear ſagt, über unſern Häuptern in der Luft. Der Rhapſodiſte ſäumte ſich nicht, er recitirte mit anſtändigen Geberden und mit hellen Accenten, die er dem Inhalt ſeiner Reden gemäß auf die verſchiedenſte Art änderte, folgende Hymne auf die Sonne: „Dich o göttliche Sonne, dich will mein Lobgeſang ſingen" ꝛc. [Es folgen die erſten 54 Verſe aus Wielands Hymne auf die Sonne.] Der Freiherr iſt wüthend über dieſen Vortrag: „Alles, alles, Worte, Bilder, Gedanken, Unſinn, Schwulſt, Meteore, Phöbus, Miltoniſches, Meſſiadiſches Phöbus!" Es folgt Kritik und Vertheidigung der im Geſange gebrauchten Bilder. Wagengeraſſel vor der Thüre. Der Freiherr eilt die Treppe hinab. „Es iſt mein erwünſchter, mein theurer Freund, rief er, der Beſchützer der ſchönen Wiſſenſchaften, der allein noch bisher verhindert hat, daß die ſinnreichtiefe, ſchwer-

müthige, flitterreiche Schreibart nicht in die Gymnasien und Universitäten eingedrungen ist; und ich hoffe, er werde unsre ausschweifenden, schöpferischen und ätherischen Witzlinge noch manchmal in die Pfanne hauen.“ Gottsched selber ist in Görlitz angekommen.

Andern Tages, so erzählt der vierte Brief, recitirt der Rhapsode Fridolin ein großes Stück aus dem Siege des Gehorsams und des Glaubens, ein andres aus dem Siege der Keuschheit und noch eins aus der Colombona. „Alle diese Gedichte,“ schreibt Martin Kreuzner im vierten Briefe, „sind Ihnen bekannt; aber er sagte daneben ein erhabenes Stück vom Weltgerichte her, eine von den jüngsten Geburten der heil. Muse, mit deren Lieblingen er in Bekanntschaft steht. Nach allen Anzeigen können diese keine andere seyn, als unsere Freunde in Zürich B. und W., wiewol ich nicht errathen kann, durch was für einen Canal dieser fahrende Schüler ihre Gedichte empfängt.“ Man ergeht sich im Preise der Griechen, die an solchen rhapsodischen Vorträgen sich zu ergötzen liebten.

„Unter diesen Gesprächen war der Abend angebrochen. Der Baronet war sonst nicht gewohnt, die Abendmalzeit zu halten; weil er aber hörte, daß der Hr. Professor Gottsched an der öffentlichen Tafel speisen würde, so bekam er Lust, mit mir zu Tische zu gehen. Man hat Ihnen sein Porträt gemacht; es ist ein langer weit gespaltner Mann, von hohem Ansehn, wenn es die niaise Mine nicht verderbete, und diese scheint noch niaiser bey seiner silbernen Weste.“ Kreuzner fragt, was für neue epische Gedichte die Messe gebracht, „hat man nichts von den epischen Stücken aus den Alpen, von welchen man uns im vorigen Jahre ein so drohendes Cartell zugeschickt hat?“ . . . „Man hat mir gesagt, antwortete er, die epischen Gedichte seyn dies Jahr in den Alpen wol gediehen; ich habe die Titel von einigen nennen hören, die Hexe zu Endor, der geprüfte Abraham, das Siechbette, Dina und Sichem. — Aber ich habe mir von meinen nöthigern, und, wenn ich es sagen darf, nützlichern Arbeiten nicht soviel abbrechen dürfen, daß ich nur eines davon durchgesehen hätte. Die schweizerischen

Gedichte haben das Gute an ſich, daß ſie das Zeichen der Verwerfung, die lateiniſchen Buchſtaben, an der Stirne tragen. Sobald ich dieſe gewahr werde, ſo ſagt eine heimliche Stimme zu mir: hic niger est. Ich kann es miſſen, mir durch das hinkende Metrum die Ohren und durch den chaotiſchen Inhalt den Kopf zerreißen zu laſſen."

Es folgt eine Unterredung Grandiſons und Kreuzners mit Gottſched über die geiſtlichen Epopoeen, beſonders über Milton. Gottſched wird aufgefordert, die Beſchuldigung, die der Engländer Lauder gegen Milton wegen Plagiates erhoben und die Gottſched trotz Lauders Widerruf gefliſſentlich widerholt und verbreitet, öffentlich zurückzunehmen. „Aber der Erzwiderſacher Miltons ließ ſich durch mein Erſuchen nicht im mindeſten irre machen; er ſaß voller Gravität da, lächelte ein wenig auf mich herunter und ſagte: Es iſt noch lange nicht an dem, daß Milton von dem Verbrechen rein ſey, welches Lauder in dem Verlornen Paradieſe fein genug gerochen hat, aber aus Mangel genugſamer Beleſenheit nicht vollkommen hat beweiſen können." . . . Der Baronet ſahe mich an, ich las in ſeinem Angeſichte ſein Erſtaunen über die Unverſchämtheit dieſes Mannes. . . . Ich konnte nicht ſchweigen. Ich habe mir, ſagte ich, von Ihrem erſtaunlichen Abſcheu gegen den Plagiat erzählen laſſen, und ich höre itzt, daß man die Wahrheit geſagt hat; derſelbe, ſagt man, ſey ſo groß, daß Sie ſich ſcheuten ein ſchönes Bild aus der Natur ſelbſt zu nehmen. Ich erinnere mich eines großen Mannes, den man von eben dieſer Seite gelobt hat: „Typhon, nur mit ſich ſelbſt und niemand ſonſt zu vergleichen . . . . . ihm iſt gelehrter Diebſtal ſo herzlich zuwider, daß er ſich ſcheut von der Hand der Natur die Bilder zu nehmen." [1])

Mit ſpöttiſchen Verſen auf Milton und Bodmer antwortet Schönaich. Dann trennt ſich die Geſellſchaft. „Der Baronet ließ ſich in ſeinem Zimmer vom Fridolin noch etliche Stücke aus dem Weltgerichte herſagen." . . .

---

[1]) [Es ſind die Verſe aus Bodmers Gedicht: Der ſatiriſche Hexameter (Fragmente in der erzählenden Dichtart, S. 130, Zeile 9 v. u.)]

Fünfter Brief: Der Baronet hat sich während einiger Tage ein ernstliches Geschäft daraus gemacht, die christlichen Epopöen, Hymnen ꝛc., aber auch einen guten Theil von den Lehrschriften und Critiken der Zürcher und selbst etwas von den Gottschedischen Schriften zu lesen. „Er sagte, es wäre bey den Verfassern aus dieser letzteren Schule etwas so außerordentlich unverschämtes, daß jeder vernünftige und gutherzige Mensch, der ihre Schriften nicht mit eignen Augen gesehen, sich keinen Begriff davon machen könnte. Aber noch unglaublicher ist, fuhr er fort, daß eine solche Nation sich dergestalt und so lange und nachdem sie so gute Erinnerungen empfangen hat, von ihnen zum besten haben läßt.“

Es wird von den theologischen Widersachern der Messiade, (Hudemann in Hamburg,) dann von der Nothwendigkeit einer Parteinahme in Sachen des Geschmackes geredet. Am Ende kommt das Gespräch wieder auf den Rhapsoden Fridolin. „Seit einen Paar Tagen,“ schreibt Kreuzner, „hat er mir sein ganzes Leben entdeckt. Wir redeten vom Philocles, diesem einsidlerischen Arzte und Weisen, von welchem im Eingange des 11ten Gesanges des Noah eine so ruhmvolle Schilderey gemacht wird. Ich verschwieg nicht, daß ich den Mann kennete .... daß ich die gebirgige Rode kennte, des alten Gallus Aufenthalt. Fridolin machte große Augen, die mich stillschweigend weiter fragten. Ich erzählte ihm, daß ich vor etlichen Jahren mit dem Verfasser des Noah einen gülden en Monat in des Philocles förener Hütte gelebt, daß wir alle Morgen auf des Gaberius Höhe gestiegen wären und da in einer russig en Cabane Molken getrunken hätten, die ein eisgrauer Senne uns eingeschenkt.“ Fridolin erzählt nun, daß der Senne sein Vater, Philocles aber derjenige gewesen, dem er seine jetzige Lebensart und seine ganze Erkenntniß verdanke. Es folgt die ausführliche Lebensgeschichte Fridolins, der in der Gunst des Barons täglich weitere Schritte macht, zwei liebliche Kinder in der Rhapsodenkunst unterrichtet, (Cidlis, Rahels, Kerenhapuchs Reden thun in dem Vortrag des Mädchens besondere Wirkung,) und mit einem Preise des Rhapsodenberufes endet der Brief.

Der sechste Brief ist ein Schreiben Grandisons selbst an einen seiner englischen Freunde. Der Baronet gibt dem Landsmann ein

ild der litterarischen Zustände Deutschlands, und darauf eine haracteristik der deutschen Nation. Es braucht kaum gesagt zu erden, daß die erstere Schilderung ganz im Sinne der Schweizer egeben ist. Characteristisch für den Verfasser sind folgende Sätze: Diese Nation [die deutsche] hat seit wenigen Jahren epische Ge-ichte, in welchen derselbe große Geist herrschet, der das verlorne aradies erdichtet hat. . . . Es sind keine Früchte der arbeitsamen elahrtheit, welche von dem Genie oder der natürlichen angebohr-en Kraft so sehr unterschieden ist. . . . Die Titel derselben sind: e Messiade, oder die Erlösung durch den Gottmenschen, die oachide oder die erhaltene Welt; die Abrahamide oder die rüfung Abrahams durch den Befehl, seinen Sohn zu opfern; e Colombona oder die Entdeckung der neuen Welt. Außer esen haben sie einige epische Gedichte von kleinerem Umfange, welchen man ferner etliche Hymnen auf Gott, die Sonne, as Gesicht von dem Weltgerichte und vornehmlich Briefe der bgestorbenen an hinterlassene Freunde zählen kann. Alle diese tücke haben zum vornehmsten Gegenstande das Lob unsres chöpfers und Erhalters, und den Menschen nach seinen vor-ehmsten Gesichtspuncten, folglich die Religion, die Sitten und ie Tugend. Die Verfasser sind Sittenlehrer, sie erwecken Em-pfindungen der Religion und Liebe zur Tugend; sie legen uns eispiele vor, wie wir uns in allerley Stande, in den verschie-ensten Verhältnissen des Lebens, auch in ungewöhnlichen Führungen er Vorsehung zu verhalten haben. Wir haben darin eine genau ntwickelte biblische Mythologie, welche die Meinung des Grafen haftesbury auf allen Blättern widerleget, daß die rechtgläubige Muse zu schwach sey, die Helden und Heldinnen aus dem erwähl-en Samen auf einem hohen und liebenswürdigen Grade aufzu-ühren. Die Briefe der Abgestorbenen haben mit den Briefen, elche die Fran Rowe unter diesem Titel geschrieben hat, nichts emein, als den leeren Einfall, Briefe von den Gestorbenen zu ichten. Unter den Verfassern unterscheidet sich das Originalgenie, ie Stärke der Erfindung, die vivida vis animi oder das poetische euer bei keinem so durchgehend, so rein, so unwiderstehlich, wie ey dem Verfasser der Messiade.“ Es folgt eine schöne Lobrede

auf Klopstock, eine Verurtheilung Gottscheds und Schönaichs, die Characteristik der deutschen Nation, die sich besonders in dem Vorwurf der Unfreiheit gegen die Deutschen gefällt.

Der siebente Brief ist von Heinrich Fischer geschrieben und aus Trogen datiert. Fischer hat die Briefe Martin Kreuzners aus Görlitz empfangen. „Das angenehmste war, daß ich sie hier auf den väterlichen Bergen Ihres Fridolins empfieng, wo ich seit etlichen Tagen mit unsern Freunden von Z . . . und W . . . bin, uns der Molkenkur zu bedienen. Alle Morgen führt unser Philocles uns vor dem Aufgang der Sonne auf den Berg Gaberius,[1]) wo der eisgraue Vater des Rhapsodisten eine Sennhütte bewohnet und uns aus dem sanftsiedenden Kessel süße bluterfrischende Molken mit mildem Herzen einschenket.

> Wir trinken stark; hier ist kein Rausch zu besorgen.
> Nichts unterbricht die langen strömenden Züge,
> Als eine Pfeife von wolriechendem Knaster, und
> Süßere Reden.

Philocles hatte uns die Verwandlung in einen poetischen Sänger, die er mit Fridolin vorgenommen, an dem ersten Morgen erzählet, da wir in der rußigen Geburtscabane desselben bey seinem weißhaarigten Vater saßen und Molken tranken. Er zeigte uns auch etliche Briefe von ihm, in welchen er ihm von dem Fortgange seiner rhapsodistischen Wanderschaft verschiedene seltsame Nachrichten ertheilt. B. und sein Gast, der schwäbische Poet, hatten die Gefälligkeit für uns, daß sie uns etliche große Fragmente lasen, welche sie vor diesem ihrem Philocles zu Fridolins Gebrauch übergeben hatten, unter denselben die Hymne auf die Sonne und das Stück von dem Weltgerichte. In den nächsten Tagen wird er ihm Eidli und Lazarus von W. zufertigen."

Im folgenden berichtet Fischer seinem Freunde Kreuzner über die Gespräche, welche die „Molkenbrüder" im Appenzell über den Inhalt der bisherigen Briefe Kreuzners geführt. Diese Gespräche hatten namentlich, wie Fischer berichtet, die Frage zum Gegenstande, ob es unrecht sei, den verderbten Geschmack der eignen

[1]) [Gäbris.]

Nation so öffentlich, wie die Zürcher in ihren Schriften und Kreuzner jetzt in seinen Briefen aus Görlitz gethan, den Fremden zu entdecken. Aber alle sind der Meinung, daß dagegen nichts zu sagen sei. Die einzelnen Redner, darunter auch Philocles, werden mit Namen genannt, nur zwei Namen B. und W. erscheinen in Abkürzung. Seite 113 heißt es: „W. hatte etliche Male Mine gemachet, daß er das Wort nehmen wollte, und man hatte ihm immer vorgelaufen; itzt sagte er: Lasset uns die andere Anklage nicht vergessen; man sollte, sagt man, die Schande der Nation bedecken. Wir sind unserer Nation nicht mehr Ehrfurcht schuldig, als sie Tugenden hat, die solche verdienen. Durch unser Verbergen ihrer Mängel heben wir die Mängel nicht; viel weniger geben wir ihnen Tugenden. Wir versperren ihr nur den Weg zur Selbsterkenntniß, der zur Verbesserung führt, die allein ihr ein Recht auf unsere und anderer Menschen Hochachtung erwerben kann. Man muß einer Person, die Flecken im Angesichte hat, den Spiegel nicht verbergen, wenn sie dieselben entdecken und auslöschen soll. Unser Bekenntniß, daß die Mängel da sind, wird uns so übel genommen, als wenn es dasjenige wäre, was die Schande über die Nation brächte. Man scheinet vergessen zu haben, daß das Uebel von der Sache, von der Geschichte selbst entsteht, die wir nicht machen, sondern nur erzählen. Diese Erzählung, dieses freye Bekenntniß ist vielmal eben das, was uns hier Ehre machet.“ In ähnlichem Sinne, nur stärker, redet dann Waldmann: „Man sagt, Herr Kreuzner habe die Schande der Nation einem Fremden entdeckt: Mein Gott! die Verräther davon bieten sich in allen Buchladen um einige Groschen feil. Konnte der Freyherr von Schönaich sie ärger verrathen, als daß er dem Baronet Grandison seinen Hermann und das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit zeigte?“

„Man sagte,“ erzählt Fischer weiter, „noch vieles, das ich übergehe. Wir gebrauchten uns des Rechtes, das wir behauptet hatten, von den Vorzügen und den Fehlern der deutschen Nation zu reden, ohne das geringste Zurückhalten. Der Geist der Freiheit war gedoppelt über uns gekommen: wie konnte es anders sein im Vaterlande des Philocles?“

Die Beſchreibung eines Spaziergangs in die Gegenden, die Bodmer unter dem Namen des Landbuſens beſungen hat, Gedanken über „den Noah“ und ein Vorſchlag zur Bereicherung des letztern Gedichtes um einige Verſe, die der Anblick der ſtürmenden Wolken von der Höhe der Appenzeller Berge eingegeben,[1]) machen den Schluß der inhaltreichen Schrift.

Auch dieſer dürftige Auszug aus dem Buche „Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz“ iſt hinreichend, die Bedeutung der Schrift ſowol für die Geſchichte der litterariſchen Polemik im vergangenen Jahrhundert überhaupt, als auch für die beſondern Verhältniſſe zu erweiſen, von denen in vorliegendem Buche die Rede iſt. Glaubt man ſie doch in der Erzählung des ſiebenten Briefes theilweiſe ganz deutlich vor ſich zu ſehen, die Theilnehmer an den fröhlichen Vereinigungen auf den ſonnigen Bergen des Appenzellerlandes, wo der Blick hinüber ſchweifte auf das ſchwäbiſche Meer und auf die Berge des Allgäus und eine erhöhte Stimmung die Freunde zu dichteriſcher Production und zu fröhlicher Kampfluſt gegen die ſächſiſchen „Geſchmacksverderber“ aufrief: Widerholt werden B[odmer] und W[ieland], B[odmer] und „ſein Gaſt, der ſchwäbiſche Poet“ genannt und ihre Werke namhaft gemacht, ebenſo Philocles [Zellweger] und „die Freunde aus Z[ürich] und W[interthur];“ und ſcheint doch die Schrift in ihrem letzten Abſchnitt geradezu ein litterariſches Denkmal der Beſuche Bodmers und ſeiner Freunde (und ſomit auch Wielands) auf den Bergen des Appenzellerlandes ſein zu ſollen.

Indeſſen iſt nicht ſowol der letzte, mehr dichteriſche Theil der Schrift derjenige, auf den es hier, was Wielands Antheil an derſelben anbelangt, vorzüglich ankommt. Wol mögen die Reden der einzelnen (mit noch zu deutenden Namen verſehenen) Freunde in den Geſprächen des ſiebenten Briefes des „Grandiſon“ wirklichen Geſprächen Bodmers mit ſeinen Freunden entnommen ſein: die Verſetzung Wielands in die föhrene Hütte des Philocles und

[1]) [Es ſind die Verſe, die man im 12. Geſange der Noachide (Ausg. v. 1772) Seite 265, Zeile 4 v. u. und 266, Zeile 1—8 v. o. lieſt.]

auf die Höhen des Gäbris ꝛc. ſcheint dichteriſche Erfindung Bodmers zu ſein: noch 1755 hatte Wieland, allem Anſchein nach[1]) nicht perſönlich, nur in der Phantaſie, den Zuſammenkünften Bodmers und Zellwegers und der übrigen Freunde in Trogen beigewohnt, und die Geſchichte von Fridolin, dem Rhapſoden, den Bodmer Wielandſche Hymnen recitieren läßt, hat Bodmer einer ältern Appenzeller Tradition entnommen, der er ſchon 1745, neun Jahre früher, eine andre litterariſche Verwendung gegeben hatte.[2])

Das Weſentliche für die Erörterung der Beziehungen Wielands zu dem Buche „Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz" iſt vielmehr dies: Wieland hat ſich ſelber und ein paar ſeiner jüngern Freunde in Zürich für die Verfaſſer des Buches ausgegeben.

In einem Briefe, den Wieland am 21. Januar 1755 an Gleim nach Halberſtadt geſchrieben, bittet der Erſtere in ſeinem und Salomon Geßners Namen Gleim um das Patronat von „ein paar critiſchen Stücken".[3]) In ſeinem und Geßners Namen nimmt er ſich die Freiheit, Gleim den Anfang des einen dieſer Stücke zu überſenden und im Verlauf ſeines Schreibens wird

---

[1]) Vgl. den unten (Anhang IV) folgenden Brief Wielands an Zellweger u. A. vom 5. Juli 1755. Bodmer in ſeinem Tagebuche erwähnt keinen Aufenthalt mit Wieland in Trogen vor dem von 1757. In das letztgenannte Jahr fällt daher auch wol die von Böttiger, Litterar. Zuſtände u. Zeitgen., Leipz. 1838, I, 158 erzählte Anecdote. Vgl. unten.

[2]) In den „Zuſätzen" Bodmers zu den „Auszügen aus meinem Tagebuch" heißt es: „In dieſem Werkgen Grandiſon in Görlitz iſt der Einfall von Fridolin, dem Rhapſoden, von dem man erzählt daß [?] in dieſem Trogen ein Schwabe ſich wirklich einen Erwerb damit gemacht habe. Ich hatte den Einfall ſchon 1745. Sehet freim. Nachrichten." In den Nr. 18, 19, 20 und 21 der freimüthigen Nachrichten von 1745 ſteht unter der Rubrik St. Gallen wirklich die Geſchichte eines „Bänkelſingers", der als ein moderner Rhapſode auftritt und deutſche Ueberſetzungen von verſchiednen ausländiſchen Dichtern recitirt (u. a. Popes „Haarlockenraub" von der „Frau Kulmus"), die Bodmer mit dieſer Erfindung zu critiſiren Gelegenheit nimmt.

[3]) Pröhle, Leſſing, Wieland, Heinſe. Berlin 1879, theilt S. 222 ff. das hier erwähnte Schreiben vollſtändiger mit, als die Ausg. Br. I, 151 ff. es enthalten.

dieſes Stück, deſſen Anfang er ſendet, „Edward Grandiſons Aufenthalt in Görlitz“ genannt.

Wieland gibt in dem genannten Briefe eine Inhaltsangabe der auf den bereits eingeſendeten Eingang folgenden Stücke. Er nennt die Schrift eine Streitſchrift und bezeichnet ſie als eine Leiſtung, durch welche er und ſeine jüngern Freunde in Zürich auch etwas zum Untergang Gottſcheds, der jetzt vielleicht mit drei oder vier Streichen zu bewirken wäre, beitragen zu können wünſchten.[1]) Er ſucht einen Verleger der Schrift in Deutſchland, denn, meint er, „durch ein ſehr unbilliges Vorurtheil wird alles was von Zürich kommt, zum wenigſten der Helfte des Nutzen beraubt, den es ſchaffen könnte.“ In gleichem Sinne hat Salomon Geßner damals (24. Jan. 55)[2]) an Gleim geſchrieben. Auch er ſchreibt, daß in Zürich zu dem Endzwecke der Sammlung der geiſtreichen Köpfe wider die Gottſchedianer „ein paar Pieçen fertig“ ſeien. Auch er bittet Gleim um die Beſorgung des Druckes derſelben in Deutſchland, aus dem gleichen Grunde wie Wieland, nur mit ſchärferer Hervorhebung deſſelben.[3]) „Wir nehmen uns die Freiheit, Ihnen einen Theil von der erſten z u-

[1]) „Hr. Gottſched gibt immer mehr Blößen und arbeitet, indem er uns zu ſchaden meint, an ſeinem eignen Untergang. Itzo wäre es vielleicht um drei oder vier Streiche zu thun, ſo würde es um ihn geſchehen ſein. . . . Sie ſehen, mein Herr, daß wir jüngern Leute in Zürich gerne auch etwas zu dieſer ehrenvollen That beitragen möchten. . . . Wir überſenden Ihnen den Anfang von Edward Grandiſons Aufenthalt in Görlitz. . . . Das ganze Werkchen enthält zuſammengenommen eine ziemlich vollſtändige Aufklärung der meiſten ſtreitigen Puncte und greift viele Hinderniſſe des guten Geſchmackes kühnlich an; und die Art der Einkleidung wird es, wie ich hoffe, auch ſolchen Leſern empfehlen, die ſonſt über Streitſchriften hinwegzuſehen pflegen“ u. ſ. w. Ebenda S. 223.

[2]) Körte, Briefe der Schweizer I, 230. Der Brief iſt nur 3 Tage ſpäter geſchrieben, als der Wielands.

[3]) „Nehmen Sie es nicht übel, daß wir auf den Einfall kamen Sie zu bemühen; es geſchieht darum, weil es beſſer iſt, wenn jene Piecen aus andern Gegenden Deutſchlands herkommen als aus der Schweiz; denn die Herren ſind gewohnt, Gift zu ſpeien, wenn ſie nur Zürich auf dem Titel leſen und außerdem muß ihnen bange werden, wenn ſie ſich noch von andern Orten her angegriffen ſehen. Es würde darum noch beſſer ſein, wenn jedes jener beiden Werkchen aus einer andern Stadt herkäme.“

zuſenden," ſagt er, „und erſuchen Sie gehorſamſt, uns zu erlauben, das übrige nachzuſenden." Es kann kein Zweifel ſein, daß S. Geßner mit dieſen Worten und in dieſem erſten Theile ſeines Briefes von derſelben Schrift redet, von welcher Wieland in ſeinem Briefe geſprochen hatte: von der „Geſchichte Edward Grandiſons in Görlitz."[1])

„Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz" wird alſo, wie die vorſtehenden Briefſtellen zeigen, von Wieland und Geßner in ihren Briefen an Gleim für das gemeinſame litterariſche Product einer Anzahl jüngerer zürcheriſcher Freunde ausgegeben, die Gottſcheds Anſehn mit dem Buche beträchtlich zu ſchädigen hofften.[2]) Daß in dieſem Freundeskreiſe Wieland als eine Hauptperſon angeſehen ſein wollte, bezeugt die Einläßlichkeit, mit der dieſer Letztere über den Inhalt des „Grandiſon" an Gleim Bericht erſtattet und bezeugen auch die weitern Verhandlungen, die Wieland wenige

---

[1]) Dies hat ſchon Muncker in ſeiner Schrift Leſſings perſönliches und litterariſches Verhältniß zu Klopſtock, Frankf. 1880, S. 68 ff. richtig erkannt. Daß Ad. Frey (Geßners Werke, Auswahl, Stuttg. Spemann, O. J. Einleitung S. XIV) vermuthet und H. Wölfflin (S. Geßner, Frauenfeld 1889, S. 116) behauptet, die hier von Geßner gemeinte Schrift ſei „der verbeſſerte Hermann" (weil Geßner am Schluſſe ſeines Briefes nur den Titel der einen der von den Zürchern vorbereiteten Streitſchriften, nämlich die „Ankündigung einer Duncias für die Deutſchen" anführt und „der verbeſſerte Hermann" ein Appendix dazu war,) iſt, wie die hier und im Folgenden gegebnen Ausführungen zeigen, ſicherlich irrig. Es iſt wol nur aus der völligen Unbekanntſchaft mit der „Geſchichte Edw. Grandiſons in Görlitz" und aus der aus der bloßen Kenntniß des Titels entſpringenden Meinung, als handle es ſich im „Grandiſon in Görlitz" um etwas ganz Fremdartiges, etwa auf Richardſon Bezügliches, zu erklären, daß die Bedeutung von Wielands Brief an Gleim vom 21. Jan. 1755 für die Erklärung des Geßnerſchen vom 24. Jan. gl. M. ſo ſehr überſehen, beziehungsweiſe der Wielandſche Brief ſelbſt nicht recht verſtanden worden iſt.

[2]) Vgl. auch Zehnder-Stadlin, Peſtalozzi I, 514: Bodmer an Heß, 13. Jan. 1755: „Dieſes hat Anlaß gegeben, daß Wieland, Geßner und noch ein paar jüngere Leute Gleimen ein Bündniß wider Gottſched und Schönaich antragen wollen. Sie werden ihm etliche ſeltſame Stücke, Critiken und Satiren, ſchicken, daß er ſie mitten in Sachſen publicire, damit die Vorurtheile, die man gegen Alles, was aus der Schweiz kommt, heget, nicht nachtheilig werden."

Monate später mit Gleim wegen des Druckes des „Grandiſon“ führte.

Am 9. April 1755 entſchuldigt ſich Wieland Gleim gegenüber wegen einer gegen Gleims Freund Ramler gerichteten Stelle des achten Briefes in der Geſchichte Grandiſons.[1]) Er ſagt, der achte Brief ſei ſchon vor mehr als einem halben Jahre geſchrieben worden, und er, (Wieland,) habe damals, [alſo etwa im October 1754,[2])] keinen Grund gehabt, einen ihm wenig bekannten Mann, auf ſeine (Wielands) eigene Unkoſten zu ſchonen. Er ſetzt hinzu: „Da Sie unſerm Wunſche,“ (Wieland meint die Beſorgung eines deutſchen Verlegers für den Grandiſon,) „ſo gefällig entſprachen, hatte ich in der That ganz aus dem Sinne gelaſſen, daß Herr Ramler in dieſem Briefe vorkomme.“[3]) Wieland gibt ſich alſo

---

[1]) Ausgew. Br. I, 166 ff. Die Schrift zerfiel im Manuſcript in acht Abſchnitte, Briefe, von denen der letzte im Drucke weggelaſſen iſt, vgl. unten.

[2]) S. oben die Tagebuch-Notiz Bodmers, die die Abfaſſung des „Grandiſon“ in den November 1754 ſetzt. Iſt Wielands Zeitangabe richtig, ſo wäre der achte Brief noch früher geſchrieben, als die übrigen.

[3]) In Nr. XII, XIII, XIV der (Berliner) „Critiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit. Auf das Jahr 1750“ hatte Ramler eine im Ganzen höchſt anerkennende, rühmende Critik von Bodmers „Noah“ drucken laſſen, die nur in Bezug auf einige Kleinigkeiten ſich ein Wort des Tadels erlaubte. Wieland griff in ſeiner „Abhandlung von den Schönheiten des Noah 1754, Zweiter Theil,“ dieſen Tadel (es ſei eine überflüſſige Weitläufigkeit, wenn Bodmer von Siphas Töchtern ſage, ſie ſeien „jedes ſchön wie der Himmel, wenn erwachend die Sonne ſein Antlitz mit Roſen beſtreuet“) in ſeiner heftigen Weiſe auf und warf mit Worten, wie „Schmach der geſunden Vernunft“, „Albernheiten“ u. ſ. w. gegen ſeinen Critikus um ſich (vgl. Wielands Werke, Hempel, 40, 369 ff.). Gegen dieſen maßloſen Ausfall Wielands gegen Ramler ſcheint eine Greifswalder Critik (welche?) mit einer ſcharfen Rüge und allerlei ſonſtigen Beſchuldigungen gegen die Schweizer hervorgetreten zu ſein (Wieland an Gleim, 9. April 1755). Dieſe Rüge und dieſe Beſchuldigungen ſollten, wie der eben erwähnte Brief Wielands an Gleim des weitern bezeugt, im achten Briefe Grandiſons, (der ſich erhalten hat, ſ. unten,) zurückgewieſen werden. Der Verfaſſer deſſelben legt die wider die Schweizer erhobenen Beſchuldigungen einem Geiſtlichen in den Mund, um ſie ſodann durch Martin Kreuzner widerlegen zu laſſen. Bemerkenswerth iſt, daß im letzten Abſchnitt einer Anzeige von Wielands „Abhandlung über die Schönheiten des Noah“ in den

durchaus den Anſchein, als wäre er der Verfaſſer des Grandiſon und ſpeciell des achten Briefes und der Bemerkungen gegen Ramler; er gibt aber auch Gleim Vollmacht, bei der Drucklegung der Schrift mit dieſem achten Briefe nach Belieben zu verfahren.[1]) Es leuchtet ein, daß alles dies wol nur derjenige ſchreiben konnte, der, wenn er nicht wirklich ſelber der Verfaſſer der Schrift „Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz" war, ſo doch nach außen hin als der Verfaſſer (oder wenigſtens einer der hauptſächlichſten Urheber) gelten wollte.

„Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz" iſt nicht wie die übrigen zürcheriſchen Streitſchriften damaliger Zeit in Zürich (oder, was häufig daſſelbe bedeutet, in „Frankfurt und Leipzig",) ſondern in Berlin im Druck erſchienen. Wieland und Geßner hatten keine Fehlbitte gethan, als ſie Gleim um ſeine Vermittelung zur Beſorgung eines deutſchen Verlegers angiengen.[2]) Am 18. April 1755 ſchrieb Sulzer an Bodmer: „Ich erfahre ſoeben, daß die Briefe vom jüngern Grandiſon hier unter der Preſſe ſind. Gleim hat ſie an Ramlern und dieſer an die Druckerei geſchickt."[3]) Der achte Brief, deſſen Correctur, reſp. Weglaſſung Wieland, wegen der Polemik gegen Ramler, Gleim anheim gegeben hatte, war nun, da Ramler den Druck beſorgt hatte, ſelbſtverſtändlich weggelaſſen.[4])

Freim. Nachr. vom 6. Wintermonat 1754 die Worte des zweiten Alinea vom achten Briefe des Grandiſon (die Klagen über die Schweizer und ſpeciell über Wieland) faſt gleichlautend wiederkehren.

[1]) Ausg. Br. I, 169: „Glauben Sie, daß Hr. Ramler durch dieſen Brief beleidiget werde, ſo ſtreichen Sie darin aus, wie Sie wollen, Sie haben von mir unumſchränkte Vollmacht" u. ſ. w.

[2]) Br. d. Schw. I, 237. Geßner an Gleim, 5. April 1755: „Wir ſind Ihnen für die gütige Beſorgung des Werkchen ſehr verbunden." Ein ſehr freundliches Schreiben von Gleim hatte Wieland ſchon Mitte März erhalten. Es iſt bisher ungedruckt; ein dürftiger Auszug bei Pröhle, Leſſing, Wieland, Heinſe, S. 224, ein Stück davon bei Muncker, Leſſings Verhältniß zu Klopſt., S. 70, Anm. 1. S. unten Anhang II.

[3]) Br. der Schw. I, 244.

[4]) Der Brief iſt aber, was noch Niemand bemerkt hat, ſpäter, 1756, doch gedruckt worden: Zürch. Freimüthige Nachrichten 1756 d. 17. u. 24. März u. 7. April.

„Mit Vergnügen" hatte Voß, der Verleger Leſſings, den Dru übernommen.[1]) In der Voſſiſchen Zeitung aber beſprach a 29. Mai 1755 Leſſing das Buch und ſagte: „Wir ſind lebha überzeugt, daß die itzt herrſchenden Streitigkeiten in dem Reic des deutſchen Witzes nirgends ſo kurz, ſo deutlich und ſ beſcheiden, als in dieſen wenigen Bogen vorgetrage werden."[2]) Auch Leſſing, an deſſen Vermittelung zur Beſorgun des Druckes des Grandiſon Wieland von Anfang an gedacht,[3] den aber das Manuſcript des Buches zu Berlin nicht angetroffe hatte[4]) und der in ſeiner Beſprechung des Werkes ein paar ſcharf Bemerkungen gegen Gottſched und Schönaich fallen ließ, ſpricht i der genannten Anzeige von „den Verfaſſern" des Buches. –

Wie erklärt ſich nun aber der Widerſpruch zwiſchen den mi getheilten brieflichen Aeußerungen Wielands über die Verfaſſe ſchaft von „Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz" und de obenangeführten Stelle aus Bodmers Tagebuch? Mit ander Worten: Wie konnte Wieland mit ſeinen jüngern Freunden ſi für den Verfaſſer des Buches halten laſſen wollen, der doch i Wirklichkeit nicht er und jene jungen Freunde, ſondern der Me tor aller der Jüngern, J. J. Bodmer, war? Den Widerſpru der Documente über die Autorſchaft des Grandiſon kann, wie e ſcheint, ein Schreiben Bodmers an J. L. Zellweger löſen.

Am 6. April 1755 hat Bodmer an Zellweger nach Troge geſchrieben:

„Hr. Gleim hat auf den Antrag, den Wieland und Geßn ihm wegen eines Bündniſſes wider den ſchlimmen Geſchmack g than, mit der grösten Bereitwilligkeit geantwortet. Er hat wir

---

[1]) Br. d. Schw. I, 234.

[2]) Leſſings Werke (Hempel) XII, 610. Auch in den „Erlangiſchen E lehrten Anmerkungen und Nachrichten" auf d. J. 1755 (Beitr. S. 54 Auguſt) heißt es vom „Grandiſon", die Schrift verdiene „die Achtung al Freunde der ſchönen Wiſſenſchaften". „Man bekommt dadurch im Kurz von dem Ganzen bisher ſo hitzig und mit weniger Anſtändigkeit geführt Streit einen lehrreichen Begriff."

[3]) Ausgew. Br. I, 156.

[4]) Gleim an Wieland, 10. März 1755, ſ. unten Anhang II. a.

lich die Bogen, die sie ihm geschickt, in Berlin unter die Presse gegeben. Sie haben ihm gestern wieder neue Bogen gesandt und haben noch etliche Schriften im Vorrathe. Ich comparire nicht in diesem Bunde. Wenn ich etwas für ihn arbeite, so lasse ich mir es von den jüngern Freunden adoptieren. Auch die Freunde in Winterthur haben ihr Symbolum beigetragen.“ [1])

Man ist sicherlich berechtigt, diese Worte Bodmers in ihrem letzten Theile auch auf die „Geschichte Edward Grandisons“ zu beziehen. In ihrer unmittelbaren Verbindung mit der Erwähnung des Bundes der jungen Leute in Zürich wider Gottsched und mit der Erwähnung von deren Correspondenz mit Gleim, scheint Bodmers Bemerkung, daß er zwar nicht direct an dem Bunde betheiligt sei, gelegentlich aber eine seiner Schriften von den Jüngern adoptieren lasse, eine besondere Bedeutung zu gewinnen. Fällt doch auch Bodmers Brief an Zellweger gerade in jene Tage, in denen Wieland und Geßner mit Gleim wegen des Druckes des Grandison correspondierten.

Auf die Verfasserschaft des „Grandison“ bezogen und den obenerwähnten Documenten über dieselbe zusammengehalten, dürften die Worte Bodmers an Zellweger ergeben:

Edward Grandisons Geschichte in Görlitz ist von Bodmer verfaßt. Aber Bodmer ließ das Werkchen von seinen jüngern Freunden adoptieren und diese traten nach außen, d. h. bei ihren Bemühungen um den Verlag des Buches in Deutschland, als die Verfasser desselben auf. Bei diesen Bemühungen fiel dem Haupte des Bundes der Jüngeren, nämlich Wieland, selbstverständlich die Hauptrolle zu und er vornehmlich war es daher, der für die Drucklegung des Buches in Deutschland Sorge trug.

Die Thatsache, daß „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz“ von Bodmer verfaßt, von Wieland und Geßner nur in die Oeffentlichkeit gebracht ist, schließt keineswegs aus, daß Bodmer nicht hie und da in der Schrift Gedanken Ausdruck gegeben habe, welche nicht sowol sein, als vielmehr seiner jüngern Freunde erstes

[1]) Manuscr. auf der Kantonsbibliothek in Trogen.

Eigenthum gewesen. War doch der persönliche und litterarische Verkehr Bodmers mit seinen Freunden, und auch noch immer mit Wieland, ein so reger, daß in der Polemik gegen die litterarischen Gegner in Sachsen der Eine nicht ohne Mitwissen und irgendwelche Mithülfe des Andern eine Schrift in die Oeffentlichkeit gelangen ließ.

Auf den Gedanken an solche Verwendung von Einfällen oder Ansichten der Freunde, also an eine gewisse indirecte Betheiligung derselben im Einzelnen wird man an mehrern Stellen des Buches geführt. An Wieland erinnern z. B. unwillkürlich die Ausführungen auf S. 111 des Grandison über die kaltsinnige Gleichgültigkeit so vieler Männer von Geschmack und Urtheil bei der Verunglimpfung der neuen biblischen epischen Poesie ꝛc., denn solche Ausführungen sind in Wielands Schriften damaliger Zeit an verschiedenen Orten in sehr entschiedenem Tone zu lesen[1]); an Waser erinnern die Worte auf S. 69 des Buches: „Der Erzwidersacher unserer Epopöen ist itzo auf dem Schlosse des Freyherrn, der, wie der satyrische W[aser] sagt, die Hermannias bey ihm gezeuget hat." Sucht man aber, was wol erlaubt zu sein scheint, auch nach Partien, in denen Bodmer Erinnerungen an die Gespräche mit Martin Künzli verwendet haben könnte, so scheint eine solche wol in den Bemerkungen enthalten zu sein, die im Anfange des vierten Buches über die persönliche Erscheinung Gottscheds fallen. War Martin Künzli doch derjenige, der im Kreise der Zürcher erst vor Kurzem aus eigner Anschauung von der „hochgespaltnen" Gestalt, der „silbernen Weste" und der „niaisen Miene" des Leipziger Dictators hatte erzählen können![2]) —

„Auch die Freunde in Winterthur haben ihr Symbolum beigetragen," schrieb Bodmer in dem obenerwähnten Briefe an Zellweger vom 6. April 1755 und es ist somit nicht zu bezweifeln, daß dem Bunde gegen Gottsched, den die Jüngern in Zürich ge-

[1]) Vgl. Ausgew. Br. v. Wieland I, 152 ff. Ankündigung e. Dunciade zu Anfang und a. a. O.

[2]) Vgl. oben S. 60 und 78.

ſchloſſen, eine gleiche Zwecke verfolgende litterariſche Vereinigung Künzlis und Waſers und vielleicht noch Anderer in Winterthur zur Seite ſtand.

Die Winterthurer Freunde Bodmers und Wielands haben indeſſen eben in jenen Tagen, als Wieland mit Gleim wegen des Druckes des Grandiſon verhandelte, an Bodmer allerlei Projecte zu ſatiriſchen Ausfällen gegen Gottſched geſendet, die, wie es ſcheint, in den verſchiedenſten Formen in die Oeffentlichkeit kommen ſollten. Es iſt hier nicht wol möglich, auf dieſe Projecte, da ſie nur theilweiſe Geſtalt gewonnen zu haben ſcheinen, ausführlich einzutreten.[1]) Das aber iſt hier von Wichtigkeit: auf die Hülfe Wielands hofften auch die Winterthurer, ſeinen Eifer gegen die Gottſchedianer fachten ſie an, auf die Schnelligkeit ſeiner Feder und ſeine Verbindung mit Gleim ſetzten ſie beſondere Erwartung. „Unſer Herr W[ieland] ſchreibt Künzli am 22. April 1755 an Bodmer, „iſt in ſeinen Reſolutions geſchwind, jetzt ſoll er auch fein geſchwind in Kampfplatz treten, Gleim wird ihn gewiß jetzt ordentlich unterſtützen; allein er ſoll ihm ja nicht ſchreiben," ſetzt Künzli hinzu, „daß ihm das F[rauen]zimmer ſo angelegen, denn Gleim iſt ein decidirter Verächter dieſes angenehmen Geſchlechtes."

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Anfang der ebenangeführten Stelle aus Künzlis Briefe ſich auf die zweite der polemiſchen Schriften gegen die Gottſchedianer bezieht, die damals von dem Bunde der Zürcheriſchen Anti-Gottſchedianer in die Oeffentlichkeit gegeben werden ſollte und die Wieland ſpeciell unter der Feder hatte, auf die „Ankündigung einer Dunciade für die

[1]) Am 16. „Hornung" 1755 ſchrieb Künzli an Bodmer: „Unſer Herr Diacon [Waſer] und ich wollen Ihnen nächſtens ein paar Briefe über die [Schönaichiſche] Aeſthetik [in e. Nuß] zuſchicken, darin wir das Geheimniß der Bosheit, er in der Perſon des Scheden und ich in der Perſon des Aichen aufdecken wollen. Das mehrere hierüber mit den Briefen ſelber, der meine iſt fertig, etwa ein Bogen ſtark." Zehn Tage ſpäter meldet Künzli die Vollendung der beiden Briefe und am 9. März ſchreibt er: „Waſer fängt wirklich an, tapfer zu werden und glaubt, daß man Wielanden die Briefe von Sched und Aich zeigen und die Schreiber entdecken könne, jedoch sub fide silentii. Sie handeln demnach hierinne, wie Sie es für gut finden."

Deutſchen. Nebſt dem Verbeſſerten Hermann.“ Die ſpätere Behauptung Wielands, in einem Briefe an Zimmermann vom 24. Juni 1756, daß er zur Abfaſſung der „Ankündigung einer Dunciade“ „mehr durch Zureden und Einwirkungen Anderer, als durch ſeinen eigenen Zorn“ veranlaßt worden ſei,[1]) würde in dieſem Falle durch Künzlis Brief eine Beſtätigung erhalten.

Allein wer Wielands Briefe und Schriften aus den Jahren 1754—1756 aufmerkſam durchlieſt, wird dieſer Aeußerung Wielands gegen Zimmermann vollen Glauben kaum ſchenken und deshalb auch auf Künzlis obenangeführte Worte nicht eben viel Gewicht legen.

Wieland ſtand, beſonders ſeit Schönaichs „Aeſthetik in einer Nuß“, (die ja auch den Grandiſon hervorgerufen hat,) erſchienen war, mit vollem innern Antheil in dem Kampfe gegen die Gottſchedianer[2]) und war ein nicht ermüdender, immer angriffsbereiter

[1]) Ausg. Br. I, 191 ff. — Wieland ſpricht von der Dunciade bereits in dem Briefe an Gleim vom 9. April 1755 und in dem frühern vom 21. Januar hatte er ſie mit im Sinne. Am 24. Januar erwähnt Geßner gegen Gleim den Titel der Schrift (Br. d. Schw. I, 231. Vgl. oben). Wieland will länger als ein halbes Jahr daran geſchrieben haben. Ausg. Br. I, 192. In der That erſchien die Schrift erſt zur Michaelismeſſe 1755 (Zürch. Freim. Nachr. 1756, 159.)

[2]) Ausg. Br. v. W. I, 153 ff. In dem ſchon mehrfach citierten Briefe vom 21. Jan. 1755 ſchreibt W. an Gleim (vgl. Pröhle, Leſſing, Wieland, Heinſe, Berl. 1879, S. 222): „Seine [Schönaichs] gewaltſamen Bemühungen .... ſind zugleich Beweiſe ſeiner Unverſchämtheit und der Trägheit der Deutſchen. Iſt es möglich, daß die Gedichte des Hrn. Haller, das verlohrne Paradies, der Meſſias, ſo kaltſinnige Liebhaber haben können! Ich weiß wol, daß es gewiſſermaßen eine ungeſchmackte Arbeit iſt, wider Dunſen zu ſchreiben; aber muß man ſie denn eben unterweiſen? Sind ſie nicht ſchon genug gelehret worden? Es iſt wieder Zeit, über ſie zu ſpotten und ſie ſind völlig reif zur Züchtigung“ u. ſ. w. Eine Rec. d. „Aeſthetik in einer Nuß“ in den Z. Freim. Nachr. v. 11. Brachmonat 1755 ſagt: „Wir geben es zu, daß Bodmer und Klopſtock, noch mehr aber ihre kleinen Anhänger und unvernünftigen Verehrer, nicht durchgängig Beifall verdienen, und daß ſie Gedanken und Wörter haben, die für Dunſen ein wahrer Nonſenſe ſind, aber daß man Hallern in ihre Claſſe ſetzt, einen Dichter, der Deutſchland und allen Philoſophen Ehre bringet, den alle Vernünftige, außer den

Streiter, der nicht erſt von Andern „aufgebracht“ zu werden nöthig hatte. Man braucht nur daran zu denken, daß Wieland ſelbſt in denjenigen ſeiner Schriften aus jenen Tagen, deren eigentlicher Gegenſtand von dem Thema der Polemik gegen Gottſched weit entfernt lag, keine Gelegenheit verſäumte, den „übermüthigen kleinen Geiſtern“, den „Dunſen“ und „elenden Scribenten“, vor allem Gottſched, einen Streich zu verſetzen.

So in den noch 1755 gedruckten philoſophiſch-aeſthetiſchen Geſprächen, denen Wieland den Titel „Sympathien“ gegeben hat[1]) und die bereits am 7. Januar 1756 in den Zürcher Freimüthigen Nachrichten eine Beſprechung gefunden haben, deren Verfaſſer ſicherlich in dem Freundeskreiſe zu ſuchen iſt, von welchem die vorliegenden Blätter erzählen.

Wielands „Sympathien“ ſind freilich ſchon voll von dem eben damals in ſtärkſter Weiſe ausbrechenden Eifer des Dichters gegen die „Anakreontiker“. Aber wie manche Hiebe werden gleichwol gegen Gottſched ausgetheilt! S. 50 ſchreibt Wieland: „Laß die Worte des weiſen Griechen etwas bei dir gelten, Hedon! Die Muſen ſind nie ſchöner als wenn ſie Aufwärterinnen der Tugend ſind. Oder dein Witz werde ſo oft du ſchreiben willſt zu Waſſer, deine Feder gebe, wie G .... ds lauter Reime und platte Gedanken hervor.“ S. 109: „Ja, dieſe glücklichen Tage ſind nicht nur verſchwunden, ſondern unſre Sophiſten und Dunſe ſind ſo ſehr verblendet und von ihrer gelehrten Unwiſſenheit berauſcht, daß ſie von erleuchteten Zeiten ſchwatzen und vom Gipfel ihrer

wäſſerichten Garn [?] verſtehen und hochſchätzen, das iſt unerträglich und eine Probe des böſen Herzens ſeiner ohnmächtigen Gegner“ u. ſ. w. [Iſt dieſe Rec. von Wieland?] — Nach einem Briefe Waſers an Bodmer vom 25. Febr. 1755 beabſichtigte auch Künzli einige Briefe über „die unreife aeſthetiſche Nuß“ an Bodmer zu ſenden.

[1]) Sympathien. — As soul approaches soul. — Vignette. 1756. O. O. 158 S. in 8°. — Am 13. November 1755 ſchreibt Bodmer an Zellweger (Mſcpt. Kantonsbibl. Trogen): „Hr. Wieland hat 10 oder 12 Bogen unter dem Titel Sympathien unter der Preſſe“ und am 23. Januar 1756 Künzli an Bodmer: „Die Ankündigung der Dunciade iſt ein Muſterſtück... Die Sympathien machen Wieland Ehre für Kopf und Herz, er iſt aller Hochachtung würdig.“

aufgethürmten Bücher, deren Werth sie beim Pfund abwägen, auf die großen Genien des Alterthums mit dummer Verachtung herabsehen." S. 142: „Wie unermüdet arbeitet G.... den Geschmack zu verderben" ꝛc. In dem in den späteren Drucken der „Sympathien" weggelassenen Schlußcapitel aber beschwört Wieland den Geist Liscovs, daß er wieder hervortrete, nach der Peitsche greife und die übermüthigen kleinen Geister so lange mit der Satire züchtige, bis sie das Schreiben auf ewig verschwören. Wiewol ein kräftiger Streich gegen den „anakreontischen Sperling" Uz und seine im „Sieg des Liebesgottes" gegen die Bodmersche Patriarchen-Dichtung gerichtete Spötterei[1]) nicht fehlt, scheint doch das Schwergewicht der in dem letzten Capitel der Sympathien von Wieland erhobenen Angriffe auf die Verurtheiler des „Noah", auf die Gottschedianer fallen zu sollen.[2]) —

Ganz so hat damals Wielands Freund Martin Künzli jede Gelegenheit ergriffen, den Gottschedianern eins zu versetzen. In der Recension der Schrift: „Richtige Vorstellung der Deistischen Grundsätze in zwo Unterredungen zwischen einem Zweifler und einem Deisten" ꝛc. (Freimüthige Nachrichten vom 3. und 10. Herbstmonat 1755) ist Künzli ganz unmotivirt am Schlusse in derbster Weise gegen die „hirnlosen" Schriften der Gottschedianer, insbesondere gegen die „Aesthetik in einer Nuß" und die „Bodmerias" losgezogen: „Man weiß und kennet die ausnehmenden Verdienste der schweizerischen Kunstrichter und Poeten . . . wie viel geschickte Männer und große Poeten, die Deutschlands Zierde sind, sind in ihrer Schule groß geworden. Klopstock und Wieland sind solche, die es sich für eine Ehre rechnen, dieses öffentlich zu sagen. Allein es gehet in der gelehrten Welt wie in der Religion, da heißt es, wo Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Capelle. Der

[1]) S. d. Ende des dritten Buches im Sieg des Liebesgottes und den 1754 geschriebenen Brief an Hofrath Christ. Uz, Sämmtl. Poet. Werke, Leipzig 1768, II, 196 ff. u. 304 ff.

[2]) Siehe das Schlußcapitel der Sympathien in der Fassung der Ausgabe von 1756, die in den neuern Ausgaben von Wielands Werken nirgends widerholt ist, unten Anhang III.

Neid hat mitten in Deutschland eine Secte ausgeheckt, deren einziges Werk ist, die Verdienste dieser Männer zu verkleinern, ihrer zu spotten, sie lächerlich zu machen, und nur nicht gar zu verlästern. Allein man lese ihre hirnlosen Schriften, es sind wirkliche Mißgeburten poetischer Freigeister, die aber nur eine Loch-Größe haben, denn jemehr sie an Verstand und Tugend abnehmen, um so höher werden sie in ihrer Art gehalten und um so mehrere Schriften kriechen aus ihnen heraus." Nachdem Künzli Reichels „Bodmerias" und die „Aesthetik in einer Nuß" namhaft gemacht hat, fährt er fort: „Wie dumm und boshaft diese Schriften seyen, ist daraus offenbar, daß ich hiermit öffentlich behaupten darf, ohne daß ich zu förchten habe, daß mir ein einziger rechtschafner Mann es widersprechen werde: ein jeder, der Verstand und Tugend besitzt, würde es als eine Verkleinerung, ja nur nicht als eine Pasquill ansehen, wenn man ihn für den Verfasser dieser Schriften ausgäbe; der Herr Gottsched selbst schämet sich dieser Schriften, und daher suchet er es von sich abzulehnen, daß man den Verdacht auf ihn fallen lasse, als ob er an denselben einigen Antheil habe. Ja, es ist ganz wahrscheinlich, daß sich der Verfasser selber derselben schäme, denn er würde dem gewiß schlechten Dank wissen, der ihn mit Namen entdeckte, eben wie ein unehliches Kind nur seines Vaters Schande aufdeckt, wenn er als desselben Vater offenbar wird" u. s. w.

In einem Briefe vom 17. October 1755 hat J. H. Schinz in Altstetten an Bodmer geschrieben, daß diese Worte von Martin Künzli herrühren.[1])

Doch es ist wahr, die geistige Thätigkeit Wielands war damals auch andern Gegenständen zugewendet und diesen gehörte gewiß das tiefere Interesse des Dichters.

In der von Bodmer herausgegebenen Wochenschrift „Das Angenehme mit dem Nützlichen" hat Wieland am 21. und

[1]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 456.

28. April 1755 (im sechszehenden und siebenzehenden Stück[1]) das „Gespräch des Socrates mit Timoclea von der scheinbaren und wahren Schönheit" veröffentlicht. Und etwas später erschienen seine „Betrachtungen über den Menschen, nebst einer allegorischen Geschichte der menschlichen Seele"[2]), das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen" ward „aufgesetzt";[3]) nicht lange nachher sind auch die in Prosa geschriebenen, doch erst im folgenden Jahre, 1756, in Druck gegebenen Hymnen „auf die Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes" entworfen worden, „bey Anlaß des schröcklichen Gerichtes über Lissabon".[4]) Alles religiös-philosophische Betrachtungen und Schwärmereien, deren Sphäre weit über der litterarischer Tagesstreitigkeiten lag.

Aber in alle diese Betrachtungen und Schwärmereien spielen die poetischen Namen der älteren und jüngeren Freundinnen, mit denen Wieland damals in Verkehr stand. Es ist bekannt, welchen Einfluß die beiden Damen Grebel auf den jungen Schriftsteller hatten: die fromme Frau Amtmann Grebel, geborene Meyer von Knonau, der zu Liebe Wieland die „Psalmen" schrieb,[5]) und die feurige, heitre Frau Gerichtsschreiber Grebel, geborene Lochmann, die als Arete-Eulalia in den „Sympathien" erscheint. Neben diesen Frauen standen die Mädchen „Melissa" Schultheß und Elisabeth Meyer von Knonau. Daß diese letztere in Wielands „Sympathien" als Cyane erscheint und daß

[1]) Das Angenehme mit dem Nüzlichen. Eine moralische Wochenschrift. Erster Band. Zürich bey Conrad Orell und Comp. 1756. 8°. S. 120 ff.

[2]) Zürich, bey David Geßner 1755, 4°. Das „Gesicht des Mirza" ist Seite 35—48 dieser Schrift als eine Art Anhang gedruckt. Rec. in d. Freim. Nachr. v. 24. März 1756. Vgl. oben S. 71 Anm. 1.

[3]) Siehe den Vorbericht zu diesem Stück auf S. 157/8 der Sammlung prosaischer Schriften des Hrn. Wieland, Zür. 1763.

[4]) Hymnen auf die Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes. Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1756. kl. 4°. 56 S. Freim. Nachr. v. 15. Augstmonat 1759. Ausg. Br. v. Wieland I, 203.

[5]) Die später den Titel „Empfindungen eines Christen" führenden religiösen Ergüsse, die 1757 zuerst gedruckt und mit der bekannten Zuschrift an den Hofprediger Sack eingeleitet wurden. S. u.

ihrer und ihrer Familie noch in der viel später erschienenen Wielandschen Schrift „Euthanasia“ in eigenthümlicher Weise gedacht wird, haben neuere Forschungen deutlich ans Licht gestellt, wenn schon gerade über Wielands Verhältniß zu Cyane und deren Einwirkung auf seine Dichtung noch keineswegs alle Notizen gesammelt sind.[1])

Aber zu dem Kreise von Freundinnen, aus denen Wielands Zürcher „Serail“ bestand, gehören auch noch andere Gestalten. Es soll hier freilich der schwierige Versuch nicht widerholt werden, die fortwährend widerkehrenden und fortwährend wechselnden weiblichen Namen aus Wielands Dichtungen auf bestimmte Individuen zurückzuführen und bei denselben festzuhalten. Dennoch dürfte es

---

[1]) Am 30. Juli 1755 schreibt Bodmer an Heß (J. Zehnder-Stadlin, 520) über Wieland: „Er [Wieland] hat sich ziemlich in sein Cabinet eingesperrt, wo er stark beschäftiget ist, vornehmlich mit Verfassung des Lebens seiner Serena, wovon er schon den ersten Tom vollendet hat. Es sollen noch dreie folgen und Sachen enthalten, von denen er uns bisher Geheimniß gemacht hat. So sagt er und füget hinzu, daß er sich dadurch an uns versündiget habe. — Dieses Werk ist die Frucht einer neuen Freundschaft mit einem Mädchen, für welches er so arbeitet. . . . Wir haben aber noch nichts davon gesehen; das Mädchen, dem er das Leben der Serena zum Vorbild vorleget, ist die Jungfer Meyerinn von Weiningen, die ältere Tochter des Jkr. Meyer. Sie hat wirklich den ersten Tom in ihren Händen. Er ist ein Paar Tage in Weiningen gewesen und hat einen Morgen mit dem Junker nach Hasen gejagt. Er ist sehr fromm und christlich geworden: die Frau Rathsherr Meyer ist auf dem Sterbebette, wo sie ganz gelassen voller philosophischer Großmuth dem Könige des Schreckens entgegensieht. Hr. Wieland hat ihr in diesen Umständen einen Brief geschickt, den sie noch mit eigenen Augen gelesen und neuen Trost, neue Stärke daraus geschöpft hat. Ich habe diesen Brief nicht gesehen, aber ich vernahm so viel davon, daß ich ihn für vortrefflich halte. Dieser Einfall dünkt mich überaus geschickt, ihm die Häuser der Familie gewogen zu machen.“ Diese merkwürdige Stelle ist von W. Scherer in seiner Studie über Wielands Zürcher Freundinnen (Rec. v. Bodemanns Bondeli, Anz. f. d. Alterth. u. d. Litt. 1, 24 ff.) wie auch in den mit Gerold Meyer v. Knonau verfaßten Aufsatze: Wieland u. Meyer v. Knonau (Zeitschr. f. d. Alterth. u. d. Litt., Bd. XX, 355 ff.) ganz übersehen worden. Auch in seiner Schrift „Aus einer Zürcherischen Familienchronik. Frauenfeld 1884“ hat sie G. Meyer v. K. nirgends erwähnt. Ueber die Geschichte einer Serena spricht Wieland auch in einem Briefe vom 5. Dec. 1758 an Zimmermann, Ausg. Br. I, 320.

keinem Leſer der unten folgenden Briefe Wielands an die Geſchwiſter Künzli zweifelhaft ſein, daß Regula Künzli, wie Wieland es auch in dem Briefe an ſie vom 20. Oct. 1757 ſelber ausſpricht, in die Damen jenes „Serails“ einzureihen iſt.

Regula Künzli ſtand im Januar 1757, als Wieland ſeinem Freunde Zimmermann in Brugg die bekannte Schilderung der Freundinnen macht, mit denen er einigen Umgang habe und die „alle über vierzig Jahre alt“ ſeien,[1]) am Ende ihres neunundbreißigſten Lebensjahres. Auf ſie würde demnach die von Wieland gegebene Altersbezeichnung wenigſtens weit beſſer als auf die damals erſt wenig über zwanzig Jahre zählende Cyane, die in demſelben Briefe erwähnt wird, paſſen, wenn jene Altersbezeichnung überhaupt auf die im weiteren Verlauf ſeines Briefes erwähnten Damen bezogen werden müßte. Aber ſchon mit der Erwähnung Cyanens ſcheint Wieland in dem Berichte jenes Briefes auf andere, als die in Zürich ſelbſt wohnenden ſeiner Freundinnen überzugehen, und bei der Erwähnung der in Weiningen wohnenden Freundin Cyane kam ihm nun wol auch die Anſpielung an die in Winterthur wohnende in die Feder: „Noch eine meiner liebſten Freundinnen iſt ein ſatyriſcher Kopf, eine halbe Philoſophin, ein thinker, ein naſeweiſes, ſpitzfündiges Geſchöpf, das ſich ſehr geſchickt albern ſtellen kann, um einem jeden Andern ſeine Thorheit zu inſinuiren.“ Da Wieland gerade im Januar 1757 von liebender Schwärmerei für Regula Künzli ergriffen war, ſo iſt es kaum denkbar, daß er ihrer bei der Aufzählung ſeiner Freundinnen in dem Briefe an Zimmermann nicht gedacht habe. Und da ein philoſophiſcher und ſatiriſcher Zug in der Künzli'ſchen Familie durch Martin Künzli hinreichend erwieſen iſt, ſo wird es, beſſere Belehrung vorbehalten, einſtweilen geſtattet ſein, die oben angeführte Characteriſtik des „thinkers“ auf Wielands Freundin Regula Künzli zu beziehen.

Regula Künzli war, wie ſchon geſagt iſt, eine Freundin der beiden Damen Grebel in Zürich. Sie verweilte, oft längere Zeit,

---

[1]) Ausg. Br. I, 239.

im Hause der einen wie der andern in Zürich. Und sie empfieng von der einen wie von der andern Besuche in Winterthur.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Wieland Regulas nähere Bekanntschaft während eines Besuches der einen der Damen Grebel im Künzli'schen Hause zu Winterthur, 1754, gemacht.[1])

Es fehlte aber auch in den folgenden Jahren Wieland nicht an Gelegenheit, die Bekanntschaft mit Regula fortzusetzen, das freundschaftliche Verhältniß fester zu begründen. Solche Gelegenheit boten einerseits die Besuche Regulas bei ihren Freundinnen in Zürich, andrerseits die Ausflüge Bodmers nach Winterthur (resp. Trogen), auf welche ihn seine Zürcher Freunde jeweilen begleiteten oder von welchen sie ihn abholten.

Zwar auf jene Reise, die Bodmer mit Breitinger und Heß im Sommer 1755 nach Winterthur und Trogen unternahm, und von welcher wir durch verschiedne Schreiben von Heß unterrichtet sind,[2]) ist Wieland, wie wir von ihm selber wissen, nicht mit gegangen[3]) und es fehlen auch die Zeugnisse über eine sonstige Begegnung mit Regula in dem genannten Sommer.

Aber sicher ist, daß der folgende Sommer, des Jahres 1756 Wieland aufs Neue mit der Winterthurer Freundin zusammen-

[1]) S. oben S. 67.

[2]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 519. 520. Heß schrieb an Bodmer am 6. Juni 1755 (Mscr. Stadtbibl. Zürich): Er habe sich nach einer Kutsche umgesehen, die von Winterthur nach St. Gallen fahre, eine solche mit 4 Pferden koste 4 fl. und in einem Tage fahre man hin. „Hr. Provisor Künzli hätte nicht wenig Lust, unsere vorhabende Reise von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Er wird sich aber doch schwerlich durch alle ihm im Wege liegenden Hindernisse durchhelfen können" 2c. An Zellweger schrieb Bodmer (Mscr. Trogen) am 6. Mai 1755: „Hr. Heß v. Reftenbach wird mit uns bis St. Gallen reisen und uns auch in Trogen ein paar Tage Gesellschaft halten. Bei Wielanden ist alle Lockung deshalb verloren, er kann sich nicht aus dem lächelnden Angesicht seiner Dame entfernen. Vor zwei Jahren hätte er lieber einen Finger verloren, als daß er nicht mit B. und B. eine solche Lustreise gemacht hätte. Ich fürchte oft, er scheue die Reisekosten, wir hätten ihn aber sehr sublevirt."

[3]) S. den von Wieland an Zellweger, Bodmer, Breitinger und Heß gemeinschaftlich gerichteten Brief v. 5. Juli 1755, unten Anhang IV, 2.

führte. Dies Mal nicht in Winterthur selbst, wo Wieland mit Breitinger den mehrere Tage daselbst weilenden Bodmer abholte, sondern in Zürich, wo Regula zum Besuche der kranken Frau Gerichtsschreiber Grebel verweilte.[1])

Und so erklärt es sich denn wol auch aus diesen Zeugnissen hinreichend, daß bereits im Herbst 1756, wie der erste der uns erhaltenen Briefe Wielands an Regula vom 17. September bezeugt, das Verhältniß Beider zu heiterster Vertraulichkeit gediehen war.[2])

[1]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 375: Bodmer an Zellweger, den 5. Aug. 1756: „Ich habe acht angenehme Tage in Winterthur zugebracht ... Hr. Canon. Breitinger und Hr. Wieland haben mich von da wieder abgeholt. Wir haben mit unsern Freunden in Winterthur die Süßigkeit des vertraulichsten Umgangs genossen" 2c. Ein bisher unbekannter und undatierter Brief Wielands an Bodmer, in dem von Regula Künzlis Aufenthalt in Zürich die Rede ist, wird durch den Bodmerschen bestimmbar. Der Wielandsche lautet: Wieland an Bodmer. [Original Stadtbibl. Zürich. Ungedruckt.]

[Ohne Datum.] Montag 2 Uhr.

Hochzuverehrender Herr!
Theuerster Freund!

Ich kann dieses Mal Ihrer Gütigkeit gegen mich nur durch meine Empfindung antworten. — Der Bote eilet. — Ich komme den Augenblick von Hrn. Canonicus. Er hat endlich obgleich nicht ohne innern Kampf nachgegeben. Künftigen Mittwoch werde ich das Vergnügen haben, Ihn unsern wertheſten Freunden zu überbringen. Belieben Sie Hr. Provisor dieses zu melden; aber zu wem er gehen wird, weiß ich noch nicht. Unsre Umstände erlauben uns nicht länger als 3 Tage draußen zu seyn. Samstag Morgens reisen wir wieder ab; wir wären sonst nicht schon Mittwochens gekommen. Gestern Abend habe ich mit der Frau Professorin einen Spatziergang auf den Schantzen gemacht; ich werde sie noch vor meiner Abreise sehen.

Die Frau Gerichtsschreiberin ist, wie wir hoffen, auf dem Wege der Genesung, aber es geht langsam und ihre Jgfr. Künzli wird noch länger hier bleiben.

Die Frau Amtm. dankt Ihnen ergebenst für Ihr gütiges Andenken.

Ich grüße nebst allen Freunden besonders Ihre beyden Frauen Schwestern.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, und haben Sie Dank für Ihre zärtliche Liebe zu

Ihrem
gehorsamsten und verbundensten Wieland.

[2]) Siehe die unten folgenden Briefe Wielands an M. und R. Künzli.

Regula Künzli war damals mit der genesenden Frau Gerichtsschreiber Grebel in den Bädern zu Baden im Aargau.

Wieland rühmt die liebreiche Aufnahme, die ihm bei einem Besuch in Baden, (wahrscheinlich wenige Tage zuvor,) von Seite der Freundin zu Theil geworden sei und bittet „die Grausame" in scherzhaft-zärtlichen Worten um Nachricht von ihrem Befinden.

Wie trefflich characterisirt der neckische Ton des ersten Briefes den liebenswürdigen Schalk, der ihn geschrieben!

Aber bereits im Januar 1757 bekennt sich der lustige Correspondent des verwichenen Jahres als Regulas platonischen Liebhaber.[1]) Er will die kunstlose Sprache mit Regula reden, an die sie beide durch mündlichen Umgang gewöhnt worden seien. Er hat das Versprechen von Regula erhalten, daß sie ihm schreiben werde. Was aber das Wichtigste ist, er kündigt Regula, der er von seinen schriftstellerischen Plänen mündliche Mittheilung gemacht, das Manuscript von „Araspes und Panthea" an, dieselbe „comische Tragoedie", über deren eigenthümliche und leidenschaftliche Weiterführung[2]) er am 23. October Regulas Bruder gegenüber sich verantworten zu müssen glaubte und auf deren erste Gestaltung Wielands Verhältniß zu Regula Künzli wol nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Im Sommer 1757 fand eine neue persönliche Begegnung Wielands mit Regula statt. Von Geßner und Wieland begleitet, waren Bodmer und Breitinger Ende Juli und Anfang August,

---

[1]) S. unten den Brief Ws. an Regula vom 26. Januar 1757.

[2]) Ueber die ursprüngliche Fassung von „Araspes und Panthea" hat Julie Bondeli berichtet: „Il en est arrivé de même à un très beau tableau dangereux quoique décent, d'Araspes; nous étions seuls dans une allée; il lisait haut; je fus tout ensemble émue du tableau et choquée de ce que lui l'avait fait. „Souffler pour le froid et pour le chaud" dis-je avec je ne scais quel visage; il mit le manuscrit en poche, n'en parla plus et quand le livre fût imprimé je cherchai vainement le tableau et me gardai bien de lui en faire de reproches ou remerciments." Bodemann, Julie Bondeli, Hannover 1874, S. 283. Der Brief Wielands an Martin Künzli vom 23. October 1757 ist der einzige der von Wielands Briefen an die Geschwister Künzli gerichteten, der, wenigstens fragmentarisch, bisher bekannt geworden ist. Ausg. Br. I, 242.

während 14 Tagen, bei Zellweger in Trogen gewesen. Es war allem Anschein nach jene lustige Fahrt, auf welcher die Reisenden, beim Stadtschreiber Zörnli in St. Gallen zu Gaste,[1]) an der köstlichen Laune Künzlis und Wasers und an jener Erzählung des Ersteren von seiner Pariser Reise sich ergötzten: wie Künzli, beim Eintritt in die Stadt um seinen Namen befragt, denselben immer wieder in gut Winterthurerischer Aussprache widerholte, der Franzose aber ihn nie so schreiben konnte.[2]) Als die Reisenden zu Winterthur wieder angelangt waren, richtete Wieland in seinem eigenen Namen wie in dem Breitingers, Bodmers und Geßners am 4. August ein Dankschreiben an Zellweger, in welchem er sich

[1]) Ueber den seiner Zeit vielgenannten geistreichen, aber frivolen Georg Zörnli, (geb. 1705, Hauslehrer in der Familie v. Bonstetten in Bern 1726, Stadtschreiber in St. Gallen 1754,) der 1762 wegen ungetreuer Cassaführung hingerichtet wurde, sei auf die folgende Schrift verwiesen, auf welche den Verf. vorliegender Zeilen Hr. Archivar Dr. Strickler in Bern aufmerksam machte und die ihm Hr. Prof. Dierauer in St. Gallen gütigst zustellte: Der Stadtschreiber Zörnlin v. St. Gallen und sein Proceß. . . . Von J. J. Bernet. Aus den Schweizerblättern besonders abgedruckt. St. Gallen gedruckt und zu haben im Bureau des Freimüthigen. [1832.] 22 S. 8°. — Auf Zörnli soll sich die Stelle in J. G. Zimmermanns Buch „Vom Nationalstolz" Cap. 15 beziehen: „Darum sagte auch einst ein Bauer aus dem Canton Appenzell meinem lieben Doctor Hirzel, die Einwohner einer gewissen republikanischen Stadt haben einem ihrer Mitbürger nur deswegen den Kopf abhauen lassen, weil er ihr einziger Kopf war." Vgl. Reichsanzeiger 1803, Nr. 343.

[2]) Vgl. oben S. 36 ff. Nach den unten Anhang IV mitgetheilten Briefen Wielands an Zellweger hatte Wieland auch im Jahre 1755 die persönliche Bekanntschaft Zellwegers und einen Besuch bei ihm noch nicht gemacht, daher auch schwerlich einen Besuch in St. Gallen. Aus diesem Grunde wird die in Böttigers Erzählung berichtete Zusammenkunft Wielands mit seinen Freunden in das Jahr 1757 zu setzen sein. — Wahrscheinlich ist auf den hier bezeichneten Zeitpunct auch die folgende Notiz bei Böttiger, Litt. Zustände u. Zeitgen. Lpz. 1838, I, 158 zurückzuführen: „Wieland fühlt sich immer verjüngt, wenn er von seinen Jugendwanderungen in der Schweiz, besonders im Appenzeller Lande, spricht. Einmal befand er sich mitten unter solchen eingefleischten Appenzellern. Da gab ihm einer das Rätsel auf: Wer war der Vater der Kinder Zebedäi. Wieland zerbrach sich vergeblich den Kopf über die Auflösung und bereitete dem Frager einen seligen Geistestriumph."

und seine Reisegefährten glücklich pries, in der förenen Hütte des weisen Philocles, „die alle goldnen Palläste in unsern Augen auslöschet," vierzehn glückliche Tage verbracht zu haben.[1]) Sechs Tage später, am 10. August, schrieb Wieland von Zürich aus an Martin Künzli und erwähnte dankbar, wie glücklich er im Künzlischen Hause zu Winterthur gewesen sei.

Bei diesem Besuche Wielands bei Künzli und seinen Schwestern war über einen nächsten Aufenthalt Regulas in Zürich mündlich verhandelt worden. Alsbald nach Wielands Rückkehr nach Zürich empfieng Martin Künzli die förmliche Einladung seiner Schwester in das Amtmann Grebelsche Haus in einem Schreiben Wielands. Und Regula hat an Wieland selber die Antwort geschrieben, daß sie kommen werde. „Wie einst über den ersten Kuß seiner Sophie," war Wieland über Regulas ersten Brief entzückt. Im September war die Geliebte in Zürich und verlängerte ihren Aufenthalt sogar über die anfänglich bestimmte Zeit hinaus. Das Verhältniß Wielands zu der liebenswürdigen und geistvollen Winterthurerin stand damals zweifellos auf seinem Höhepunct: Wieland macht Regula zur Vertrauten seines Verhältnisses zu seiner ehemaligen Herzenskönigin Sophie, mit der die Correspondenz eben damals wieder auflebte; er hegte sofort nach Regulas Abreise die Hoffnung auf Widerholung ihres Besuches im kommenden Frühling.[2])

[1]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 627. In dem in der Kantonsbibliothek zu Trogen unter der Correspondenz Dr. L. Zellwegers aufbewahrten Originalbriefe Wielands an Zellweger sind die Namen der Freunde, für welche Wieland die Feder zu seinem Dankschreiben ergriff, nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet: Br..., Bo.., G..., W... — Es sei hier erlaubt zu bemerken, daß auch der bei Zehnder-Stadlin, Pest. I, 628/9 abgedruckte Brief Wielands an Zellweger vom 9. Febr. 1758 nicht ganz dem Originale entsprechend wiedergegeben ist. Das S. 629 als „unleserlich" bezeichnete Wort heißt Καλοκαγαθία, neben ex ungue leonem fehlt „oder ex auricula as . . . .". Der Schluß lautet: „Meines Theuersten Herrn und Freundes gehorsamster und verbundenster Diener Wieland. P. S. Seien Sie so gütig, mich Dero geehrtesten Herrn Brüdern, Frauen Nieces, Herren Neveux und andern werthen Freunden, die sich meiner erinnern, zu empfehlen und sie meines hochachtungsvollen Andenkens zu versichern."

[2]) S. unten die Briefe Wielands an Regula vom 20. Oct. 1757 und an Martin vom 20. Sept. Nach dem letztern Briefe übersendete Wieland dem Provisor eine Anzahl „am letzten Bettag verfaßter" Verse, gereimte Alexandriner!?

Wir wissen nicht, ob Regula Künzli im Frühling 1758 wieder nach Zürich kam, aber wir wissen, daß Wieland im Sommer genannten Jahres in Winterthur war, die Aufführung seines Dramas Johanna Gray durch die Ackermannsche Gesellschaft, die der siebenjährige Krieg in die Schweiz getrieben und die bereits in Zürich unter großem Beifall gespielt hatte, aufführen zu sehen. Die Aufführung fand am 20. Juli statt. Wieland, über dessen bevorstehende Ankunft in Winterthur Martin Künzli bereits am 5. Juli an Bodmer seine Freude geäußert hatte, wohnte bei seinem Freunde Wolfgang Dietrich Sulzer. Dieser letztere hat an seinen Vetter, J. G. Sulzer in Berlin, berichtet, daß Frau Ackermann in der Person der Johanna das Publicum in das süßeste Entzücken versetzt und allen Zuschauern, unter denen selbst achtzigjährige graue „Häupter der Stadt", häufige Thränen entlockt habe.[1]) Sollten Martin und Regula Künzli nicht unter den Zuschauern dieser Vorstellung und das dargestellte Stück nicht Gegenstand des Gespräches zwischen dem Dichter und seiner Freundin gewesen sein?

Man darf aus den vorstehenden Notizen auf eine Fortdauer des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Wieland und Regula Künzli sicherlich schließen. Ja, wenn der eine der in vorliegendem Buche zum Druck gebrachten undatierten Briefe an Regula wirklich, wie wir glauben annehmen zu dürfen, dem Jahre 1758 angehört,[2]) so bestand das Verhältniß wol auch unverändert fort. Die widerholte Einladung Wielands an die Freundin zu einem

---

[1]) Briefe von W. D. Sulzer, S. 22. Vgl. Ausg. Br. I, 207 (der daselbst gedruckte Brief ist irrthümlich in das Jahr 1756 gesetzt.) An die Aufführung der Johanna Gray durch die Ackermann hat Wieland selbst noch nach langen Jahren mit Freude zurückgedacht. Er schreibt 1798 in einer Anmerkung zu seinem Stücke in der Ausgabe der Sämtlichen Werke Supplem. IV, 314: „Der Verf. erinnert sich noch immer und rechnet es unter die süßesten Erinnerungen aus seiner Jugend, mit welcher Gefühl, welcher Innigkeit, welcher ganz Natur scheinenden Kunst Madam Ackermann, die würdige Mutter unsres großen Schröders . . . die ganze Rolle der Johanna und besonders die letzte Scene . . . durch ihre zuletzt bis zur täuschendsten Begeisterung steigende Declamation und Action darstellte."

[2]) S. unten, Briefe an Regula, Nr. 12.

Besuch in Zürich, der Vorschlag, sie in Winterthur abzuholen, die Bitte um Besorgung eines Sommerkleides, überhaupt der ganze Ton des Briefes an Regula scheinen auf ungestörte Vertraulichkeit des gegenseitigen Verhältnisses schließen zu lassen.

Ob aber Regula Künzli dieser neuen Einladung Folge geleistet hat? Aus den noch folgenden Briefen Wielands an Regulas Bruder ist nicht zu entnehmen, daß dem so war. Ja, Wieland selbst ist allem Anschein nach seit dem Sommer 1758, vor seiner Abreise nach Bern, nicht wieder nach Winterthur gekommen. Den, wie es scheint, auf Künzlis Einladung hin, versprochenen Abschiedsbesuch in Winterthur hat er nicht gemacht.[1]) Ob wirklich allein der Mangel an Zeit, den Wieland als Ursache seines Ausbleibens gegen Künzli, (wie auch später gegen Iselin in Basel,) [2]) geltend macht, die Ursache war?

Es scheint unmöglich, nicht an andre Ursachen zu denken. Hält man die Thatsache, daß Wieland 1759 ohne persönlichen Abschied von seinen Winterthurer Freunden Zürich verließ und daß er auch von Regula nur in einem Briefe an deren Bruder Abschied nahm, damit zusammen, daß gerade im Frühjahr 1759 Künzli über Wielands Character und Benehmen in wenig günstigem Sinne an Bodmer geschrieben hat,[3]) sowie damit, daß Wieland auch später, bei seiner Rückkehr von Bern nach Biberach, durch Winterthur reiste, ohne Künzli zu sehen,[4]) so kann man den Gedanken wol kaum unterdrücken, daß eben in der letzten Zeit von Wielands Aufenthalt in Zürich eine entschiedene Aenderung in seinem Verhältniß zu den Geschwistern Künzli eingetreten sei.

Ob diese Aenderung mit Wielands unten zu schildernder Haltung in seiner Polemik gegen Uz zusammenhängt? Ob sie in dem Benehmen Wielands gegen die Damen seines Kreises ihren

---

[1]) S. die Briefe an Künzli v. 4. Mai u. 5. Juni 1759.

[2]) Archiv für Litteraturgeschichte XIII, 197.

[3]) S. unten Künzlis Schreiben an Bodmer vom 2. April 1759: „Wir glaubten, er denke an seine Abreise, die man auch im Amthause nicht ungern sehen würde. Ich förchte, er komme je länger er in Zürich bleibe, um so tiefer herunter" u. s. w.

[4]) S. unten.

Grund hat? Ob vielleicht schon die Ausführung von „Araspes und Panthea", wegen welcher Dichtung Wieland den Tadel Martin Künzlis erfuhr, den ersten Grund zu einer Störung des Verhältnisses legte?

Es ist nicht möglich, auf diese sich aufdrängenden Fragen Antwort zu geben.

Genug, daß aus den Briefen Wielands an Regula Künzli erhellt, daß unter den vielen Frauengestalten, die den Dichter in der Zeit seines Zürcher Aufenthaltes umschwebten, die liebenswürdige und kluge Winterthurerin keine unbedeutende Stelle einnimmt und daß auch an eine der wichtigsten Schriften aus Wielands erster schriftstellerischer Periode, an „Araspes und Panthea" kaum mehr wird gedacht werden können, ohne derjenigen einen gewissen Antheil auf die Gestaltung der Schrift zuzuerkennen, für welche der Dichter zuerst das Manuscript der Dichtung bestimmt hatte.[1])

So wichtig die Briefe Wielands an Regula Künzli sein mögen, nicht minder wichtig sind diejenigen, die der Dichter an Regulas Bruder Martin Künzli geschrieben hat. Auch aus diesen (mit dem Jahre 1757 beginnenden) Briefen ist neuer Aufschluß über Wielands schriftstellerische Thätigkeit gekommen, ja eine bisher gänzlich in Verborgenheit gebliebene Schrift Wielands gelangt durch die Einsicht in diese Briefe zur Kenntniß der Nachwelt.

Es ist aus der Geschichte Lessings bekannt, daß die Academie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1753 eine Preisaufgabe öffentlich ausgeschrieben hatte des Inhalts: „Untersuchung des Systemes des Pope, welches in dem Satze: „Alles ist gut" enthalten ist." Es sollte bei der Bearbeitung dieser Aufgabe darauf ankommen 1) den wahren Sinn dieses Satzes, der Hypothese des Verfassers gemäß, zu bestimmen, 2) diesen Satz mit dem Systeme des Optimismus, oder der Wahl des Besten zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Unterschied desselben anzugeben, 3) die

[1]) Im Druck erschien „Araspes und Panthea" bekanntlich erst 1760.

Gründe anzugeben, welche für die beſten gehalten werden können, jenes Syſtem zu bekräftigen oder zu vernichten.[1])

Schon längſt iſt auch bekannt, daß dieſe Preisaufgabe von Maupertuis, dem Präſidenten der Berliner Academie, in der entſchiedenen Abſicht geſtellt ward, der Leibnitziſchen Philoſophie, deren Gegner Maupertuis war, (freilich ohne ſie gründlich zu kennen,) entgegen zu wirken und insbeſondere den ſogen. Optimismus des Leibnitz, den Satz von der „beſten Welt", zu entkräften.

Aber in den Darſtellungen des Lebens Leſſings, in denen gewöhnlich von dieſer Berliner Preisaufgabe die Rede iſt, wird meiſt nur von der Thorheit geſprochen, deren die Academie, indem ſie überhaupt eine ſolche Aufgabe geſtellt, ſich ſchuldig gemacht habe, ſowie von der Züchtigung, die Leſſing und Mendelsſohn in der Schrift: „Pope, ein Metaphyſiker!" der Academie öffentlich zu Theil werden ließen.[2]) Von den Bewerbern um den Preis, von den näheren Umſtänden, unter denen die Preisertheilung geſchah und von den litterariſchen Folgen derſelben iſt bisher noch wenig die Rede geweſen.

Die Zahl der Bewerber um den von der Berliner Academie gebotenen Preis, der fünfzig Ducaten betrug und der im Sommer 1755 ertheilt werden ſollte, ſcheint keine ganz geringe geweſen. Acht Preisſchriften ſcheinen eingelaufen zu ſein.[3]) Unter dieſen Schriften war eine von Martin Künzli.

[1]) Auszug aus den Protokollen der Academie zu Berlin (durch Güte der Herren Prof. Tobler und Dr. Kunſtmann in Berlin):

„MDCLIII. Assemblée publique du Jeudi 7 Juin.

. . La question proposée pour le prix de 1755 a été enonçée en ces termes: On demande l'Examen du Système de Pope contenu dans la Proposition: *Tout est bien.*

Il s'agit: 1. de déterminer le vrai sens de cette Proposition conformément à l'hypothese de son Auteur. 2. de la comparer avec le système de l'Optimisme, ou du choix du meilleur, pour en marquer les rapports et les différences. 3. enfin d'alléguer les raisons qu'on croit les plus propres à confirmer ou à détruire ce Système."

Vgl. unten Anhang V.

[2]) Danzel, Gottſched u. ſ. Zeit, S. 60 ff. Danzel-Guhrauer, G. E. Leſſing, I², 272 ff. Wieland, Ausg. Br. I, 209.

[3]) Siehe unten Anhang V.

Künzli scheint auf J. G. Sulzers Antrieb die Bearbeitung der Preisfrage unternommen zu haben. Vielleicht hat Sulzer bereits während Künzlis Anwesenheit in Berlin dem Freunde von der damals schon gestellten Aufgabe gesprochen. Wenigstens finden sich in Sulzers Briefen an Künzli widerholte Mahnungen, die Arbeit nicht zu vergessen. So heißt es in einem Briefe vom 10. Aug. 1754 an Künzli: „Sie werden doch nicht vergessen, für unsern Preis de optimismo zu arbeiten.“ Und am 22. September 1754 schreibt Sulzer: „Ich kann noch nicht lassen, Sie zu ermahnen, für unsern Preis zu arbeiten, ob es gleich etwas später ist, indem die Schriften nur bis auf den ersten Januar des folgenden Jahres angenommen werden. Sie können lateinisch oder deutsch schreiben und Sie müssen dabey bedenken, daß ich einer von Ihren Richtern bin, daß wenigstens 3 Viertel von ihren Richtern eben die Principia haben, die Sie unfehlbar auch haben. Ich kann es Ihnen sub rosa wol sagen: Heinius, Formey, Merian und ich machen eigentlich die ganze Classe der Philosophen bei der Academie aus.[1]) Die zwei erstern sind geschworne Leibnitzianer, Merian kann allein nichts machen,“ ꝛc. ꝛc.

„Was die Sache selbst anbelangt, so dünkt mich, würde es darauf ankommen, daß man zeigte, daß Popens Spruch niemals kann wahr seyn, als wenn man Leibnitzens Systema voraussetzt. Dieses aber müßte in ein volles Licht gesetzt und mit möglichster Deutlichkeit vorgetragen und bewiesen werden. Es lassen sich immer theils neue Gründe anbringen, theils alte in einem neuen Licht vorstellen. Aber dieses alles wissen Sie so gut und besser, als ich es Ihnen sagen kann.“ . . .

Auf solche Aufforderungen hin sandte Künzli seine Arbeit an die Berliner Academie ein. Sie trug das Motto: Παντα δοκιμαζετε, το καλον κατεχετε und ist später, 1755, in Recueil pour

[1]) Ueber die hier genannten Mitglieder der Academie J. Th. Hein[ius], geb. 1688 zu Cassel, J. Bernh. Merian, geb. 1723 zu Liestal, Ctn. Basel, u. Sam. Formey, geb. 1711 zu Berlin, vgl. Histoire philosophique de l'Académie de Prusse depuis Leibnitz jusqu'à Schelling etc. par Christian Bartholmess, Paris 1850 ff. II, 118 ff., 32 ff., I, 361 ff.

le Prix de l'Académie gedruckt worden.[1]) Es bedarf keiner weitern Ausführung, in welchem Sinne Künzlis, des Leibnitzianers, Abhandlung gehalten war.

Sulzer hatte Künzli entschieden Hoffnung gemacht, daß er den Preis erhalten werde: „In 4 Wochen," schrieb er an Künzli am 3. May 1755, „soll unser Preis ausgetheilt werden. Ich will Ihnen noch keine gewisse Hoffnung dazu machen. Aber es ist wahrscheinlich, daß Sie ihn bekommen werden, und zwar von Rechtswegen. Ich bin nur noch über einen Punct mit dem Dr. Heinius nicht eines, der eine andre Schrift ebenso schön, als die ihrige, findet. So viel ist gewiß, daß nur 3 in Betrachtung gekommen sind, darunter die ihrige ist."

Aber gleichwol hat Martin Künzli den Preis nicht erhalten.

In den Zürcher „Freimüthigen Nachrichten" vom 26. Wintermonat 1755 ist über die Sitzung der Berliner Academie, in welcher die Preisvertheilung stattfand, folgendes zu lesen:

„Den 5. Juni Nachmittags hielt die k. Academie der Wissenschaften und Belles-Lettres ihre öffentliche Versammlung, welche sie jährlich wegen der Besteigung des Throns seiner Majestät, des Königs, anzustellen pflegt. Gedachte Versammlung wurde mit der Gegenwart S. K. Hoheit, des Prinzen Friedrich Heinrich Carls, zweyten Sohns seiner K. Hoheit, des Prinzen von Preußen beehrt, wie sich denn auch verschiedne in- und ausländische Ministers, nebst andern vornehmen Herrn des Hofes und der Stadt, dabey einzufinden beliebten. Der beständige Secretär der Academie, Hr. Professor Formey, eröfnete die Sitzung dadurch, daß er bekannt machte, wie der auf das jetzige Jahr von der Classe der tiefsinnigen Philosophie [zu vergebende Preis] der Abhandlung Nr. 7, welche die Denkschrift führt: Nihil mortalibus arduum est, sey zugesprochen worden. Nachdem man nun den Zettel, der den Namen des Verfassers enthielt, geöfnet hatte, so fand man, daß solches Herr Adolf Friedrich Reinhard, Justiz-Secretarius Sr. Hochfürstl. Durchl. des regierenden Herzogs von Mecklenburg-

[1]) S. unten Anhang V.

Strelitz, war. Diejenigen Abhandlungen, welchen man das Accessit zuerkannte, sind Nr. 3 mit der Ueberschrift: tempus exspectandum est donec omnia maturescant, Nr. 6 Ubi bene, nemo melius und Nr. 8 Παντα δοκιμαζετε, το καλον κατεχετε." [1])

Daß Ad. Fr. Reinhard [2]) mit seiner Abhandlung über die Künzlis den Sieg davon getragen hatte, erregte, als die Abhandlungen dem Publicum gedruckt vorlagen, überall Verwunderung. Aber bei der bestimmten Absicht des Präsidenten des Preisgerichtes und der notorischen Abhängigkeit einzelner Mitglieder der Academie von Maupertuis, war das gefällte Urtheil eigentlich nicht befremdlich. Es soll hier keine Analyse der Arbeiten Reinhards und Künzlis gegeben werden. Aber hervorzuheben ist, daß Reinhards (in französischer Sprache geschriebene) Schrift in der That, wie Wieland in einem Briefe an Zimmermann sagt, „den sogenannten Optimismus vernichten will, ihn mit dem Fatalismus für einerley hält, libertatem differentiae behauptet und das principium rationis sufficientis für eine Chimäre tractirt," [3]) also ganz im Sinne Dessen verfaßt war, der die Aufgabe gestellt hatte. Dagegen hatte Künzli (in deutscher Sprache) die von der Academie in ihrer Aufgabe gewünschten Untersuchungen sehr correct und methodisch aus-

---

[1]) Man findet alle die hier genannten Abhandlungen in dem oben erwähnten „Recueil" abgedruckt, die von Künzli, (der nicht genannt ist,) zuerst, die von Reinhard zuletzt. Vgl. unten Anhang V. Die Reinhardsche Schrift erschien in deutscher Uebersetzung Berlin 1757: „A. F. Rs. Vergleichung des Lehrgebäudes des Hrn. Pope von der Vollkommenheit der Welt mit d. System des Hrn. v. Leibnitz. Nebst e. Untersuchung der Lehre von d. besten Welt."

[2]) Ueber Ad. Fr. Reinhard, geb. 1726 zu Strelitz, seit 1748 Secr. der Justizcanzlei daselbst, gest. 1783, vgl. Krause, Allg. Deutsche Biographie, woselbst die Litteratur über ihn u. seine Schriften erwähnt sind. Nachzutragen ist: Zürcher Freim. Nachr. 1756, 265. u. 1758, 185, (223,) 280. Reinhard war von 1774—78 Herausgeber der „Kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit", die in Bützow erschienen.

[3]) Wieland, Ausg. Br. I, 210. Eine sehr abfällige Beurtheilung der Schrift Reinhards gab auch Moses Mendelssohn im 24. Briefe, die Neueste Litt. betr., v. 8. März 1759. Vgl. M.s Ges. Schr. Lpz. 1844, IV, 1, 506.

geführt, er war am Ende zu dem Schluſſe gekommen, daß Pope durch „whatever is“ daſſelbe bezeichne, was Leibnitz in ſeinem Syſtem die Welt nenne, und daß Pope in demſelben Verſtande von „right“ ſpreche, in welchem Leibnitz und Wolf dieſe Welt als die „beſte“ bezeichnen; er hatte (am Ende des dritten Abſchnitts) behauptet: „Ich ſage nochmal: Pope wird ſein Syſtem „alles was iſt, iſt recht“ in Ewigkeit nicht aus andern Gründen erweiſen können, als eben aus den Gründen, die der Hr. v. Leibnitz und der Hr. v. Wolf für das Syſtem von der beſten Welt angebracht haben.“ Im Gegenſatze zu Reinhards [übrigens ſehr unmethodiſcher] Schrift war alſo die Künzlis die Vertheidigung des Optimismus und damit ihr Schickſal beſtimmt! Ausdrücklich ſei übrigens für diejenigen, welche bei der Erwähnung der in Rede ſtehenden Preisaufgabe der Berliner Academie immer nur an die Abweiſung der ganzen Aufgabe durch Leſſing und Mendelsſohn und an deren Gründe für dieſe Abweiſung denken, hier noch angemerkt, daß Künzli in ſeiner Abhandlung ſchon zu Anfang nicht unterlaſſen hat, das Popeſche Wort „all is right“, welches die Academie mit „tout est bien“ wiedergegeben, mit „alles was iſt, iſt recht“ zu überſetzen, daß er dieſes Wort mit einer ganzen Anzahl andrer Popeſcher Worte in Zuſammenhang bringt und daß er auch keineswegs außer Acht gelaſſen hat, daß Leibnitz und Wolf als Philoſophen ihre Sätze aufgeſtellt und begründet, Pope dagegen als ein Dichter geſprochen habe.[1])

[1]) Im dritten Abſchnitt, in welchem von dem Unterſchiede der „Syſteme“ Leibnitzens und Popes die Rede iſt, ſagt Künzli: „Ueberhaupt dünkt mich, daß Leibnitz und Wolf dieſes Syſtem als die grösten Philoſophen deutlicher und vollſtändiger vorgetragen, auch den Beweis deſſelben aus den erſten Gründen hergeleitet haben; da hergegen Pope nicht nur als ein Philoſoph, ſondern auch als ein Poet ſeinen „Essay on man“ in Verſen ſchrieb und ſeinen Beweis nicht bis auf die erſten Gründe hinausführete, welches für ihn als einen Poeten ein wenig zu trocken gelaſſen hätte.“ Auch der Verfaſſer der zweiten Abhandlung des obenangeführten „Recueil“ entſchuldigt die Beweisführung Popes als eines Dichters und führt dabei die Worte Baliers an („und wer kann uns die Regeln der Dichter beſſer ſagen, als Er“): „Ein Dichter mahlt und rührt, und erweiſet nicht.“

Doch, wie bemerkt, nicht sowol von den philosophischen Arbeiten Reinhards und Künzlis, als vielmehr von den Folgen des ungünstigen Ausgangs der Bewerbung Künzlis soll hier die Rede sein.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Verstimmung im Lager der Zürcher über diesen Mißerfolg Künzlis keine geringe war. Besonders, weil alsbald durch Sulzer, der selbst mit der Stellung der Aufgabe unzufrieden gewesen war,[1]) die Einzelheiten des Ganges der Verhandlungen über die Preisertheilung in Winterthur und Zürich bekannt wurden.

Leider ist zwar der Brief, in welchem Sulzer seinem Winterthurer Freunde die erste Mittheilung über den Erfolg seiner Bewerbung machte, nicht mehr vorhanden. Aber aus dem schon erwähnten Briefe Wielands an Zimmermann[2]) wissen wir, daß bei der Abstimmung „die Stimmen zwischen Vernunft und Unvernunft getheilt waren" und daß schließlich Samuel Formey, der anfänglich für Leibnitz d. h. in diesem Falle für Künzli gewesen war, aus Rücksicht für Maupertuis den Stichentscheid im entgegengesetzten Sinne gab.[3]) Und diese Mittheilung Wielands, die gleichfalls vertraulichen Berichten Sulzers entstammt,[4]) wird durch einen am 19. Juli 1756 geschriebenen Brief Künzlis an Bodmer ergänzt, in welchem es heißt: „Ich verwundre mich nicht, daß unser Herr Canonicus [Breitinger] über das Verfahren der Academie von Berlin so sehr ist aufgebracht worden, daß sie einer

[1]) Danzel-Guhrauer, Lessing I, 273.

[2]) Der Brief ist in der Zürcher Sammlung (I, 207 ff.) undatiert, muß aber im Sommer 1756 geschrieben sein: Wieland spricht von seiner Abwesenheit in der Nachbarschaft von Zürich, „indessen" er Zimmermanns Brief v. 28. Juli erhalten und erwähnt des „vor einem halben Jahr" erfolgten Druckes der von der Academie in Berlin gekrönten Preisschrift. Dieser Druck war freilich schon im October 1755 erfolgt, (vgl. unten Sulzers Notiz an Künzli v. 6. Oct. 55) immerhin aber weist jene Zeitbestimmung W.s auf das Jahr 1756 und seine Notiz betr. den Empfang des Zimmermannschen Briefes auf den Sommer genannten Jahres.

[3]) Vgl. indessen Premontvals Bericht, Vues philosophiques, II, S. 67 ff. S. u.

[4]) Das sagt das Postscriptum des Briefes: „Die besondern Umstände von dem letzten jugement de l'académie müssen unter uns bleiben, ne quid amicus noster S[ulzer] detrimenti capiat."

Schrift den Preis zuerkannt, die geradezu die ersten Grundsätze der Vernunft bestreitet.[1]) Merian und Premontval[2]) rasen wirklich und Formey ist ein höchst geiziger und niederträchtiger Mann; die zween ersten läugnen das Principium R[ationis] S[ufficientis] in öffentlicher Schrift und Formey redet und schreibt um das Geld. Was hat man also von solchen Männern anders zu erwarten, als daß sie, wie Sie sich ausdrücken, die Rechte der Menschlichkeit auf den Kopf stellen. Wieland soll sie geiseln, unser Herr Diacon [Waser] will über diese Schriften eine Recension in die Freimüthigen Nachrichten einrücken lassen" u. s. w.

Wenn es nach diesen Berichten nicht zweifelhaft sein kann, daß Künzli seine Niederlage Premontval, Formey und seinem Landsmann Merian verdankte, während Heinius[3]) und Sulzer für ihn gewesen waren und Maupertuis selbst sich der Abstimmung enthielt,[4]) so ist es auf der andern Seite auch ganz sicher, daß Niemand so sehr als Sulzer selbst über den Gang der Dinge aufgebracht war. „Es geht mir in der That näher als Ihnen," schrieb Sulzer am 22. Juli 1755 an Künzli, „daß Ihnen eine so öffentliche Belohnung auf eine so niederträchtige Weise entzogen worden. Ich habe aus Verdruß über diese Sache mich noch nicht

[1]) Eine interessante Aeußerung Breitingers findet sich in einem Schreiben desselben an Künzli vom 29. Aug. 1755, das sich in Künzlis Nachlaß (Stadtbibliothek Winterthur) erhalten hat: „Sie haben mich mit Ihrem werthen Schreiben just über der Lesung der Memoires de Trevoux de a$^{o}_{=}$ 1754 angetroffen. Und es däuchte mich animos, daß ich das Buch just bei folgender Stelle abgeleget: „J'ai vû des très-bonnes pièces negligées pour en couronner des très-médiocres. Ce n'est assurément de la part des Academiciens, ni injuste, ni défaut de goût. On ne scauroit le présumer. Mais les beaux Esprits sont distraits; cela est d'expérience: et quiconque se présente au Tribunal Académique court les risques d'une sentence rendue par distraction." Helff was helfen kan!" [Mémoires pour l'histoire des Beaux-Arts commencés d'être imprimés l'an 1701 à Trevoux etc. Paris. Novembre 1754, p. 2728, Soret, Lettre au P. B. J. (über die Prämirung Rousseaus.)]

[2]) Ueber Premontval (A. P. Le Gay), geb. 1716 zu Charenton, vgl. Bartholmess, Histoire etc. II, 207 ff.; ebenda 256 ff. ist auch die Preisaufgabe von 1753 und ihre Lösung, aber nur kurz, behandelt.

[3]) Ueber Sulzer und Heinius, Bartholmess II, 77 ff., 118 ff.

[4]) Wieland an Zimmermann a. a. O.

erkundigen mögen, ob man den Anfang mit dem Drucke dieser Schriften gemacht hat.“ Als dann die Preisschriften im Druck bekannt gemacht worden, schrieb Sulzer (am 6. October desselben Jahres): „Nunmehr sind die Preisschriften, worunter die Ihrige ist, abgedruckt, und Sie werden nun selbst urtheilen, wie ungerecht man gegen Sie gewesen ist.“

Aber sicher ist es auch, daß, nach der Prämirung Reinhards und der Zurücksetzung Künzlis, der Berliner Academie und ihrem Gekrönten auf der ganzen Linie der Zürcher Rache geschworen ward. Zu diesem Zwecke hielten die Freunde von Zürich und Winterthur, denen Lessings und Mendelssohns Abfertigung der Academie keineswegs genügte,[1]) im Sommer 1756 eine Berathung in Winterthur. Es war gegen Ende Juli während Bodmers Anwesenheit in Winterthur, den Breitinger und Wieland von dort abholten. Auch der Pfarrer Heß von Neftenbach war damals im Kreise der Freunde.[2]) Es wurde beschlossen, daß Waser, (dem mit der Prämirung Reinhards besonders „ins Auge gegriffen“ worden,)[3]) und Wieland, den Bodmer besonders dazu angetrieben zu haben scheint,[4]) gegen das Berliner Preisgericht öffentlich auf-

[1]) In dem obenerwähnten Briefe Künzlis an Bodmer vom 19. Juli 1756 fährt Künzli fort: „Es ist eine kleine Schrift, betitelt Pope ein Metaphysiker, erschienen, darin die Academie schon ziemlich mitgenommen wird, nur über die aufgeworfene Frage selber; allein es dünkt mich, der Verfasser vergehe sich auch selber, sowol überhaupt, daß er behauptet, die Frage seye widersinnig, ob in einem Gedicht ein System enthalten, weil ein System und ein Gedicht nicht könne beysammen sein, als aber auch insbesondere wegen seiner dafür angebrachten Gründe. Der Herr Autor vergehet sich darinnen sehr weit bis zum Chicaniren. . . . Wenn wir die Ehre haben, Sie mit Ihro Hochw. und Hrn. Wieland hier zu sehen, so wird uns das zu einiger Unterredung genugsam Materie auf die Hand geben, Hr. Wieland wird ja nicht ausbleiben, und sehen Sie, daß Hr. Canonicus mitkomme.“ Die Freim. Nachr. brachten am 26. Weinmonat 1756 einen kurz resumirenden Artikel über „Pope ein Metaphysiker“, ohne irgendwelche Polemik.

[2]) Bodmer an Zellweger, 5. Aug. 1756, Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 375.

[3]) Bodmer im Necrolog auf Waser (Denkmaal dem Uebersetzer Butlers, Swifts, Lucians errichtet) Deutsches Museum 1784, S. 518.

[4]) Bodmer an Zellweger a. a. O.: „Sie [die Academie] verdient allein eine Dunciade und ich hoffe, daß Wieland ihr eine solche gewähren werde.“

treten sollten. Von einem Artikel in den Freimüthigen Nachrichten scheint zunächst abgesehen worden zu sein.[1]) In einer besondern Schrift sollte Ad. Fr. Reinhard hergenommen werden. Auch Sulzer war mit diesem Plane einverstanden.[2])

Bereits im April 1757 war die Schrift gegen Reinhard fertig, wie die unten folgenden Briefe Wielands an Künzli vom 6. und 12. April genannten Jahres und der hier folgende Künzlis an Bodmer vom 25. April 1757 darthun:

„Hr. Sulzer schreibt: „Premontval hat wieder einen Band vues [besser revues] philosophiques herausgegeben. Er rühmt sich darin, die Secte Wolfienne gänzlich niedergeschlagen zu haben, es ist meist unphilosophisches und unsinniges Zeug." Dieser Premontval und sein Camerad, der Merian, dienen unter der Ruten des Franzosen Maupertuis, der sich in Kopf gesetzt hat, sich an Leibnitz und Wolf zu rächen, daß diese Deutsche haben dürfen größere Philosophen und Mathematici seyn, als sie, die Franzosen selber; und so müssen izt immer diese ... Knaben mit den Wolfianern scherzen und er hat seine Lust daran; wirklich ist er kein so großer Denker als diese zween Lohn-Knechte, die für ihre Sottisen bezahlt werden; doch braucht er sie nicht bloß wie Könige ihre lustigen Räthe; er denkt doch seinen großen Zweck durch sie zu erreichen, und die grobe Vernunft, die sich mit der franz. Höflichkeit nicht wol vertragen will, zu unterdrücken. Er verläßt sich dabey auf seine gerechte Sache und denkt sein Herr Landsmann habe dies nicht ohne Grund geschrieben. Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire. Die Beurtheilung der gekrönten Preisschrift und des „Schreiben" ꝛc. kommen jetzt just zur rechten Zeit, doch kan

[1]) Wenigstens ist die Reinhardsche Schrift daselbst nicht eigens besprochen worden. Wol aber ward bei Gelegenheit der Anzeige von Wasers und Wielands unten zu erwähnender Schrift gegen die Academie wider Reinhard energisch zu Felde gezogen. (Freim. Nachr. v. 11. Mai 1757. S. unten.)

[2]) Sulzer an Künzli, 9. Nov. 56: „Wenn Sie oder Wieland etwas gegen unsre philosophischen Dunse schreiben wollen, so hüten Sie sich, gewisse Umstände zu berühren, die verrathen könnten, daß ich Ihnen einige Anecdoten hierüber geschrieben habe. Denn man muß mit diesen Leuten leben und sie also nicht zu sehr für den Kopf stoßen."

ſie der Franzos nicht leſen, nescit, en gratia dei, litteras! Ich bin begierig zu vernehmen, was der Deutſche dazu ſagen werde; vermuthlich wird er ſich hinter den langen Ohren krazen und ſeufzen: utinam nescirem litteras!“ [1])

Doch was für eine Schrift gegen Reinhard und die Berliner war es, von welcher Wieland zu Künzli und Künzli zu Bodmer redet? Die erwähnten Briefe enthalten keine beſtimmte Titelangabe und von einer Schrift Wielands, die, wie Wieland am 6. April 1757 gegen Künzli ſich ausdrückt, „eine Lauge über das Haupt Ad. Fr. Reinhards“ genannt werden könnte, iſt bis heute weder in den Darſtellungen der Geſchichte der Deutſchen Litteratur, noch in denen des Lebens und Wirkens Leſſings oder Wielands irgendwo die Rede!

[1]) Die hier erwähnten Vues philosophiques von Premontval (Amſterdam, 1757) enthalten im 2. Bande mehrere Aufſätze, welche auf die hier in Rede ſtehende Preisertheilung bezüglich ſind: S. 67 ff. Lettre a Mr. A. F. Reinhard, Auteur de la pièce couronnée par l'Académie en 1755. S. 75—136: Remarques sur la pièce couronnée par l'Académie en 1755 und S. 137 ff.: Foudres de Mr. Gottsched. Im erſten der genannten Aufſätze theilt Premontval Reinhard ſeine beſondre Meinung über deſſen Arbeit mit und ſagt: „Sachez donc que les voix s'étant trouvées égales entre votre pièce et une autre j'ai deux fois fait pencher la balance de votre côté, tout partisan que je suis de l'optimisme. A la première fois nos Wolfiens fort étonnés se recrièrent sur ce que je n'avois pû lire l'autre pièce qui est Allemande. J'en convins et demandai qu'on me l'expliquât. Ce qui ayant été fait le lendemain avec beaucoup d'exactitude je persistait fermément dans la préférance que j'avois donné au N° VII qui est la votre. Non, en verité, Monsieur, je vous le dis avec franchise, non que j'en sois fort éditié. Quelles idées avez-vous de Dieu!“ .... Ce qui m'a fait donner la préférence à votre pièce, outre l'esprit de recherche que j'y ai remarqué, c'est en grande partie son éloignement du Fatalisme Leibnitzien qui est encore pire que votre Arbitraire“ u. ſ. w. Im zweiten der genannten Aufſätze beſtätigt P. ſeine Unkenntniß des Deutſchen, er ſpricht von einer inzwiſchen gegen ihn erſchienenen Arbeit Reinhards: „Elle est allemande, ce qui ne suppose pas une entière impossibilité, mais beaucoup de difficulté.“ Im dritten Aufſatz der gegen Gottſcheds „De Optimismi macula nuper a Popio Anglo, tacite autem G. Leibnitzio perperam licet inusta“ und deſſen „Erſte Gründe der Weltweisheit, practiſcher Theil, 1756,“ gerichtet iſt, heißt es: „Rien n'a été plus rond et plus dégagé d'intrigue et de tracasseries que l'affaire du Prix de 1755“!

Die fragliche Schrift zu ermitteln, bieten ſich folgende Anhaltspuncte dar.

In ſeinem bereits erwähnten „Denkmaal, dem Ueberſetzer Butlers, Swifts und Lucians errichtet," (Deutſches Muſeum 1784, S. 518,) ſagt Bodmer:

„Die königliche Academie in Berlin hatte 1755 eine Preisſchrift gekrönet, in welcher dreiſtweg ausgeſprochen wird, die beſte Welt unter allen möglichen ſei eine Chimäre; Gott habe die Realitäten, die zur Exiſtenz kommen ſollten, ohne den geringſten Grund vor andern aus beſtimmt, und dieſes in Kraft ſeiner ungemäßigten Freiheit. Dieſes war Waſern ins Auge gegriffen; er ſchrieb die Beurtheilung dieſer Schrift mit Leibnitzens Energie; er überzeugte doch die Leute nicht, welche die Empfänglichkeit nicht hatten überzeugt zu werden und die Künzli nicht überzeugte, der für denſelben Preis geſchrieben hatte." Und nachdem Bodmer den Inhalt von Waſers Beurtheilung von Reinhards Arbeit kurz characteriſirt hat, fährt er fort: „Dieſer Schrift iſt ein Schreiben an den Verfaſſer der Dunciade für die Deutſchen angehängt, in welchem Wieland nicht nur die Dunſe im Fache der Litteratur, ſondern auch die in den höhern Wiſſenſchaften der Göttin der Dummheit empfehlen wollte. Waſer beſtärkte ihn in dieſem Vorhaben mit aller der Wärme, die er für die kühnere Thorheit und für die guten Sitten hatte" u. ſ. w.

Alſo eine von Waſer und Wieland gemeinſchaftlich herausgegebene Schrift, wie in den ſchon mitgetheilten Briefſtellen angedeutet iſt.[1]) Und der Titel der Wielandſchen an die Waſerſche angehängten Schrift wahrſcheinlich wie Bodmer citiert: „Schreiben an den Verfaſſer der Dunciade für die Deutſchen."[2])

Das iſt der eine Hinweis für die Ermittelung der Schrift. Der andere ſteht in Wielands Brief an Künzli vom 6. April 1757.

---

[1]) S. oben S. 116.

[2]) Es ſcheint, daß über dieſe Notiz Bodmers wegen der Aehnlichkeit des Titels mit Wielands „Ankündigung einer Dunciade für die Deutſchen" immer achtlos hinweggeleſen worden iſt.

Wieland spricht über die von ihm über Ad. Fr. Reinhard ausgegossene „Lauge“ und sagt: „Was mich am meisten verdrießt, ist ein ganz unsinniger Druckfehler . . . Es heißt nämlich p. 20 statt: „Davus ist Oedipus, Leibnitz ein Duns ꝛc. — Daraus ist Oedipus Leibnitz ein Duns“ ꝛc.“ (Vgl. unten.)

Es ist klar, daß dieser Druckfehler das entscheidende Kennzeichen der Schrift sein muß, um die es sich handelt.

Und demnach kann die Schrift, die hier zu ermitteln ist, keine andere sein, als die folgende:

„Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der Academie zu Berlin erhalten hat. — Nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen. Frankfurt und Leipzig 1757. [Zürich, Orell u. Comp.] 4°. 24 S.“ In dieser schon dem Titel und dem Inhalte nach sich als die gesuchte erweisenden Schrift steht Seite 20 wirklich der von Wieland getadelte Druckfehler: „Daraus ist Oedipus“ u. s. w.

Es soll hier nicht auf die von den beiden Freunden Waser und Wieland geschriebene Schrift, die der Leser im Anhang VI des vorliegenden Buches abgedruckt findet, und deren zweiter Theil in Zukunft in die Ausgaben der Werke Wielands aufzunehmen ist, auch nicht auf den kurzen Auszug hingewiesen werden, den Bodmer im Deutschen Museum von dem Inhalt der Schrift gegeben hat.[1]) Hinzugefügt sei zu den gegebenen Notizen nur noch die: In den Zürcher Freimüthigen Nachrichten vom 11. Mai 1757 steht eine Anzeige der hier besprochenen gemein-

[1]) Eine Rec. der „Beurtheilung“ ꝛc. hat M. Mendelssohn verfaßt, die freilich ungedruckt geblieben ist, bis die Ausgabe der gesammelten Schriften, Leipzig 1843/5 erschien. Daselbst findet man sie IV, 76 ff. Es heißt u. A.: „So wenig uns sonst Hrn. Reinhards Gedanken gefallen, und so unerheblich auch seine Einwürfe wider das Leibnitzische System immer sein mögen, so kann doch kein Vernünftiger die ungemeine Bitterkeit billigen, mit der er in dieser Beurtheilung angegriffen wird.“ . . . Von dem „Schreiben an den Verf. der Ankündigung einer Dunciade“ sagen wir nichts, weil uns die Ankündigung selbst zwar nicht schlecht, aber doch nicht wichtig genug geschienen hat, so spät nachgeholt zu werden“.

ſamen Arbeit Waſers und Wielands. Sie iſt ganz im Tone der angezeigten Schrift ſelbſt abgefaßt. Sie wendet ſich am Schluſſe ironiſch an den Unbekannten, der an den Verfaſſer „der Ankündigung einer Dunciade" geſchrieben hat, und prognoſticirt dem Verfaſſer des „Schreibens", wie auch dem „Beurtheiler" der Reinhardſchen Preisſchrift, alſo Wieland und Waſer, jedem zu gleichem Theile, für ihre gemeinſame Arbeit „den Ruhm eines böſen, hochmüthigen, eigenſinnigen, ſchiedrichterlichen Kopfes." „Wenn man mich zu ihnen geſellen wird," ſagt der Recenſent, „ſo werde ich mich damit etwas dünken." Der Recenſent, der ſo der Gemeinſchaft mit Wieland und Waſer, in die man ihn ſetzen wird, ſich freut, ſcheint — auch ſtiliſtiſche Gründe ſprechen dafür — der in Wahrheit ſchon lange mit Beiden verbundene Martin Künzli geweſen zu ſein.

Der Vielgewandte, der in dem „Schreiben an den Verfaſſer der Dunciade für die Deutſchen" mit ſich ſelbſt vor dem Publicum ein ſo eigenthümliches Spiel des Verſteckens getrieben hatte, trat im Jahre 1757 mit einer neuen Schrift und mit neuer heftiger Polemik hervor. Im Jahre 1757 hat Wieland die ſchon früher für ſeine mütterliche Freundin, Frau Amtmann Grebel, geſchriebenen religiöſen Betrachtungen unter dem Titel „Empfindungen eines Chriſten" im Druck erſcheinen laſſen.[1]) Dem Buche war als Vorwort eine Zuſchrift beigegeben „An den hochwürdigen Herrn A. F. W. Sack, Sr. Majeſtät des Königs von Preußen Ober-Conſiſtorialrath und Hofprediger ꝛc." In dieſer Zuſchrift hat Wieland die ſchon in früheren Jahren von ihm gegen die ſinnlich ausſchweifende Richtung in der Poeſie, gegen die „Anakreontiker", begonnene Polemik und namentlich die Polemik gegen

[1]) S. oben S. 98. — Das Titelblatt iſt eine bildliche Darſtellung: Unter einem zur Hälfte zurückgeſchlagenen Vorhang eine Landſchaft, rechts im Vordergrunde an einen Felſen gelehnt eine weibliche Geſtalt, die Leyer ſchlagend, den Blick zur Sonne gerichtet, deren Strahl die Wolken durchbricht. Auf der obern Hälfte des Vorhangs: Empfindungen eines Chriſten. Darunter: Lobe den Herrn du meine Seele. Unter dem Landſchaftsbilde: Zürich, bey Orell und Compagnie. 1757. 142 S. 8°.

J. P. Uz in heftigen Ausfällen wieder aufgenommen. Und diese Polemik mit ihren Folgen ist es, welche die Gestalt Martin Künzlis in der Geschichte Wielands aufs Neue und in bemerkenswerther Weise hervortreten läßt.

Wielands Angriffe gegen Uz in der Zuschrift an Sack sind eine stilgerechte Fortsetzung der Angriffe, die Bodmer bereits 1755 in den Z. Freim. Nachrichten (vom 24. Herbstmonat 1755) und Wieland selbst 1756 in den „Sympathien" gegen den „elenden anakreontischen Sperling" erhoben hatte, die aber, wie Uz später mit Recht geltend gemacht hat,[1]) mit den Beurtheilungen, die seiner Dichtung in Bodmers „Crito" und in Wielands „Anti-Ovid" in den Jahren 1751 und 1752 zu Theil geworden waren, in recht auffallendem Widerspruche standen.

Wieland suchte in der Zuschrift der Empfindungen eines Christen an Sack diesen hochgestellten und einflußreichen Geistlichen sich zum Genossen seiner Feindseligkeit gegen die Anakreontiker zu machen und zum Richter gegen die sinnlich schwärmende Dichtung aufzurufen. Er schrieb:

„Wie wenig kann sich ein erhabner Geist in seinem wahren Lichte zeigen, wenn keine Proportion zwischen seinem Genie und seinem Gegenstande ist! Was sollen wir also zu dem Schwarm von anakreontischen Sängern sagen, welche, seitdem ein sehr geistreicher Kopf einen nur allzuglücklichen Anfang gemacht hat, im gleichen Ton fortzufahren sich bemühen, und ihr Urbild zwar an Schönheit nicht erreichen, aber an Muthwillen bey weitem und bis zur Schaamlosigkeit übertreffen? Was von diesen Erzählern, die in der Schlüpfrigkeit mit La Fontaine eifern, von diesen schwermenden Anbetern des Bacchus und der Venus, die man an der innbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande von epicurischen Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feyerlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern

[1]) Schreiben über eine Beurtheilung des Sieges des Liebesgotte[illegible]. Uz, Poetische Werke, 1768, 250.

völlig auszutilgen. Es ist unnöthig, daß ich mich hier weiter mit dieser schädlichsten Art der elenden Scribenten einlasse, nachdem Young die Schändlichkeit des mißbrauchten Witzes so nachdrucksvoll und mit ebenso viel Witz als Eifer dargestellt hat. Es wäre aber zu wünschen, daß Ew. Hochwürden, und andere Männer, denen Ihre allenthalben bekannten Vorzüge, nebst den Würden, die Sie bekleiden, ein Recht geben, Aufmerksamkeit zu fordern, öffentlich die Unordnung und das Aergerniß rügen möchten, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten, die nur allzuviel geneigte Leser und gelinde Richter finden. *Weil dieses Ungeziefer so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nur nicht einmal bekannt ist, so will ich einige der neuesten die mir aufgestossen sind, anzeigen.*"

In einer Anmerkung nennt Wieland: [Uz] *Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe;* [Lamprecht] *die Nachtigall, eine Erzählung;* [Dreßler] *Meine Lieder;* [Beyer] *Vermischte Poesien* und fährt dann nach dieser höchst ungerechten Zusammenstellung fort:

„Wir haben nur allzuviele Ursache, der Poesie, was Young dem Lobe, zuzurufen: „Kehre wieder, du abtrünnige, herumschweifende Buhlerin, kehre doch zu deiner ersten Liebe zurück, zu deinem ersten, grösten und sonst treu geliebten Gegenstand." Aber es scheint, das Vorurtheil habe überhand genommen, eine jede heiße Empfindung für die Religion sey fanatisch und unsere Einbildungskraft dürfe von allen andern Vorstellungen, nur nicht von himmlischen und göttlichen Wahrheiten glühen. Sind denn, fragt unser Young, die Leidenschaften die Heiden der Seele? Oder soll es erlaubt seyn, zum Lobe des Bacchus zu rasen und nur der soll ein Schwärmer seyn, der den Unendlichen lobet? Soll man von Bliken eines wollüstigen Mädchens, aber ja nicht von göttlichen Wohlthaten entzückt werden dürfen? — O, wie lange wollen wir so ruhig zusehen, daß ein solcher Unsinn unter Christen umherschleiche, ja noch mehr, daß er öffentlich unter ihnen gelehrt und vertheidiget werde? Oder ist es zu entschuldigen, daß man diesen Predigern der Wollust und Ruchlosigkeit verzeihe, weil sie Witz haben? *Mich deucht, ein Jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet,*

sollte auch die schlechtesten alten und neuern Kirchenhymnen dem reizendsten Lied eines Uz unendlichmal vorziehen.“ [1])

Aber Wieland hatte mit Aeußerungen, wie die mitgetheilten sind, das Maaß des Vernünftigen und des Zulässigen überschritten. Seine Polemik gegen die Anakreontiker, wie sie das Schreiben an Sack enthielt, wurde von keiner Seite gebilligt und derbe öffentliche Abfertigungen wurden ihm verdientermaßen zu Theil. Eine solche Abfertigung enthielt bereits 1757 das zweite Stück des ersten Bandes der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“.[2]) „Wir schämen uns wirklich für Herrn Wielanden,“ hieß es daselbst, „daß er sich von einer blinden Leidenschaft zu so unwürdigen Ausschweifungen verleiten läßt.“ Ausdrücklich und vielleicht im Einverständniß mit Sack wurde hier die „moralische Gewißheit“ ausgesprochen, daß Sack den Urtheilen Wielands keineswegs beitreten werde. Und noch ehe die erwähnte Abfertigung Wielands in der Bibliothek der schönen Wissenschaften erschienen war, trat Uz selber mit seinem „Schreiben des Verfassers der lyrischen Gedichte an einen Freund“ hervor. Es war eine durchaus maßvolle Vertheidigung seiner Dichtung, die Uz seinem Freunde Gleim, dem Haupte der anakreontischen Dichter, widmete: „Wenn ein Dichter,“ sagt Uz in seiner Rechtfertigungsschrift, „an seinem poetischen Character angegriffen wird, so kann er schweigen und der Welt das Urtheil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer Character angegriffen wird, so muß er sich vertheidigen. Kann er gleichgültig bleiben, wenn ein partheyischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeyzieht; die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen, und sich unter der —

[1]) Die hier cursiv gedruckten Stellen hat Wieland in der zweiten Ausgabe von 1758, sowie in der „Sammlung einiger prosaischen Schriften. Zür. 1758. (Zweiter Theil)“ weggelassen. — Die „Empfindungen eines Christen“ („des“ Christen, Ausg. v. 1758) erhielten später den Titel „Psalmen“, den sie ursprünglich in der Handschrift getragen hatten.

[2]) Leipzig, verlegts Joh. Gottfr. Dyk, S. 415 ff.

Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend. Weil die Deutschen seit einigen Jahren in der Liebe zur scherzenden Dichtkunst ausgeschweift haben, sollen sie nun in dem Hasse wider dieselbe ausschweifen. Eine ruhige Weisheit lehret auch hier den anständigen Mittelweg finden, den die blinde Leidenschaft allezeit verfehlt." Diese ruhige Vertheidigung Uzens fand Billigung auf den verschiedensten Seiten, wie die Heftigkeit von Wielands Angriffen überall Mißbilligung erfuhr. Auch J. J. Dusch, der den Sieg des Liebesgottes einer wenig wolwollenden Kritik unterzog, erklärte, daß er die Heftigkeit von Wielands Angriffen nicht gutheißen könne.[1]) Bekannt ist, wie Lessing im siebenten der „Briefe die neueste Litteratur betreffend" (vom 18. Jan. 1759) über Wielands Benehmen geurtheilt hat.

Es war natürlich, daß Wieland von dem öffentlichen Tadel, den sein Ausfall gegen Uz, wie es scheint auch von Sack selber, erfahren hatte,[2]) sehr wenig erbaut war, und wol begreiflich, daß er danach trachtete, seinen Fehler wieder gut zu machen. In den Freimüthigen Nachrichten ward freilich noch im Frühjahr des Jahres 1758 eine spottende Polemik gegen Uz und seine Dichtung fortgeführt.[3]) Wieland selbst aber hatte nichts geringeres im Sinne, als seine gegen Uz und die Anakreontiker erhobenen Angriffe öffentlich vollständig zurückzunehmen.

Zu diesem Zwecke hat Wieland ein Schreiben entworfen, das folgendermaßen lautete:

Nachricht an den Leser.

Ich muß wegen der Veränderungen, die in der Vorrede vorgenommen worden, einige Nachricht geben. Ich zweifle daran, daß unter allen billigen Beurtheilern meiner Schriften einer we-

[1]) Vermischte kritische und satyrische Schriften ꝛc. von J. J. Dusch, Altona 1758, Blatt 10 der Vorrede.

[2]) Vgl. den ebenerwähnten Brief Lessings, in welchem gesagt wird, daß ohne Zweifel Sack allein die Ursache sei, daß Wieland in der Sammlung seiner prosaischen Schriften die härteste Stelle aus der Zuschrift weggelassen habe. Lessings Werke (Hempel) IX, 50. Vgl. oben S. 124.

[3]) Freim. Nachr. v. 15. u. 22. Hornung, 1. März 1758: Erdichtetes Schreiben des Verfassers der Lyrischen Gedichte an einen seiner Freunde.

niger mit denſelben zufrieden ſey, als ich ſelbſt. Ich bin deswegen nicht nur weit entfernt, es denen übel zu nehmen, welche die Fehler derſelben einſehen, ſondern auch ganz geneigt, alles zu verbeſſern, was ich von mir ſelbſt oder durch fremde Hülfe als fehlerhaft oder unrichtig erkenne.

Es haben ſich einige durch gewiſſe Stellen der Vorrede beleidiget gefunden. Meine Abſicht war nicht, ſie zu beleidigen. Der Eifer, der mich begeiſterte als ich ſchrieb, war Liebe zu Wahrheit und Religion. Je größer und reizender dieſe Gegenſtände ſind, deſto leichter kann die Liebe, welche ſie in einer feurigen Seele erweken, in einen Eifer aufwallen, der die Grenze überſchreitet, quos ultra citraque nequit consistere rectum. Ich beſorge, dieſes ſey damals mein Fall geweſen.

Ob ich izt meinen Fehler dadurch gut gemacht, daß ich die beleidigenden Stellen weggelaſſen habe, weis ich nicht. Indeſſen bin ich mir bewußt, daß eben die Redlichkeit des Herzens, welche ſie mich vor zwey Jahren ſchreiben gemacht, izt Urſach iſt, daß ich ſie ausſtreiche.

Meine Gedanken vom Mißbrauch der Poeſie ſind immer die gleichen. Dieſer Mißbrauch hat eine Seite, die einen Scribenten, der für das Beſte der Menſchen mehr als gleichgültig iſt, gar wohl in Eifer ſezen darf. Das Urtheil, das ich über den Verfaſſer der Lyriſchen Gedichte geſprochen, trift in gewiſſen Stüken auch einige von meinen jugendlichen Werken. Vielleicht hat Herr Uz, da er ſeine muthwilligſten Oden ſchrieb, ſich ſelbſt für ebenſo unſchuldig gehalten, als ich mich unſchuldig hielt, da ich die Lyriſchen Tändeleyen ſchrieb, die an den Anti-Ovid gedrukt ſind. Vielleicht ſind die Ausſchweifungen von Platoniſcher Liebe, die in einigen meiner Poeſien herrſchen, in ihrer Art ebenſo verwerflich, als die ſinnlichen Ausſchweifungen, die in einigen Liedern des Hrn. Uz herrſchen. Der Wiz und das Herz ſind beyde Verführer, denen deſto ſchwerer zu entgehen iſt, je mehr Aehnlichkeit mit Wahrheit und Natur ſie ihren Eingebungen anzuſtreichen wiſſen. Mich dünkt aber, der Verfaſſer der Lyriſchen Gedichte habe das gleiche Recht wie ich, Vergebung zu erwarten. Das Publicum iſt uns dieſe Nachſicht und wir ſind ihm Beſcheidenheit und Beſſerung

ſchuldig. Der gedachte Scribent wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier wiederhole, daß einige ſeiner Lieder ſo beſchaffen ſind, daß er ohne Zweifel ſelbſt izt, oder in wenigen Jahren wünſchen wird, ſie nicht gemacht zu haben. Es haben ſich ſchon ſehr große Männer in dieſem Falle befunden, und dieſes kann ſeyn Troſt ſeyn. Mir wird es in Abſicht derſelben Lieder wol zu vergeben ſeyn, wenn ich mein Mißfallen in zu ſtarken Ausdrüken bezeugt habe. Daß ich aber einem Poeten, der wegen einer guten Anzahl ſchöner und artiger Stüke, Achtung verdient, nicht um derſelben willen, mit Achtung begegnet bin, dieſes war ein größerer Fehler; und wie kann ich anders als ihn nicht gemacht zu haben wünſchen? Ich bin bey dieſer Erklärung deſto unparteyiſcher, da mich, wie ich hoffen darf, wol Niemand im Verdacht haben wird, daß ich mich bey dem Verfaſſer des Siegs des Liebesgottes einſchmeicheln wolle.

Wegen der Weglaſſung des lezten Stüks der alten Vorrede, habe ich nur dieſes zu erinnern: Wofern nicht ganz beſondre Umſtände einen Scribenten dazu nötigen, ſo ſcheint es mir eine Art von Indiscretion, wenn er von ſich ſelbſt, von ſeinen Abſichten und von dem Urſprung ſeines Werkes mit dem Publico ebenſo vertraulich ſchwazet wie mit einem Freund. Es kann alles wahr ſeyn was er von ſich ſelbſt ſagt; er mag ſich vielleicht einbilden, die Eitelkeit habe nicht den mindeſten Antheil an ſeiner Offenherzigkeit; aber in dem leztern betrügt er ſich, und das erſte verhindert nicht, daß es nicht unſchiklich ſeyn kann, von ſich ſelbſt zu reden, da man ſein Werk reden laſſen ſoll.

In den Empfindungen ſelbſt habe ich ſehr wenig geändert. Wenn ich auch nur die ſogenannten Kleinigkeiten, welche ein jeder nach ſeinem eigenen Geſchmak anders haben wollte, geändert hätte, ſo hätte ich alles ändern müſſen. So gefällig bin ich nicht. Es iſt ohne Zweifel eine Kunſt, recht zu ſchreiben; aber es iſt auch eine Kunſt, recht zu leſen. Ein Leſer, der für ſeinen Tadel keinen beſſern Grund als ſein Gefühl hat, ſollte ſo beſcheiden ſeyn, zu denken, daß eben das was ihm nicht gefällt, für manche andre vielleicht eine Schönheit iſt.

Zürich, den 12. April 1758. Wieland.

Wieland beabsichtigte dieses Schreiben der neuen Ausgabe der „Empfindungen eines Christen", die 1758 erschien, voranzusetzen. Es war, wie man sieht, ein vollständiger, ja man darf sagen ein unwürdiger Widerruf der wesentlichen Parthien in der früheren Zuschrift an Sack. Wie vorher Wieland zu weit gegangen war in den Angriffen gegen Uz, so gieng er zweifellos jetzt nach der andern Seite zu weit, indem er jede Absicht, Uz zu beleidigen, leugnete, sich selbst wegen einiger seiner frühern Dichtungen mit Uz auf eine Linie stellte, sich ebenso wie Uz der Verzeihung des Publicums bedürftig erklärte!

Begreiflicher Weise war denn auch den Freunden in Zürich und Winterthur, in deren Einverständniß Wieland anfänglich sich gegen Uz erhoben hatte, dieser wenig ehrenvolle, plötzliche und vollständige Rückzug Wielands gänzlich widerstrebend. Bodmer und Künzli, sowie die andern Freunde in Winterthur, erhoben Protest gegen den Druck der „Nachricht an den Leser". Insbesondere ist es Künzli gewesen, dem Wieland es zu verdanken hatte, daß er auf seine erste Uebereilung eine zweite, größere folgen zu lassen verhindert wurde. Die folgenden Briefe Künzlis an Bodmer, welch letzterer die „Nachricht an den Leser" im Manuscript empfangen und nach Winterthur gesendet hatte, erweisen, in welchem Maaße die Zürcher Freunde an Wieland arbeiteten, die Nachricht an den Leser dem neuen Drucke der „Empfindungen eines Christen" nicht beizugeben. Am 18. März 1758 hat Künzli an Bodmer geschrieben:

„Was will es mit unserm Wieland werden? Wollen Sie denselben die „Nachricht an den Leser", welche beyliegend zurücke kömmt, so wie sie ist, ohne Abänderung drucken lassen? Einen so förmlichen und wirklich kriechenden Widerruf, der dem Verfasser selber und der guten Sache, die er bisher so muthig und wizig verfochten hat, nicht anders als nachtheilig seyn kann, hätte ich von Hrn. W. am wenigsten vermuthet. — Ich will setzen, er hätte Uzen in soweit zu viel gethan, daß er nicht mit mehrerer Achtung von ihm als einem wizigen und nicht ungeschickten Poeten geschrieben hat, so hat er ihm darinne mit keinem

Wort zu viel gethan, daß er gegen seine zu wirklichen Lastern reizenden Lieder mit einer seinem moralischen Character geziemenden Heftigkeit geeiferet; die Liebe, die Uz lobet, ist wirkliches Laster, sein Pinsel mahlet sie reizend, eben als wenn er die Absicht hätte, die ich ihm nicht zuschreibe, die Menschen zu verführen. . . .

Aber warum schreibt er eine solche Nachricht! Will er es mit den Deutschen, mit den Wein- und Liebesingern gut machen und in ihre Gesellschaft kriechen! Ist im Besondern Uz ein so großer Mann, daß der sonst unerschrockene Wieland jetzt vor ihm erzittert, um Verzeihung bittet! Er sagt zwar, „ich darf hoffen, daß mich wol Niemand im Verdachte haben wird, daß ich mich bey dem Verf. des Sieges des Liebesgottes einschmeicheln wolle," aber warum thut er gegen diesen Verfasser eine förmliche Abbitte? Er hat selber auch seinem Anti-Ovid Liederchen angehängt, die eben nicht platonisch sind; fürchtet er, der Tadel falle deswegen auf ihn zurücke, und will er so den Streich mildern? auch dazu ist Wieland zu gerecht, hat er, gleich Uzen, zu sinnlich reizend geschrieben, so bekenne er seine Fehler und trachte nicht damit größere zu decken. Hat er Uzen darum getadelt, daß er die weichliche Wollust reizend geprediget, so bleibet sein Tadel vor Gott und Menschen gerecht, ein Widerruf drückt seine Ehre in Staub. Nie, zu keiner Zeit weniger als izt, hätte Wieland so schreiben sollen! Wer wird nicht glauben, er suche etwas dabey! Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Ihnen mit solcher Freimüthigkeit meine Gedanken über die „Nachricht" überschrieben habe. Nur Wielands Feind kann ihm rathen, daß er dieselbe so drucken lasse." . . .

Diesen lebhaften Worten Künzlis an Bodmer gegen den Druck der besprochenen Erklärung Wielands folgte indessen eine ebenso lebhafte directe Einwirkung Künzlis auf Wieland selbst; und erst diese war das Entscheidende. Künzli reiste nach Zürich und hatte mit Wieland ein langes Gespräch, über dessen Inhalt der folgende Brief Künzlis an Bodmer vom 25. Mai 1758 Bericht gibt:

„Die kurze Zeit meines Aufenthaltes in Zürich hat mir

nicht erlaubt, bey Ihnen einen mündlichen Bericht von meiner Unterredung mit Hrn. W. abzustatten: ich thue es also hiermit schriftlich. Nach gethaner Versicherung meiner herzlichen Liebe für Hrn. W. sagte ich ihme ohne viel Umstände alsobald, warum ich expresse nach Zürich gekommen; ich erzählte demselben, daß ich seine veränderte Zuschrift an Sack und die derselben angehängte Nachricht gelesen und zwar so gelesen, daß ich es kaum glauben können, daß die erste Zuschrift und diese neue veränderte einen und ebendenselben Verfasser haben, ich versicherte ihn, daß ich von mir selber, ohne von Jemand eingenommen, auf die Gedanken kommen, daß diese seine gemachte Abänderungen so schädliche und verdrießliche Folgen zum Nachtheil der sonst von ihm vertheidigten guten Sache für ihn selber und auch für seine besten Freunde und Gönner haben würden, daß es ihn gewiß gereuen werde, wenn er bei seinem Entschluß bleibe, und die neue „Nachricht", oder vielmehr die seinem bisherigen Character ganz unanständige Abbitte, nicht supprimire. Ich bat ihn, mich ohne Widerrede anzuhören, und die Gründe zu erwägen, warum ich die Sache so ansehe, ich seye zum Voraus versichert, daß, wenn er alles werde angehöret haben, er die Sache ebenso ansehen werde, wie seine Freunde. Nachdem ich allso ihm die ganze Lage auf einmahl gegeben hatte, striche er die Segel und sagte ohne die geringste Einwendung weiter zu machen, er gestehe, daß er nicht geglaubt habe, daß diese Sache solche schlimme Folgen haben würde, ich solle nur sagen, wie der Sache am besten zu helfen. Ich schlug ihme vor, die Zuschrift unverändert zu drucken und die Nachricht ganz zu supprimiren; er sagte, er wolle es thun und also den Bogen ganz umdrucken lassen, und die Genealogie[1]) wegen Mangel des Platzes statt der „Nachricht" etwas abgekürzt dem Druck übergeben.

Ich lobte seine Willfährigkeit und sagte, daß er seinen Freunden und Gönnern, die mit mir hierinne gleiche Meinung haben und in deren Nahmen ich zugleich mit ihm geredet habe, dieses als eine Probe ihrer besondern Freundschaft und Liebe gegen ihn anrechnen werden. Nachdeme redeten wir bald von

[1]) Mit der Genealogie scheint das Inhaltsverzeichniß gemeint zu sein.

dieſem, bald von einem andern Grunde, den ich, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen, vorgebracht hatte. Wegen Hrn. Hofr. Sack dünkte mich, hätte er ebenfalls Urſache gehabt, beſorgt zu ſeyn, daß derſelbe es ſehr übel hätte nehmen können, daß er ihn ſo theuer ermahnt, gegen Leute als Verführer der guten Sitten zu ſchreiben, die er izt nicht undeutlich rechtfertige und ihnen Abbitte thue. Was hätte Sack von ihm denken ſollen. Wie, wenn er es gethan, wozu er ihn ermahnt, ſo theuer ermahnt! Vielleicht hätte er dann auch eine Nachricht geſchrieben, und jedermann vor Hrn. W. gewahrnet, der ſo unüberlegt und doch ſo hizig, als ob es die Sache Gottes betreffe, ſchreibe und dann nicht erröthe, ſein eigenes Betragen Calumniam religionis zu nennen. Um ein Uhr kame er zu mir zur Sonnen[1]) und ſagte, daß er ſchon in der Druckerey geweſen und die verabredete Anſtalten gemacht habe, er habe da auch ſie, mein theuerſter Gönner, angetroffen, und da Sie ihm geſagt, Sie begehren nicht, daß er anders als aus Ueberzeugung handeln ſolle, habe er Ihnen geantwortet, er habe eine billige Praeſumtion für Sie und den Herrn Canonicum,[2]) daß, wenn er es jetzt noch nicht recht einſehe, es doch ſo ſey, wie Sie die Sache anſehen. Er gabe mir widerholte Verſicherung, daß er den Bogen ſo, wie er geſagt, wolle drucken laſſen. Wenn Sie nun, theuerſte Gönner, mit dieſer genomenen Reſolution des Hrn. W. zufrieden ſeyen, ſo freuet es mich herzlich.“ ꝛc.

So hatte Martin Künzli die Unterdrückung der „Nachricht an den Leſer“ für die neue Ausgabe der „Empfindungen eines Chriſten“ bei Wieland durchgeſetzt. Eine Zeitlang ſchwebten nach jenem Geſpräche zwiſchen Künzli und Wieland die Freunde wol noch in der Furcht, daß Wieland am Ende doch wider andern Sinnes werden möchte. Aber da man auch andere Freunde gewonnen hatte, auf Wieland im Sinne der Unterdrückung ſeines

[1]) [Wol das bekannte Gaſthaus im „Kratz“ in Zürich, das eben jetzt der Zerſtörung beſtimmt iſt. Oder das von einem Bruder des Gerichtsſchreibers Grebel bewohnte Haus an der Schifflände?]

[2]) [Breitinger.]

Widerrufs einzuwirken, so war auch diese Besorgniß bald verschwunden. Am 5. Brachmonat 1758 schrieb Künzli an Bodmer:

„Nun bin ich wegen einem so baldigen Rückfall unseres Hrn. Wieland unbesorget; Eberts Brief muß ihn nothwendig in dem Guten stärken; der läßt ihm keinen Zweifel übrig, daß, wenn er seine kriechende Abbitte gethan, er es auch mit den rechtschaffenen Deutschen verdorben hätte; Herr Pfarrer Ehrhardt hat mir insbesondere aufgetragen, in seinem Nahmen Hrn. Wieland herzlich zu grüßen und ihm seine herzliche Freude zu bezeugen, daß er seine „Nachricht" unterdrückt."

Nach jenem Gespräche Künzlis mit Wieland, von dem der oben mitgetheilte Brief berichtet, ist Wieland in die Druckerei gegangen und hat den Abbruch des Satzes der „Nachricht an den Leser" befohlen. Die „Empfindungen eines Christen" erschienen nun nur mit der Zuschrift an Sack, aber auch diese ohne die besonders beleidigenden Stellen.[1]) Ein Abzug jener devoten Abbitte Wielands in seiner „Nachricht" hat sich gleichwol erhalten. Es ist der oben (S. 125 ff. der vorliegenden Schrift) wiederholte. Der Druck liegt im Nachlasse Bodmers, unter Künzlis Briefen, auf der Stadtbibliothek in Zürich. Von Bodmers Hand ist auf die Blätter geschrieben: „Sollte in die Edition von 58 kommen. Wir haben es verhüthet."[2])

Die Polemik Wielands gegen die Anakreontiker und seine wenig ehrenvolle Nachgibigkeit gegen seine Tadler, von der oben erzählt worden ist, fällt bereits in die Zeit, da Wielands Aufenthalt in Zürich sich dem Ende näherte und sowol Wieland selbst als seine Freunde eine Ortsveränderung mehr als je als für ihn heilsam erachteten.

[1]) Dieselben sind oben S. 123 ff. durch den Druck hervorgehoben. Der Titel der neuen Ausgabe ist: Empfindungen des [sic] Christen. Zweite Auflage. Zürich, bei Orell und Comp. 1758. 200 S. in 8°. (Mit e. Titelkupfer.)

[2]) Vgl. A. Sauer, Sämmtl. Werke von J. P. Uz, (Stuttg. 1890) Einl. S. LII ff., dem Verf. vorliegender Schrift erst während des Druckes derselben zugekommen. Daselbst ist von der hier mitgetheilten „Nachricht" Wielands bereits der größere Theil gedruckt, auch Bodmers Notiz dazu und ein Theil der brieflichen Aeußerungen Künzlis.

Wielands Benehmen, sowol in gesellschaftlicher als litterarischer Beziehung war in den letzten Jahren Veranlassung zu manchem Tadel für seine Freunde gewesen. Leidenschaftlichkeit und Wankelmuth, Undankbarkeit und übergroße Empfindlichkeit, Selbstüberschätzung und trotz dieser eine innere Haltlosigkeit scheint ihm von seinen Freunden vorgeworfen worden zu sein. Auch die Gunst seiner Damen scheint er verloren zu haben. Seltsamer Weise hat Wieland gerade in jener Zeit, in welcher er die Zuschrift an Sack den „Empfindungen eines Christen" voranschrieb, sich u. A. mit dem Gedanken getragen, Probst in Kloster-Bergen zu werden, und vielleicht hoffte er gerade durch die genannte Zuschrift die Fürsprache des einflußreichen Sack zur Erlangung solcher Stelle zu gewinnen. Natürlich haben Wielands Freunde und hat namentlich Künzli nicht unterlassen, die auswärtigen Gönner und Freunde von diesem und von den andern Plänen in Kenntniß zu setzen, die Wieland damals in Bezug auf die Neugestaltung seines Lebens durch den Kopf giengen.[1]) Und eben aus der Correspondenz der

[1]) Absichtlich ist in der vorliegenden Darstellung auf die schon in frühern Jahren Wieland sich darbietenden Aussichten und die von ihm gehegten Pläne, eine feste Lebensstellung außerhalb Zürichs zu gewinnen, nicht weiter eingegangen worden. In Bezug auf diese vielfach mit Wielands pädagogischen Bestrebungen zusammenhängenden Projecte sei auf B. Seufferts schon genannte, inhaltreiche Recension von Funcks Beiträgen zur Wieland-Biographie, Archiv f. Litt. Gesch. XII, 595 ff. verwiesen. Auch auf Wielands andere Arbeiten aus den Jahren 1756/7 (Beginn des Heldengedichtes „Cyrus", Ausg. Br. I, 250, „Ode zum dankbaren Andenken eines erlauchten und verdienstvollen Staatsmannes der Republik Zürich", Z., bey David Geßner 1757, „Plan einer Academie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute" (Seuffert, Archiv f. Litt. Gesch. XII, 607) u. A.) wird hier nicht weiter eingegangen. Nachgetragen sei indessen als eine bisher nicht bekannte Notiz, daß Wieland im Winter 1756/7 an J. G. Sulzers damals schon vorbereitetem Wörterbuch der schönen Künste, (der erst 1771 erschienenen „Theorie d. sch. K.",) Mitarbeiter war: Aus einem Briefe Sulzers an Bodmer vom 9. Nov. 1756 geht hervor, daß Sulzer von Wieland unter Anderm den Artikel „Vom Erhabnen" für sein Wörterbuch gewünscht habe. Am 12. Januar 1757 schrieb Sulzer an Bodmer: „Ich bin Ihnen für Ihren so reichhaltigem Beitrag zu meinem Wörterbuch ungemein verbunden, auch Hrn. Wieland." Und am 12. April 1757: „Ihre und Wielands Beiträge zu meinem Wörterbuch trösten mich für den Verlust einer ziem-

Freunde über dieſe Angelegenheiten erfahren wir, wie es damals mit der Beurtheilung Wielands von Seite ſeiner Freunde ſtand.

Bereits am 29. März 1758 hat Künzli an Bodmer geſchrieben: „Weil Sie es ſo gut finden, will ich dem Hrn. W[ieland] die Bedenklichkeiten des Hrn. S[ulzer?] wegen Kloſterbergen nicht überſchreiben; es wird gut ſeyn, wen er ſeinen Gedanken, Probſt im Kloſter zu werden, fahren läßt; das glücklichſte für ihn wäre, wenn man ihm zum Bürgerrecht und einer Profeſſion in Baſel verhelfen könnte.“ Einige Monate ſpäter, am 8. October 1758, ſchrieb Sulzer an Künzli: „Es ſcheinet mir Zeit zu ſeyn, daß Wieland ſeinen Aufenthalt verändere! Aber wo ſoll er unterkommen? An die Stelle im Kloſter Bergen iſt für ihn gar nicht zu denken. Dieſe wird für einen alten und angeſehenen Geiſtlichen hier im Lande aufbehalten. Und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo iſt man hier zu Lande zu wenig für die Verdienſte eines deutſchen Dichters eingenommen.“ Endlich am 2. April 1759 — es war Künzli damals noch unbekannt, daß Wieland nach Bern ziehen werde[1]) — ſchrieb Künzli an Bodmer: „Nach dem letzten Bericht des Hrn. Regiſtrator [unleſerlich] bleibet W[ieland] noch ein ganzes Jahr in Z[ürich] und ſchreibet dafür einen Spectator;[2]) wäre es nicht beſſer, er gienge nach Hauſe und ſchriebe da für die Orelliſche Handlung auf gleiche Bedinge, ſo lehrnte er gewiß ſich und ſeine Umſtände beſſer kennen, nil fuit unquam sic impar sibi! Wer ihme von hier einen Floh wegen ſeiner J. Gray ins Ohr geſetzt hat, kann ich nicht wiſſen, wir glaubten, er hätte das ſchon längſt vergeſſen und denke auf ſeine Abreiſe, die man auch im Amt-

---

lichen Anzahl eigner Artikel, die ich durch ein auf meinem Tiſche eingebranntes Licht verloren habe.“ Auch Künzli hat Sulzer um Mitarbeiterſchaft an ſeinem Wörterbuch gebeten, ebenſo Gleim. In einem Briefe an Letztern ſagt Sulzer, daß Bodmer ihm „über hundert Artikel, die meiſtens die berühmteſten italieniſchen Dichter angehen, die er vortrefflich characteriſirt,“ zu ſeinem Wörterbuch eingeſendet habe. Br. d. Schweizer, I, 276.

[1]) Schon am 27. März hatte freilich Wieland an Zimmermann in Brugg geſchrieben: „J'irai à Berne,“ Ausg. Br. I, 347.

[2]) Vgl. Wieland an Zimmermann, Ausg. Br. I, 369: „Helfen Sie mir zu einem Titel für meine Wochenſchrift“ u. ſ. w.

haus nicht ungern ſehen würde. Ich förchte er komme, je länger er in Zürich bleibe, um ſo tiefer herunter, allein wer will ihm das ſagen?" Und 4 Tage ſpäter, als Bodmer, wie es ſcheint, die durch Zimmermann in Brugg vermittelte Ueberſidelung Wielands nach Bern an Künzli gemeldet, antwortete letzterer dem Zürcher Profeſſor: „Wenn Wieland auf Bern kömmt, ſo muß er ſeine Conduite ändern, oder mit ſchlechten Ehren von Bern weggehen. Ich dächte die Relation, darin er gegen Sie ſtehet, wäre vermögend, nach ſeinem eignen mir gethanen Geſtändniß, ihn zu disponieren, daß er ſich nicht ließe anfechten, wenn Ihre Maria ſchon ſeiner Johanna nachtheilig wäre. Sein Betragen gegen ſeine beſten Gutthäter macht ſeinem moraliſchen Character wenig Ehre, das „ingratum si dixeris" bleibet allezeit wahr, die Dankbarkeit iſt der niedrigſte Grad der Tugend, wer dieſe nicht hat, der hat gar keine; hergegen iſt Undank das ſchändlichſte Laſter. Ich hoffe noch immer, er werde ſich wiederum finden und in dieſem Stücke nicht bis zum Klopſtock herunter fallen." Nicht anders als die Freunde in der Schweiz ſcheint damals Sulzer in Berlin über Wieland geurtheilt zu haben: „Es iſt mir lieb," ſchrieb er an Künzli am 5. Brachmonat 1759, daß Wieland in einen andern Canton verſetzt wird. Ich war immer beſorget, etwas verdrießliches zu hören, ſo lange er noch in Zürich war." Und bedenklich ſetzt Sulzer hinzu: „Aber wie wird er mit ſeinen neuen Gönnern zurecht kommen? Sind es Leute, denen ſeine Verdienſte ſo gefallen, daß ſie für die Fehler ſeines Temperamentes und ſeiner Erziehung die gehörige Nachſicht haben werden?"

So iſt denn, wie bekannt, Wieland im Juni 1759 in das Haus des Herrn Friedrich von Sinner, damals „Baillif d'Interlaken", in Bern eingezogen.[1]) Die Abreiſe von Zürich fand am 11. Juni ſtatt. Aber Wieland iſt nicht, wie er Künzli verſprochen hatte, vor ſeiner Abreiſe von Zürich noch einmal nach Winterthur gegangen. An demſelben Tage, an welchem der unten folgende

[1]) Ueber Friedrich v. Sinner und deſſen Söhne vgl. L. Hirzel, Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſch. III, 113 ff. (Weimar 1890.)

Abſchiedsbrief Wielands an Künzli geſchrieben iſt,[1]) ſchrieb Künzli an Bodmer: „Nun iſt Hr. W[ieland] verreiſet; er hat bei Hrn. Schultheß Sulzer und mir ſchriftlich Abſchied genommen und uns ſeinen Cyrus zugeſchickt; ſein Abſchied war überaus höflich und freundſchaftlich; ich bin ſehr begierig, zu vernehmen, wie er von Ihnen geſchieden ſey und von Hrn. Canonico.“ Künzlis ſchon früher einmal gegen Bodmer geäußerter Wunſch, er hoffe, daß Wieland nicht anders als mit voller Zufriedenheit von Zürich ſcheide, gieng demnach wol in Erfüllung, aber der in Wielands Abſchiedsbriefe an Künzli ausgeſprochenen Hoffnung, daß Künzlis und Wielands Freundſchaft ſich recht lebendig erhalten und daß die Freunde ſich mit ebenſoviel Freuden wiederſehen möchten, wie Wieland im Frühling 1759 Zürich mit Schmerzen verlaſſen, iſt keine Erfüllung geworden.

„Wieland hat auf meinen Brief auch noch nicht geantwortet,“ ſchreibt Künzli am 10. Herbſtmonat 1759 an Bodmer, „es ſcheint, er ſeye in einer Zerſtreuung, die ihn nicht richtig denken läßt.“

In der That war Wieland ſchon kurz nach ſeiner Ueberſidelung nach Bern von Unmuth und innerer Unruhe ergriffen worden, die ihn gegen die Zürcher Freunde mit Nachrichten zurückhaltender ſein ließ, als er vielleicht unter andern Umſtänden geweſen ſein würde. Die Lehrthätigkeit, die er im Sinnerſchen Hauſe zu Bern übernommen hatte, befriedigte ihn nicht. Bereits am 7. und 10. Juli hatte er an Breitinger nach Zürich geſchrieben, daß er theils durch eigne, theils durch ſeines Freundes Zimmermann Schuld eine Uebereilung begangen, als er ſich von Herrn v. Sinner als Lehrer für deſſen Knaben habe gewinnen laſſen. „Ich ſehe nicht, wie ich mich mit einer guten Art losmachen könnte,“ hatte er geſchrieben, „und der embarras, worein mich dieſes ſetzt, betäubt mich zuweilen ſo ſehr, daß ich Ihnen nur keine Beſchreibung davon machen möchte.“[2]) Dem entſprechend

[1]) S. den letzten der unten folgenden Briefe Wielands an Künzli vom 5. Juni 1759.

[2]) Archiv f. Litteraturgeſchichte XIII, 220. (Der Brief war ſchon bei Zehnder-Stadlin, Peſtalozzi I, 632 ff. gedruckt.)

enthielt auch Wielands Brief an Bodmer vom 25. Juli keine specielle Erwähnung der den Dichter drückenden Verhältnisse[1]) und waren auch zwei Briefe, die Bodmer seit dem letzten Drittel des August an Wieland gerichtet, von diesem unbeantwortet gelassen worden.[2]) Erst am 6. September erstattete Wieland von seinem inzwischen erfolgten Abschied aus dem Sinnerschen Hause an Bodmer Bericht und im October erst erfolgte die ausführliche Beschreibung dieses Abschiedes in dem bekannten Schreiben an Breitinger,[3]) das, wie man aus dem folgenden Briefe Künzlis an Bodmer erkennt, alsbald nach seiner Ankunft in Zürich nach Winterthur geschickt ward und den dortigen Freunden nicht unbegründete Veranlassung gab, die alten oft gerügten Untugenden Wielands aufs Neue zu tadeln:

Am 29. Weinmonat [October] schrieb Künzli an Bodmer:

„Es ist uns allen sehr lieb, daß Wieland aus seinem Schlaf erwacht und sich wieder an seine wahre Gönner wendet; sein Brief an Hrn. Canonicus [Breitinger] zeiget, daß der Grund seines Herzens noch immer gut geblieben. Nur streckt er seinen Kopf zu hoch über andere Menschen hin; warum würde er sonst schreiben, „meine Herablassung mich gegen Hrn. S[inner] zu entschuldigen". Ich weiß nicht, wo er gestanden hat, daß er sich zum S. hat müssen herablassen, dieser ist von W. wirklich beleidiget worden; er wußte es ja, bevor er in Hrn. S. Hause gieng, daß er Kinder zu unterrichten habe, und da er bey ihm war, wollte er keine Kinder unterrichten, das deuchte ihn seine Würde entehren und mich die Adelwürde der Kinder mißkennen, Maxima debetur puero reverentia! Die Stelle in seinem Briefe, da er meldet, wie er von den Kindern S. Abschied genommen, hat mich gerührt.[4]) Sind das Kinder, bei welchen alle Arbeit

[1]) Ausg. Br. v. Wieland II, 65. Der Brief scheint freilich nicht vollständig abgedruckt.

[2]) Ebenda II, 89.

[3]) Archiv f. Litt. Gesch. XIII, 223 ff. Auf die Worte Wielands: „Die Herablassung, mich bey ihm zu entschuldigen, war bey ihm übel angewandt," bezieht sich Künzli besonders tadelnd in dem unten folgenden Briefe.

[4]) Wieland schrieb: „Hierauf als die Kinder ankamen, nahm ich von ihnen einen sehr zärtlichen und feyerlichen Abschied. Ich redete über eine

vergebens ist, die so zärtliche und liebreiche Herzen haben? Rechtfertigt das Wiel., daß er, stolz auf seine große Verdienste, diese um ihn weinende Kinder nicht werth gehalten, daß sie seiner Unterweisung genössen? Tertius e Coelo cecidit Cato, ich verstehe es buchstäblich. W.s démarche scheinet mir ein Fallen und nicht ein Steigen. Izt kömmt er noch über das mit einer neuen Dulcinea di Bondely zum Vorschein. Die Mädchens gefallen ihm zu geschwind gar zu sehr. Ich bitte Sie, helfen Sie mir zu rechten, ich denke ungerne so von Wieland, denn er ist alle Zeit ein außerordentlich großes Genie, aber sein Herz hat keine Bestandheiten. Seinen eingeschickten Project verstehen wir noch nicht, was wir davon verstehen, haben andere schon hundert Mahl gesagt; sehe er sich vor, daß er nicht ein Manzel werde und wie er ein jus naturae vere tale schreibe und uns ein Christenthum daraus machen wolle, welches sich für die Menschen, wie sie sind, nicht schickt.[1]) Was ist der Mensch, was bestimmt den Menschen, daß er das ist, was er ist und nicht etwas anderes? Ist das etwa noch ein Räthsel, so suche man lieber das zuerst aufzulösen, als ihm Gesetze vorzuschreiben, sonst läuft man Gefahr, Gesetze zu machen, die sich für andre Geschöpfe als für die Menschen schicken, der Baconismus kann uns besser zurecht helfen, als der Platonismus" u. s. w.

War Wieland aus Gründen, die seine Verhältnisse zu Bern mit sich brachten, selbst gegen diejenigen seiner Zürcher Gönner, denen er am meisten Aufmerksamkeit schuldete, lange Zeit ziemlich zurückhaltend in schriftlichen Mittheilungen gewesen, so ist wol fast natürlich, daß Männer wie Künzli, die unter Wielands Freunden im Kanton Zürich immerhin erst in zweiter Linie gestanden waren, nun ebenfalls mit Briefen von ihm nicht weiter bedacht wurden.

Stunde mit ihnen und die Knaben und Mädchen weinten sich schier zu Tode und bezeugten mir ihre Zärtlichkeit auf eine Art, die mich selbst äußerst rührte." A. a. O. 226.

[1]) Anspielung auf den von Liscov verhöhnten Prof. Mantzel in Rostock und seine „Primae Lineae Juris Naturae vere talis secundum sanae rationis principia ductae."

Es scheint sogar zweifellos, daß Künzli auf sein nach Bern an Wieland gerichtetes Schreiben (s. o. S. 136) keine Antwort erhalten, ebenso daß Wieland mit seinem letzten Briefe an Künzli aus Zürich den letzten Brief an Künzli überhaupt geschrieben hat.

Wenn es nahe liegt, solche Schweigsamkeit Wielands gegenüber dem alten Freunde für ein Zeichen der innern Entfremdung zu halten, die zwischen beiden seit der letzten Zeit von Wielands Aufenthalt in Zürich eingetreten zu sein scheint, so ist andrerseits doch nicht außer Acht zu lassen, daß Wieland auch von Bern aus in Briefen an dritte Personen der Winterthurer Freunde noch immer freundlich gedacht hat und daß Wieland auch in Bern nicht vergessen haben konnte, daß seine Briefe an Breitinger und an Bodmer von diesen letzteren immer noch als an die Winterthurer mitgeschrieben betrachtet werden würden.[1])

So finden wir denn, daß Wieland von seinen litterarischen Projecten, wie von seinen sonstigen Plänen für die Gestaltung seiner Zukunft nur den Zürcher Freunden von Bern aus Mittheilung macht, daß diese aber wiederum mit den Winterthurern über diese Mittheilungen sich unterhalten, wie früher. Wieland hatte, um sich in Bern ein Ansehn zu geben, im Sommer 1759 keinen geringeren Ehrgeiz als den, an Stelle des verstorbenen Maupertuis Mitglied der Berliner Academie (der noch vor Kurzem so verhöhnten!) zu werden. Er fragte bei Bodmer an, ob nicht dieser und Künzli durch Sulzer in Berlin „diese wichtige Angelegenheit" zu Stande zu bringen vermöchten. Er schrieb in demselben Briefe vom 6. Sept. 1759, in welchem er Bodmer von den litterarischen Arbeiten für den kommenden Winter Bericht gab, (es sind vielleicht dieselben, auf welche Künzli am Schlusse seines bereits oben mitgetheilten Briefes vom 29. Weinmonat anspielt):[2])

---

[1]) Am 4. Sept. 1760 schrieb Künzli an Bodmer: „Unser Hr. Statthalter Hirzel hat einige artige Histörchen, den Hrn. Wieland betreffend, von dem Hrn. Sinner, der ihn zu Baden gesprochen, gehört. Der Herr Rathsherr von Biberach hat in Bern nicht eben die beste Rolle gespielt."

[2]) Ausg. Br. v. Wieland, II, 91, 94 vgl. 87.

„Man könnte das „Gedicht von der Natur der Dinge" und „Cyrus" so viel gelten machen, daß die Herren Academiciens mich dieser Ehre wohl so würdig finden könnten, als Herrn Bertrand.[1]) Formey kann viel thun. Aber ich möchte mich von hier aus nicht briguiren, sonst wäre die Sache vielleicht auch noch durch Hrn. Bertrand zu machen. Ich will aber unendlich Mahl lieber Ihnen und Herrn K[ünzli] und Herrn Sulzer dafür verbunden seyn, als Jemand anderem."

Kurze Zeit später schrieb Wieland an Breitinger: „Es wird mich sehr freuen, wenn unsre Freunde zu W[interthur] sich wohl befinden. Der Himmel verhelfe uns allen in einer bessern Welt wieder zusammen! die itzige erleidet mir oft recht herzlich, wenn ich daran denke, wieviel theure und werthe Freunde sie mir vorenthält."[2]) Auch zu Anfang des Jahres 1760 machte Wieland von seinen schriftstellerischen Arbeiten Mittheilung an Bodmer: Er berichtete, daß er eine „Clementine" verfertigt habe, in der Bodmer die Einflüsse des Berner Clima sehr merklich spüren werde, er sprach etwas später davon, daß dieses Stück, (es ist natürlich das 1760 im Druck erschienene Trauerspiel „Clementina von Poretta" gemeint,) den Beifall Lessings wenig gewinnen werde, er sprach zugleich sein Unbehagen über „Lessing und Compagnie", eine gewisse Furcht vor deren Kritik und doch den Wunsch, mit

[1]) Gemeint ist Elie Bertrand, aus Orbe, (Ktn. Waadt,) geb. 1712, der seit 1756 Pfarrer an der französischen Kirche in Bern war. B. führte viele Jahre lang die auswärtige Correspondenz der ökonom. Gesellschaft zu Bern und war Mitglied der Academien von Stockholm, Berlin, Florenz u. A. Er verfaßte viele naturwissenschaftliche Schriften, die man in der Biographie universelle ancienne et moderne, Paris (Michaud) 1811, und bei Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz, III, 238, Zürich, 1860, zusammengestellt findet. Wieland gedenkt B.s auch in dem Briefe an Bodmer v. 30. Jan. u. 2. Febr. 1760 mit den Worten „Herr Bertrand fabriciert Dissertationen über die Fossilien" (Ausg. Briefe, II, 117) und scheint damit B.s Arbeit an dem Werke „Dictionnaire universel des fossiles propres et des fossiles occidentelles, A la Haye 1762", zu meinen.

[2]) S. den Brief v. — October 59, Archiv f. Litt. Gesch. XIII, 228. Die Entfernung von s. Freunden in Zürich und Winterthur beklagte Wieland auch am 2. October gegenüber J. Iselin in Basel, in lebhaften Worten, Archiv f. Litt. Gesch. XIII, 200.

Leſſing und den Seinen öffentlich in Frieden zu bleiben, zu mehrern Malen deutlich aus.[1])

Auf alle dieſe Aeußerungen in den genannten Briefen, die Bodmer ſelbſtverſtändlich Künzli mittheilte, hat der letztere in Briefen an Bodmer ſich wiederum vernehmen laſſen. Es ſcheint ſich auf den Anfang des erſten der genannten Briefe Wielands an Bodmer, in welchem von einem mündlich zu entſiegelnden Geheimniß die Rede war, und auf die Bemerkungen über das bevorſtehende Erſcheinen der Ueberſetzungen Wielandſcher Gedichte[2]) ſo-

[1]) Briefe an Bodmer v. 30. Jan. u. 2. Febr., ſowie v. 9. März 1760. Ausgew. Br. II, 116 ff. Wieland ſpricht davon, daß Bodmer junge Leute in Zürich gewinnen möchte, dem Abbé d'Arnaud bei der Beſorgung des Journal étranger behülflich zu ſein und ihm Nova litteraria zu ſenden. „Doch möchte ich faſt bitten, daß Sie Befehl geben möchten, mit dem Knaben Leſſing ſäuberlich zu verfahren. Nicht als ob er die züchtigende Ruthe nicht verdiene, ſondern theils weil er Hörner an der Stirne hat, theils weil der Endzweck, den man bei einer Critik ſich vorſetzt, beſſer durch die Shaftesburiſche Manier, fein und kaltſinnig zu ſpotten, als durch die cauſtiſche Kritik, oder den magiſtralen Ton erhalten wird. — Die Herren O[rell] et C. haben mir ohnlängſt einen Anti-Philotas oder Philotimos geſchickt. Da Leſſings Philotas, ſo wie alle deutſchen Sachen, nicht bis nach Bern gedrungen, ſo kann ich kein zuverſichtliches Urtheil fällen. Ich ſehe wol aus dieſem critiſchen Stück, daß Leſſings Philotas große Fehler haben muß; aber ich wünſchte, daß der Ton und einige ſtarke Züge dieſer Critik nicht Anlaß geben möchten, die Beſchuldigung zu erneuern, deren ſich Uz, Leſſing und Compagnie wider mich mit gutem Erfolg beim Publico bedient haben" u. ſ. w.

[2]) Ausg. Br. II, 117: „Herr Tſcharner (gemeint iſt Vincenz Bernhard Tſch., vgl. Hirzel, A. v. Hallers Gedichte, CCCIII u. a. O.) iſt im Begriff eine neue Edition ſeiner Ueberſetzung von Hallers Gedichten in zwey Theilen herauszugeben. Der zweyte Theil iſt mit Ueberſetzungen von Hagedorn und mir Unwürdigen ausgefüllt." Die hier beſprochene Ausgabe des Tſcharnerſchen Buches hat den Titel: Poesies de Mr. Haller. Edition retouchée et augmentée. — Non omnis moriar. Hor. — Berne aux dépens de la societé. Chez Abr. Wagner Fils 1760. 8. Der zweite Theil: Seconde Partie. Ou Traductions, qui peuvent servir de suite aux Poesies de Mr. Haller. Berne, etc. (wie oben). Von Seite 167 an beginnen: IV Contes, et le fragment d'une himne sur Dieu par Mr. Wieland. Es ſind: Balsore (S. 168), Zenim et Gulhindy (S. 208), La vertue malheureuse (S. 256), Firnaz et Zohar (S. 286), Fragment d'une Himne sur Dieu (S. 331). Zu dieſen Ueberſetzungen iſt S. 168 die Bemerkung ge-

wie das der „Clementine“ zu beziehen, wenn Künzli am 19. Fe-
bruar an Bodmer schrieb: „Wieland ist in Critischen Umständen,
es wird sich zeigen, wenn er sein großes Geheimniß entdeckt, wa-
er für einen Hauptstreich wieder im Kopfe habe. „Qui sit Ma-
cenas“ etc. Wenn die Poesien, von Meister Hand gemacht, heraus-
kommen, so lassen sie doch auch ein Exemplar für mich kommen.“
Ein zweites Schreiben Künzlis an Bodmer ist vom 3. März 1760.
Künzli schrieb: „Wieland wollte ja zuerst seine Clementine der
Chur-Prinzessin in Sachsen dediciren, wie kömmt er jetzt an eine
preußische Prinzessin Clementine?[1]) Ich weiß nicht, was zuletzt
aus diesem Mann Wieland werden wird. Fortunam ipse sibi
suis fingit moribus. Es scheint, er wolle es mit den Deutschen
izt wieder gut machen, aber gerade mit denen, deren Feindschaft
ihn ehrt.“ Und zu diesen Worten setzte Künzli hinzu (man sieht,
wie ungerechtfertigt ihm Wielands Bangen vor Lessing vorkommt
und wie wenig auch er noch die Bedeutung Lessings erkannte):
„Was sind Lessing und Nicolai anders als was ein Pfarrer
F[üßli][2]) ist, boshafte Geiferer, qui eodem habitu contradictoria

macht: „Les traductions suivantes à l'exception du fragment d'une Hymne etc. sont tirées du Journal étranger de Paris.“ S. die vorige Anmerkung.

[1]) Clementina von Poretta. Ein Trauerspiel. Von dem Verfasser der Lady Johanna Gräy. Zürich, bey Orell und Compagnie 1760. 8 und 228 S. (ein Blatt Druckfehler mit der Ueberschrift: „Pauperis est numerare pecus“ außerdem). Das nach dem Beispiele Goldonis, der die Pamela des Richardson dramatisirte, nach Richardsons Grandison bearbeitete Stück war in der That von Wieland der preußischen Prinzessin Clementine gewidmet worden. Betr. diese Widmung schreibt Sulzer an Bodmer aus Berlin am 27. Mai 1760 (Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, 396): „Hr. Wieland hat mir ein paarmal geschrieben: Ich sollte seine Clementine der Pr. von Preußen übergeben. Vorläufig hatte ich schon davon gesprochen; aber er hat sie mir entweder nicht geschickt oder sie ist unterwegs verloren gegangen. Lassen Sie ihn doch dieses wissen.“

[2]) Joh. Konrad Füßli, der bekannte Widersacher und Lästerer Breitingers und Bodmers, der unter dem Namen Sanonomotuski gegen Breitinger auftrat und in dieser Maske auch unten in den Briefen Wielands an Künzli erscheint. Ueber Füßli vgl. Meyer v. Knonau, Zürcher Taschenbuch auf d. Jahr 1878, S. 66 ff. (Zwei rivalisirende Zürcher. Gelehrte ꝛc.). Vgl. L. Hirzel, Im Neuen Reich, 1878, I, 320. Danzel, Gottsched, Leipz. 1848, 241.

effudiunt.“ „Leſſing,“ fährt Künzli fort, „machet ſich trefflich luſtig über B[reitinger], daß er ſorgfältig die natürliche Eigenſchaft der Thiere will beibehalten wiſſen, wenn man von Thieren eine Fabel dichtet; und wenn B. behauptet, das Wunderbare ſeyen die Urſachen, warum man die Thiere in Fabeln reden und handeln laſſe, ſo ſagt dann Leſſing: Nein! ſondern weil die Thiere bey ihrem natürlichen Inſtinct bleiben, ſo dienen ſie, ganz beſtimmte Charactere ohne Zweydeutigkeit vorzuſtellen, ſo muß man ja genau bey ihren natürlichen Eigenſchaften bleiben.[1]) Ich weiß nicht, wenn das nicht heißt: idem de eodem simul affectionare et negare — für einem ſolchen Kunſtrichter ſollte ſich Wieland nicht bange ſein laſſen.“

Die ebenangeführten Briefe Künzlis reichen ſchon in die Zeit hinein, da Wieland den Gedanken, Bern wieder verlaſſen zu wollen, ſeinen Freunden bereits mitgetheilt hatte und da er die Hoffnung hegte, im heimathlichen Biberach „ein Etabliſſement“ zu finden.[2]) Es iſt bekannt, wie Wieland an dieſe Hoffnung die der ehelichen Verbindung mit Julie Bondeli knüpfte, welche letztere ſeit Wielands Aufenthalt in Bern die Gedanken des Dichters an ſeine Zürcher Freundinnen gänzlich in den Hintergrund hatte treten laſſen. Bekannt iſt ebenſo, und deshalb auch in dieſen Blättern nicht weiter auszuführen, wie dieſe erſte Hoffnung Wielands auf eine Anſtellung in der Heimath ſich zerſchlug, wie er auf Anrathen ſeiner Berner Freunde, beſonders Tſcharners, dann in Zofingen als Buchhändler ſich niederlaſſen wollte und wie endlich doch die Ausſichten auf eine Stellung in Biberach ſich verwirklichten, indem er am 30. Mai 1760 zum Rathsherrn in Biberach erwählt ward.[3])

Schon bei dem erſten Gedanken der Rückkehr in die Heimath im Februar 1760 hatte Wieland dem väterlichen Freunde in Zürich, Bodmer, ſeinen Beſuch auf acht bis zehn Tage in Ausſicht geſtellt.

---

[1]) Künzli bezieht ſich hier in nicht geringer Verkennung des Sachverhaltes auf die in Leſſings Fabeln 1759 (beſ. S. 174 ff.) gegen Breitinger gerichteten Bemerkungen.

[2]) Ausg. Br. II, 121.

[3]) Ausg. Br. II, 131 ff., 135 ff. Bodemann, Julie v. Bondeli, 62.

Nun kam er gegen Ende Mai wirklich und es scheint sogar, daß Wielands Aufenthalt in Zürich bis gegen die Mitte des folgenden Monats dauerte.[1])

Denn am 16. Juni berichtete Künzli an Bodmer über Wielands eben erfolgten Besuch in Winterthur: „Niemand als unser Hr. Schultheiß Sulzer[2]) hat das Glück gehabt, Wielanden zu sehen und bey einem kurzen Mittagsmahl bey sich zu behalten. Der Herr Rathsherr eilete fort, sein Reich einzunehmen; was er mit Hrn. Schultheiß geredet, ist abermals eine Probe, daß die Natur vergessen habe, da sie Wielanden, ihr Meisterstück, gestaltet, die Bestandtheit hinzuzuthun, alles ist vollkommen und alles ist bey ihm unbeständig, er ist sich selbst heut ein Gott und morgen kaum ein Affe."

Auf der Rückreise aus Zürich nach Schwaben hatte Wieland nothwendig den Weg über Winterthur nehmen müssen. Die kurze Dauer seines Besuches in Winterthur findet aber sicherlich ihre Erklärung nicht nur in der Eile, die Wieland nun nöthig zu haben glaubte, nach Biberach zu kommen. Wieland war aus Bern als der Liebhaber Julie Bondelis zurückgekehrt.[3]) Er dachte an die Heirath mit Julien. Von seiner neuen Leidenschaft waren die alten Freunde wol unterrichtet.[4]) Es scheint natürlich, daß der Flatterhafte jetzt eine Begegnung mit Martin und Regula Künzli ganz besonders zu vermeiden trachtete. —

---

[1]) Ausg. Br. II, 120. Die Abreise von Bern scheint am 22. Mai erfolgt zu sein. Ebenda 141. Ueber den Aufenthalt zu Zürich geben zwar die Quellen keinerlei Beleg. Aber da Wieland nach Winterthur kam, (s. u.) so muß er auch in Zürich gewesen sein, und daß er dort sich aufgehalten, scheint die lange zwischen der Abreise von Bern und der Ankunft in Winterthur liegende Zeit zu beweisen.

[2]) Johannes Sulzer war 1759 Schultheiß von Winterthur geworden, sein Sohn Wolfgang Dietrich kurz darauf dem Vater in das Amt des Stadtschreibers nachgerückt. Vgl. oben S. 65 Anm. 1 und Wielands Brief an Künzli vom 15. Hornung 1759.

[3]) Vgl. Bodemann, Julie v. Bondeli, 62 ff.

[4]) S. oben.

Nur noch einmal seit Wielands Scheiden aus der Schweiz begegnet uns in des Dichters Briefen an Bodmer eine Erwähnung der Winterthurer F:eunde, bei welcher man auch an Künzli denken darf.[1])

Mit der persönlichen Entfernung Wielands aus der Schweiz, mit dem sich immer erneuenden Eintreffen der befremdendsten Nachrichten über die Lebensführung des Biberacher Rathsherrn, mit dem allmäligen Verstummen der ernstern Muse des Dichters Wieland scheinen aber auch Martin Künzlis Gedanken sich mehr und mehr von Wieland entfernt zu haben. Was man seit Anfang der Sechziger Jahre von Wieland hörte oder las, gab den alten Freunden jetzt wieder, und jetzt mehr als je, Anlaß zu oft sehr starken Aeußerungen des Unwillens.[2])

Es scheint, daß Wieland zu Ende des Jahres 1760 oder zu Anfang des folgenden an Bodmer über sein neues Liebesverhältniß zu jenem ungenannten Mädchen in Biberach, das er im December 1760 zu heirathen dachte,[3]) ausführlich und mit einer detaillirten Schilderung seiner Geliebten Bericht erstattet habe, und daß auch dieser Brief, wie Wielands frühere Schreiben, von Bodmer nach Winterthur geschickt ward.[4]) Künzli kam beim Durchlesen des Schreibens der wunderliche Brief in den Sinn, den einst in ähnlichen Verhältnissen Klopstock, mit dem die Zürcher ja auch so freundschaftlich verkehrt hatten und dann so auseinander gekommen waren, an Bodmer geschrieben, und berichtet an diesen am 9. Hornung 1761: „Ich weiß, daß Sie den Brief haben vom Klopstock, den dieser als ein Bräutigam geschrieben hat, das ist auch so ein Original, daß gewiß vor ihme ein an Leib und Seel noch gesunder Mensch dergleichen nicht geschrieben hat und

[1]) Ausg. Br. II, 148—9: An Bodmer, den 1. Oct. 1760: „Lassen Sie mich ja nicht so lange auf eine Nachricht von Ihnen und unsern Freunden in Zürich und Winterthur warten, als ich Sie wider Willen habe warten lassen."

[2]) Vgl. unten; auch Heß an Bodmer, 11. December 1760, Zehnder-Stablin, Pestalozzi I, 522.

[3]) Bodemann, Julie von Bondeli, Hannover 1874, S. 65, 208, vgl. Scherers Recension, Anz. f. deutsch. Altert. u. d. Litt. I, 52.

[4]) Der Brief scheint verloren zu sein.

gläublich ſollte keiner dergleichen in das künftige geſchrieben werden. Allein der, den W. von ſeiner Braut geſchrieben hat, iſt ebenſo außerordentlich und der ſchreibet gerade das Gegentheil von ſeiner Geliebten: Der erſte iſt ein ſolches Lob von ſeinem Mädchen, daß er ſich und ſeine Dulcinea vollkommen lächerlich machet, und unſer Politicus, der wie ein Schach große Staatsſtreiche ſpielt, tadelt das ſeine ſo, daß er uns im Zweifel läßt, ob der Bräutigam mit ſeiner Seele oder die Braut, welche keine zu haben ſcheint, unter die Sehr-Affen zu zählen. Beide Briefe verdienten wegen ihrer Seltenheit zuſammen gedruckt und mit pſychologiſchen Anmerkungen begleitet zu werden. Ich verwundere mich nicht mehr, daß Wielanden der Menſch als ein Räthſel vorkömmt, denn was hat er, in ſich ſelbſt gekehrt, anders vor ſich?“ [1])

Aber mehr noch als dies. Nicht nur wie ein räthſelhaftes Weſen, wie ein Verlorner, wie ein ſeiner Sinne nicht mehr Mächtiger erſchien Wieland dem ehemaligen Freunde.

Es genügt, auf zwei Schreiben Künzlis an Bodmer aus dem Anfang und aus der Mitte der ſechziger Jahre hinzuweiſen.

Am 26. October 1761 ſchrieb Martin Künzli an Bodmer: „Was Sie von Wieland ſchreiben, iſt mir um ſo betrübter, als geringer die Hoffnung iſt, daß er möge errettet werden, vix expediet illum Pegasus illigatum triformi chimaera. Er hat auch in langer Zeit ſeiner Frau Amtmännin nicht mehr geſchrieben, da er doch ganz wahrſcheinlich es gewußt hat, daß ſie ihrem Ende ſo nahe geweſen. Folgen Sie, mein theuerſter Freund, ihren edlen Trieben und ſchreiben Sie wider an ihn, ein Brief von Ihnen, und über andre Sachen, kann ihn vielleicht vom Schlaf aufwecken, und ihn überzeugen, daß er aus dem Poculo Circes getrunken habe; überlaſſen Sie ihn nicht, wie er es verdiente, ſeinem eigenen Schickſal, ſonſt gehet er verloren; multis ille bonis flebilis occidet — nulli flebilior quam tibi —!“

[1]) Gemeint iſt der (ungedruckte) Brief Klopſtocks an Bodmer vom 12. Dec. 1752 mit Nachſchrift vom 24. März 1753, von welchem der Leſer unten Anhang VII die beſonders bezeichnenden Stellen abgedruckt findet, die Künzlis Urtheil über den Brief wol rechtfertigen.

Und am 10. September 1764 — schon im Frühling war die „Geschichte Don Silvios de Rosalva" mit der berüchtigten Episode vom Prinzen Biribinker erschienen — heißt es: „De Wielando melius est silere, quam pauca dicere. Ich verabscheue seinen Character, wenn er je einen hat; er ist ein Proteus; es scheint, er wolle alle Rollen spielen und dann in Bedlam sein Leben enden."

Zu der Unzufriedenheit mit Wieland[1]) kam in dem genannten Zeitraum ein neues litterarisches Interesse, das Künzli, wie auch Bodmer und die andern ehemaligen Freunde Wielands in der Schweiz, mehr und mehr in Anspruch nahm. Das eben damals in hellstem Glanze leuchtende Gestirn J. J. Rousseaus zog die Blicke der Menschen fast ausschließlich auf sich. Nicht mehr von Wielands neu erscheinenden Schriften, die ja bis 1764 mit Ausnahme der ersten Bände der Shakespeare-Uebersetzung, fast nur Neudrucke älterer Arbeiten waren, sondern von Rousseaus Schriften ist zu Anfang der sechziger Jahre in Künzlis Briefen an Bodmer vorzugsweise die Rede. Im Frühling 1762 hatte Bodmer Rousseaus „Emil" nach Winterthur geschickt und Künzli erwiderte am 12. Juni: „Ich habe nur noch die erste Partie des Buches gelesen. Rousseau denkt überhaupt nicht wie andre Menschen und man möchte von ihm, wie vom Newton fragen: „mange-t-il, boit-il comme les autres hommes?" Die wenigsten werden ihn verstehen, das Frauenzimmer hat Recht, das ihm in's Ohr geflistert: Tais-toi, Jean-Jacques, ils ne t'entendrons pas! Im übrigen glaube ich mit Ihnen, daß er das redlichste Herz habe und unter die grösten Geister zu zählen, die jemals in einem menschlichen Körper gewohnt haben. Jenes verdient Nachsicht und dieser alle Hochachtung und wenn er auch der gröste Ketzer wäre."

Und am 1. Juli 1765 schrieb Künzli: „Es schickt sich vortrefflich gut für Voltaire, daß er eine Verfolgung gegen Rousseau angestellt, quis ferat Gracchos de seditione quaerentes. Doch

[1]) Bodmer an Sulzer, 4. Sept. 1765: „Wielands Muse ist eine Metze eworden, die sich dem leichtfertigsten Leser in die Arme wirft." Zehnder-Stadlin, Pest. I, 416.

läßt das ebenſo artig, daß die Herren theologi dieſem Affen ihre Hände geliehen haben, ſeine Rachſucht zu ſättigen. Ein Böſer findet alle Zeit einen noch Böſern zu ſeinem Helfer."

Endlich ſcheint Künzli — er war 1760 vom Proviſor zum Rector ſeiner Schule vorgerückt — in der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, auch von den politiſchen Verhältniſſen und den öffentlichen Zuſtänden in ſeiner Vaterſtadt faſt über Gebühr und nicht zur Zufriedenheit ſeiner Freunde in Anſpruch genommen worden zu ſein,[1]) wie er denn auch der allgemeinen Politik und insbeſondere der Perſon und der Sache Friedrichs des Großen das lebhafteſte Intereſſe zuwandte.[2])

Die letzte der oben mitgetheilten Stellen aus Künzlis Briefen an Bodmer ſtammt bereits aus der letzten Lebenszeit Künzlis.

Martin Künzli ſtarb, unvermählt, am 29. December 1765.[3]) Sein Tod war für ſeine Freunde und namentlich für Bodmer ein ſchmerzlich empfundener Verluſt.

„Der Socratiſche, der Wolfiſche, der muntre, der ernſthafte, der liebe Künzli iſt nicht mehr!" ſchrieb Bodmer am 15. Januar 1766 an Sulzer nach Berlin. „Er ſtarb, als wir die beſte Hoffnung hatten, er wäre außer Gefahr; ſtürbe noch einer in dieſer Stadt, ſo wäre ſie für mich eine Wüſte. Als wir vorigen Sommer einander zum letzten Mal umarmten, wie wenig dachten wir, daß

---

[1]) Sulzer an Bodmer, Sept. 65. „Ich wünſchte, daß unſer Rector, ſtatt ſich in Polizeiſachen zu miſchen, ſich der einreißenden Pracht widerſetzte, die in unſerm Orte nicht bloß tödtlich, ſondern noch dazu höchſt lächerlich iſt." u. A. Vgl. Zehnder-Stadlin, Peſt. I, 416.

[2]) Vgl. den Brief Künzlis an Zellweger vom 2. October 1760: („Ich kann jetzt auch mit Ihnen etwas von unſerm Friedrich ſchwazen" ꝛc.). Zehnder-Stadlin, Peſtalozzi I, 644. Schon 1756 hatte Künzli ein Porträt Friedrichs II. von Sulzers Frau aus Berlin erhalten.

[3]) Mittheilung des Hrn. Dr. Geilfus aus dem von Antonius Künzli geführten Bürgerbuch von Winterthur. Eine andere Notiz (in einer Liſte der „Exſpectanten") gibt den 23. December 1765 als Todestag an. Doch iſt die von Antonius Künzli gemachte Angabe, wie Hr. Dr. Geilfus bemerkt, wol die zuverläſſigere, da Antonius Künzli den Perſonalien ſeiner eigenen Familie wol eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte.

es das letzte Mal sein würde. Mein Trost in dieser Trauer ist zum Theil, daß ich ihm bald in das enge Haus nachfolgen werde.“ [1])

Und in einem Briefe an Heß vom 31. Juli 1767 sagt Bodmer: „Winterthur ist für mich zur Einöde geworden, seitdem Künzli nicht mehr dort ist.“ [2])

In gleicher Weise ward auch Waser vom Tode Künzlis schmerzlich ergriffen. Bodmer berichtet in seinem „Denkmaal, dem Uebersetzer Butlers, Swifts und Lucians errichtet“ [3]) in Bezug auf Waser: „Da der Tod seinen Gesellschafter, den immer muntern Künzli ihm entzogen hatte, brauchte es Zwang, ihm die Furcht zu benehmen, die er für die Kanzel hatte. Nach und nach überließ er sich einer Unthätigkeit, in welcher es ihm Mühe machte, sich anzuziehen und zu entkleiden. Eine gewisse Simpathie mit seinem Swift setzte ihm die Einbildung in den Kopf, daß seinem Körper der gedankenlose Zustand desselben bevorstände.“ Auch ein Brief Wasers selber an Bodmer vom 18. Februar 1767 läßt, obwol in seinen speciellen Beziehungen nicht mehr recht erklärbar, die Trauer Wasers um den verstorbenen Freund aufs Deutlichste erkennen: „In den melancholischen Tagen, nicht von dem Laufe der Natur gebracht, welche wir verlebt, einige Zeilen von Ihnen zu erhalten, war mir ein rechtes Labsal. Wenn dergleichen Zufälle kommen, so bin ich je länger je mehr meinen eigenen Gedanken und Sorgen überlassen und fühle den Verlust unseres K[ünzli]. Möchte er doch ....! Er kannte den Menschen und seinen Character bestimmt. Was hätte er von Mitleiden gerührt wol nicht geredet, gethan! Was von den Aussichten für das Vaterland, für künftige Zeiten, für wolgeschaffne Gemüther ꝛc. Was hätte er nicht alles bedaurt, sich und andre gestählet, und unsre schwarzen Sorgen mit uns getheilt, daß wir den Gift derselben wenigstens nicht in seiner ganzen Stärke empfunden hätten ..... Doch Künzli ist nicht mehr!“

[1]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 422.
[2]) Ebenda, 524. 528.
[3]) Deutsches Museum, 1784, I, 526.

Es ist nicht zu sagen, von wem Wieland den Tod seines ehemaligen Freundes Künzli erfahren und wie er die Nachricht aufgenommen habe. Gerade aus der Zeit, in welcher Wieland den Tod Martin Künzlis vernommen haben kann, fehlen uns alle Briefe Wielands. In der von Ludwig Wieland veranstalteten Sammlung der Briefe seines Vaters an Salomon Geßner,[1]) in der so viele freundliche Erinnerungen Wielands an die alten Freunde in Zürich und Winterthur, insbesondere auch an Waser,[2]) zu lesen sind, findet sich keine Notiz über Künzlis Tod, da auch von diesen Briefen keiner aus der ersten Hälfte des Jahres 1766 stammt.[3])

Immerhin ist das Andenken Künzlis bei seinen ehemaligen Freunden auf lange Zeit hinaus ein sehr lebendiges geblieben[4]) und sicher ist aus der in vorliegender Darstellung schon öfter erwähnten, von Böttiger uns überlieferten Erinnerung Wielands an Künzli und seine muntre Natur und seine fröhlichen Scherze bei dem heitern Gelage mit Zörnli der Schluß gestattet: daß auch der alte Wieland noch dem lustigen Künzli ein freundliches Andenken bewahrt hat und daß auch die zwischen Wieland und Künzli (seit des erstern Abreise von Zürich) muthmaßlich eingetretene Differenz nicht groß genug gewesen ist, die Gestalt des humoristischen Winterthurer Rectors, der einst mit ihm zum litterarischen Generalstabe Bodmers gehört hatte, aus dem Andenken des deutschen Dichters ganz zu verdrängen.

---

[1]) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Wien, 1815. I, 1—109.

[2]) Ebenda I, 40; 43; 52; 54; 69; 89.

[3]) Ebenso ist in der Zürcher Sammlung von Wielands Briefen eine Lücke vom 27. Juni 1765 bis 10. Juli 66.

[4]) Im Sommer 1776 schrieb Sulzer während seines Besuches in der Schweiz aus Wülflingen bei Winterthur an Bodmer: „Bisweilen wecken wir unsern verstorbenen Freund Künzli ... wieder auf, um einen lustigen Einfall mehr zu bekommen." Br. d. Schw. I, 443.

II.

Wielands Briefe an die Geſchwiſter Künzli.

A Mademoiselle

Mademoiselle Künzli,

chés Madame la Greffiere Grebel,

im Friesenbergli à Bade.[1])

franca.

Zürich den 17. Sept. 1756.

Wehrteſte Freundin,

Macht Ihnen das Bad ſo viel Geſchäfte, daß Sie keine Viertelſtunde finden können, die wartende Sehnſucht Ihrer Freunde zu ſtillen, welche Sie nur mit etlichen Zeilen von Ihrem und unſrer theuren Mad. Gr[ebel] Wohlbefinden ſo ſehr erfreuen könnten. Hat Ihnen der Doctor das Schreiben verboten? Oder hält Sie eine jüngferliche mauvaise honte zurück, an mich zu ſchreiben? Oder halten Sie uns für ſo kaltſinnig, daß uns Ihre Kaltſinnigkeit nicht ſchmerzen ſollte? Oder haben Sie keine Feder? Könnten Sie nicht mit einem Hühnerfuß ſchreiben? Oder wenn Ihnen die Finger weh thun, ſo könnten Sie ja die Feder in den Mund nehmen und wenigſtens nur dieſe wenigen Worte auf ein Papier kratzen: „Wir ſind recht wohl auf und denken zuweilen an Sie.“ Was ſoll ich denken? oder was ſoll ich ſagen? Wollen Sie mich noch lange ſo verlegen laſſen? Grauſame! Meynen Sie, ich könne nun Ihre Gleichgültigkeit ertragen, nachdem Sie mich in Baden ſo liebreich aufgenommen haben? Ich bitte Sie, allerliebſte Freun-

[1]) Vgl. oben S. 108.

bin, ſchreiben Sie mir, oder kommen Sie bald ſelbſt, oder — do
ich hoffe, Sie werden mich nicht aufs äußerſte treiben. Em
pfehlen Sie mich unſerer Fr[au] Gr[ebel] und ihren übrigen werthe
Geſellſchafterinnen. Die Fr[au] Amtm[ann] grüßet Sie aufs freun
ſchaftlichſte und verlanget eben ſo ſehr wie ich nach einiger Nac
richt von Ihrem Wohlbefinden. Leben Sie wohl, Meine werth
Freundin, und vergeben Sie dieſen Mahnbrief Ihrem

gehorſamſt ergebenſten Fr. u. D.

Wieland.

2.

A Mademoiselle

Mademoiselle Künzli

a Vintretour.

Zürich, d. 26. Jenner 1757.

Meine theure und liebenswürdige Freundin,

Obgleich dieſes das erſte Blatt iſt, das ich an Sie zu richten die Freyheit nehme, ſo erlauben Sie mir doch, wie ich hoffe, eben die kunſtloſe Sprache darin zu reden, an die uns der mündliche Umgang gewöhnt hat. Sie haben mir erlaubt, Ihnen zu ſchreiben, ja was noch mehr iſt, — nicht durch mein inſtändiges Bitten, nicht durch mein ungeſtümes Fehen, ſondern durch Ihre eigenthümliche angebohrne Leutſeligkeit bewogen, haben Sie mir verſprochen — Aber erſchrecken Sie nur nicht; ich dringe dieſesmal noch nicht auf die Erfüllung Ihres gütigen Verſprechens; dieſes Blatt ſoll auch nicht für ein eigentliches Schreiben, ſondern nur für eine Art von Entſchuldigung gelten, worin ich Ihnen melden will, warum ich nicht ſchon eher der allerangenehmſten Erlaubniß bedient habe, die einem getreuen Platoniſchen Liebhaber jemals gegeben werden kan. Vielleicht erinnern Sie ſich noch, daß ich Ihnen ſagte, ich arbeite in Nebenſtunden an einer Art von dramatiſchen Werken, die weder eigentliche Tragödien noch Comödien ſind. Ich nahm mir ſchon damals vor, Ihnen nicht eher zu ſchreiben,

bis ich Ihnen durch Ueberſendung des Manuſcriptes von Panthea und Araspes Stoff gegeben hätte, mich mit einer Antwort zu erfreuen. Weil nun dieſe comiſche Tragoedie noch bey weitem nicht fertig iſt, ſo muß ich es alſo noch immer anſtehen laſſen, mein von Ihnen zugeſtandenes Recht geltend zu machen. Wenn Sie aber dem ungeachtet mir nur ein paar Zeilen auf dieſe, die itzt vor Ihren geiſtvollen Augen liegen, zurückſchicken wollten, welch eine gütige Gefälligkeit wäre das! Und glauben Sie mir, meine werthe Freundin, es iſt gar nicht überflüſſig, daß ich auf eine ſolche Art wegen des Verluſts Ihres angenehmen, erfreuenden Umgangs getröſtet werde, den ich nun ſchon ſo lange habe vermiſſen müſſen, und deſſen gantzen Werth ich itzt, nachdem ich ſeiner beraubt bin, ſtärker als jemals empfinde. Geſegnet ſey der eilfertige Lauff der Zeit, der die glücklichen Tage beſchleuniget, da ich Sie wiederſehen, und mir das Vergnügen mit Ihnen umzugehen, beſſer zu Nutz machen werde, als noch geſchehen iſt! Indeſſen fließen die Stunden, Tage und Wochen ſchnell dahin! Wie gerne wollte ich ihnen erlauben, noch zehenmal ſchneller zu lauffen, wenn ſie nur dann langſam und ſchneckenmäßig dahinſchleichen würden, wenn Sie, meine Freundin, wieder bey uns, oder ich bey Ihnen ſeyn werde.

Empfehlen Sie mich Ihren beyden wertheſten Jungfer Schweſtern, und unterhalten Sie Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen für mich. Leben Sie wohl. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung und zärtlichſten Freundſchaft

Dero

gehorſamſter und ergebenſter Diener

Wieland.

Unſere Fr. Amtmännin empfiehlt ſich Ihrer wertheſten Jungfer Künzli und verſichert Sie ihrer zärtlichſten Ergebenheit.

3.

[An Martin Künzli.]

Zürich, d. 6. April 1757.

Hochzuehrender Herr,
Wehrtester Freund.

Endlich kan ich Ihnen die Lauge zusenden, die über Adolph Friedrich Reinhards Haupt gegossen werden soll.[1]) Sie ist aber gar nicht so ausgefallen wie sie billig sollte. Erstlich ist mein eigner Aufsatz schlecht und gar nicht tout d'une pieçe; angenehmere Arbeiten machten leider! daß ich ihn so lange verschob, bis ich, wegen Kürze der Zeit, den Dunsischen Fehler machen mußte, mit dem Setzer und Drucker in die Wette zu schreiben. Hienach haben Hr. Orell und Compagnie das ihrige ebenso wenig gethan als ich. Ich sahe daß sich auf dieses Gesindel gar nicht zu verlassen ist. Ich meynte sie hätten für sich selbst so viel Verstand zu wissen, daß man eine Schrift in 4 auch mit größern Lettern drucken soll. Was mich aber am meisten verdrießt ist ein ganz unsinniger Druckfehler, den ich dazu in den Correcturbogen zweymal geändert habe. Es heist nämlich pag. 20 statt: Davus ist Oedipus, Leibnitz ein Duns ꝛc. — Daraus ist Oedipus Leibniz ein Duns ꝛc.[2]) Wer kann dergleichen verfluchtes Zeug auseinander lesen? Ueberdieß ärgert mich, daß sie aus niederträchtigem Geitz ein einzelnes elendes Quartblätchen beygelegt haben, um an der ganzen edition etwa 12 β zu ersparen. Ich bin über alles dieses so verdrieslich, daß ich große Lust habe, die ganze edition in den Brand zu stecken.

Schreiben Sie mir doch, mein werthester Herr, ob Ihnen etwas daran läge, wenn das Ding erst im Herbst auf die Messe käme. Wenn dieses wäre, so wollte ich meine Execution mit dieser absurden Druckerey vornehmen.

Die moralischen Beobachtungen sind uns sehr angenehm gekommen. Ich habe sie schon ein paarmal in kleinen Gesellschaften

---

[1]) Vgl. oben S. 118 ff.
[2]) S. unten, Anhang VI, und oben S. 120.

vorgeleſen. Wir haben unſre Beine gar ordentlich wieder bekommen.[1])

Empfehlen Sie mich dem liebenswürdigen Kleeblatt Ihrer Schweſtern, insbeſondere der, die ich ganz vorzüglich meine Freundin zu nennen ſtolz bin. Empfehlen Sie mich auch allen meinen geehrteſten Gönnern und Freunden in W. beſonders Hrn. Pfr. Ehrhardt Hrn. Diac. Waſer und Hrn. Stadtſchreiber.[2])

Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, und lieben Sie allezeit

Ihren

gehorſamſten u. verbundenſten Diener

Wieland.

4.

[An Martin Künzli.]

Zürich, d. 12. April 1757.

Mein Herr und theureſter Freund,

Sie haben mir durch Ihre gütige Aufnahme des Schreibens an den ꝛc. das Herz geſtärket. Es gehe dann ſeinen Weg! Die

---

[1]) Anſpielung auf die Vorrede „An den Leſer" in den „Moraliſchen Beobachtungen und Urtheilen" von Waſer und Künzli, Zür. 1757. Vgl. oben S. 38. Daſelbſt heißt es: „Einſt ſaßen an einem Feiertage unter frohen Geſprächen die berühmten Schiltbürger in einer Matte zirkelförmig beiſammen; alle Thaten-reich und alle in rothen Strümpfen. Mit einmal wurden ſie die Menge ihrer unordentlich durch und über einander hingeſtreckten Beine gewahr. Sie ſtuzen, erſchreken, und wiſſen nicht mehr, welchem jedes Paar zugehört. Man rieth, man ſtritt, und zankte ſich, und lange war guter Rath theuer. Endlich geht ein Wanderer zum Glücke nicht weit von dar ſeine Straße. He guter Freund, ruft ihn einer von der Geſellſchaft klüglich herbei: Da ſiehe unſre Noth; wir kennen unſere Beine nicht mehr; könnteſt du uns nicht aus der Verwirrung heraushelfen? Ganz gut, ihr Herren, nur ein bischen Geduld. Mit dieſem reißt ſich der Fremde einen Stock aus dem Zaun, kömmt, und ſchlägt unſanft auf die Beine zu. Gleich ſpringen die Eigenthümer auf; jeder erkennt, daß er ſeine wahren eigenſten Beine wiederum hat und jeder bedankt ſich gar freundlich für den Dienſt. — Möchten, mein Leſer! Scribenten nur halb ſo glücklich ſein, die Menſchen-freundlich und durch ſanftere Mittel uns unſre öfters mißkannten Beine ebenfalls anweiſen" ꝛc.

[2]) Vgl. oben S. 65.

Hrn. Papierbesudler hatten schon eingepackt und fortgeschickt, wie ich kam und verlangen wollte, daß man den Davus in seinen Posten einsetzte. Unsere Deutschen mögen also dieses buchdruckerische hocus pocus selbst auseinander lesen.

Hat Ihnen Hr. Professor geschrieben, was für Dinge das P. Campi in Heideggers Zeitung anstellen wollte? Die Censur hat ihr veto gesagt; dennoch ist ihm hingegangen, daß er gegen Milton gelästert. Er wird aber nun, wie Sie sehen werden, nächstens seinen Lohn bekommen.[1])

Was man hier insgemein von den Moral. Beobachtungen sage, weiß ich in der That noch nicht.[2]) Unter dreißig Ursachen will ich nur diese zwey anführen, daß ich fast gar nie unter die Leute komme, und daß diese Schrift noch zu neu ist, um allenthalben bekannt zu seyn. Inzwischen weiß ich doch von verschiedenen, daß sie ihnen überaus wol gefällt. Hrn. Breitingers, Hrn. Bodmers und meiner Wenigkeit Beyfall hat sie im höchsten Grad. Wir würden noch manches Bändchen von dergleichen Allerley mit großem Dank annehmen.

Belieben Sie doch unsern theuren Hrn. Diacon Waser meo nomine höflichst zu salutiren und ihm meine besondere Dankbarkeit für das Exemplar, welches er mir gütigst hat zustellen lassen, zu bezeugen.

Aber wie sehr bin ich Ihnen von neuem für die so liebreiche Einladung zu Ihnen verpflichtet! Und wie sehr ist es Ihnen auch das würdige Paar unsrer Freunde! (Ich bediene mich dieses Nahmens gerne wenn ich von B[odmer] und Br[eitinger] rede, ohne die Ehrfurcht zu vergessen, die ich ihnen schuldig bin.) Es könnte uns wohl nichts angenehmeres seyn, als in einer so werthen

---

[1]) Mit „Heideggers Zeitung" scheinen die bei Heidegger u. Co. erschienenen „Freimüthigen Nachrichten" ꝛc. gemeint zu sein. Zu entscheiden, wer das P(ecus?) Campi gewesen und welcher Lästerung Miltons dasselbe sich schuldig gemacht, muß der Verf. Kundigeren überlassen. Nach dem unten folgenden Briefe Wielands vom 22. August 1757 scheint Sanonomotuski, d. h. Joh. Conr. Füßli, Pfarrer in Veltheim bei Winterthur, vgl. oben S. 142, gemeint zu sein.

[2]) Vgl. oben S. 156 u. 38.

ſchäzbaren Geſellſchaft wie wir zu W. hätten, ein paar Wochen zu durchleben. Es iſt aber hauptſächlich um unſern alten Philocles[1]) zu thun, dem wir, als die jüngeren, billig nachreiſen müſſen. Es iſt ſogar noch ungewiß, ob Hr. Canon. Br[eitinger] mitgehen kan. Indeſſen wenn die Reiſe vor ſich geht, werden wir immer zweymal auf der Hin u. Her Reiſe das Vergnügen haben, Sie zu ſehen.

Aus Dero Erlaubniß ſende ich einen Brief an Hrn. Hofpred. Sack nebſt meinen gehorſamſten Empfehlungen an Sulzer. Ich verbleibe mit aller möglichen Hochachtung und Zärtlichkeit

Mein theureſter Freund,

Dero gehorſamſter u. ergebenſter
Diener Wieland.

Mille complimens à Mlls.
vos sœurs.

5.

[An Martin Künzli.]

Zürich, den 10ten Augſtm. 1757.

Theuerſter Herr und Freund,

Ich bin es ſchon ſo lange gewohnt, Sie zu verehren und zu lieben und von Ihnen thätliche Beweiſe Ihrer ſchäzbarſten Freundſchaft zu empfangen, daß ich herzlich wünſchte, Ihnen meine Dankbarkeit auf eine nachdrücklichere Art als durch Worte bezeugen zu können. Hätte ich zuletzt nur die Satisfaction, mich Ihrer Freundſchaft ſo würdig zu glauben, als Sie es ſind, die meinige zu haben; aber alles was ich mir ſelbſt, ohne mir zu ſchmeicheln, bewußt bin, iſt, daß ich mir jede Erinnerung an Sie, als meinen Freund, zu einer reizenden Ermunterung dienen laſſe, die guten Hofnungen, welche Sie nebſt meinen übrigen Freunden von mir gefaßt haben, immer beſſer zu erfüllen, und Ihnen ſo das Vergnügen zu machen, Ihre Achtung und Zärtlichkeit wohl angewendet zu haben.

---

[1]) Dr. J. L. Zellweger in Trogen, vgl. oben S. 31 u. 104.

Sobald ich bey Hauſe war, und erzählt hatte, wie glüklich ich in Ihrem Hauſe und im Umgang der beſten Freunde gelebt, ſagte ich, daß Sie uns Hofnung gemacht hätten, diejenige Ihrer liebenswürdigen Schweſtern, welche mit der Frau Amtmännin ſchon lange perſönlich bekannt iſt, uns für etliche Tage gütigſt zu überlaſſen, wofern die Fr. Amtmännin dieſe höchſt ſchäzbare Freundſchaftsprobe durch eine ähnliche erwiedern, und hinwieder etliche Tage bey ihrer geliebteſten Jungfer Künzli zubringen wollte. Der erſte Theil meines Antrags machte ſowol dem Jkr. Amtmann als der Fr. A. ein ungemeines Vergnügen; die Frau Amtmännin machte zwar aus allzugroßer Beſcheidenheit, die nahe an die Schüchternheit grenzt, einige weibliche Schwierigkeiten wegen des zweiten Puncts; allein das Verlangen, eine ſo geliebte Freundin bey ſich zu haben, überwand ſelbige gar bald. Jkr. Amtmann hat mir alſo befohlen, nebſt ſeiner höflichſten Empfehlung Ihnen ſchon zum Voraus für dieſe nie genug zu ſchäzende Gewogenheit zu danken und die Jungfr. Schweſter aufs freundlichſte und angelegentlichſte zu ſich einzuladen, mit der Verſicherung, daß er ſeine Gemalin, wofern Sie es wünſchen, willigſt für einige Tage ſo edeln Freunden hinwieder anvertrauen wolle. Sollten Sie, mein theureſter Herr, in Begleit Ihrer Jgfr. Schweſter uns auch mit Ihrer Gegenwart erfreuen, ſo würde unſere Freude deſto völliger, und unſere Dankbarkeit deſto größer ſeyn.

Wir ſehen itzt den goldnen Tagen voll freundſchaftlichen Vergnügens mit Verlangen entgegen. Die Zeit iſt Ihnen und der Jgfr. Schweſter gäntzlich überlaſſen; Sie kommen uns allezeit höchſt erwünſcht und erfreulich.

Erhalten Sie mich, mein werthеſter Freund, in dem Andenken aller meiner theureſten Freunde und Gönner, vornehmlich des verehrungswürdigen Hrn. Pfr. Erhard, den ich wie einen Engel verehren würde, wenn ſeine ausnehmende Humanität mich nicht auf eine angenehme Weiſe nötigte, in Jhm den beſten Menſchen zu lieben. Vergeben Sie mir, wenn ich mich ſeltſam oder ungeſchickt ausdrücke. Meine Empfindungen ſind ſo ſtark, wenn ich an ſolche Perſonen denke, daß ich keine Zeichen finde, ſie recht auszudrücken.

Jch habe ungeſchikter Weiſe vergeſſen, das Porträt des großen

Königs, nach Ihrer Erlaubnis mitzunehmen.[1]) Darf ich itzt noch bitten ꝛc.

Leben Sie recht wohl, mein ſchätzbarſter und theurer Freund; Ihre Geſundheit und Glückſeligkeit liegt mir zunächſt am Hertzen. Erhalten Sie mir Ihre Liebe, und glauben, daß ich mit der aufrichtigſten Ergebenheit, und mehr als ich jemals werde ſagen können, ſey,

Dero

verbundenſter u. gehorſamſter Diener u. Fr.

Wieland.

6.

A Mademoiselle

Mademoiselle Künzli,

par fav. à Vintretour.

Zürich den 17. Augſtm. 1757.

Welch ein Vergnügen haben Sie mir gemacht, meine Freundin! ich müste eine andere Sprache haben, als die Irdiſchen ſind, um es Ihnen zu beſchreiben. Meine Freundin, meine Schweſter, erlauben Sie mir, ein wenig ſchwärmeriſch zu ſeyn; mein Hertz iſt lauter Empfindlichkeit und mein Verſtand billiget die Empfindungen, die ich für Sie habe. Das Vorurtheil, das man ſonſt mit Recht gegen die Aufwallungen des Hertzens hat, läßt ſich nicht wol auf mich anwenden. Niemand liebt ſeine Freunde zärtlicher und unveränderlicher als ich und wenn auch beſondere Umſtände einige äußerliche Veränderung machen, ſo bleibt doch der fond meines Hertzens allezeit der gleiche. Unſere Freundſchaft wird deſto gleicher bleiben, da ſie keine Liebe vom erſten Anblick war, ſondern durch unmerkliche Grade nach und nach aufgeblühet iſt. Dennoch müſſen Sie mir erlauben, über Ihren erſten Brief ſo entzückt zu ſeyn, als ich ehmals über den erſten Kuß meiner Sophie war. Würklich bin

[1]) Vgl. oben S. 148 Anm. 2 und Wielands Ode „Auf das Bildniß des Königs von Preußen, von Herrn Wille", Zürich, bey David Geßner, 1758. 2 Bl. 4.

ich es so gewesen. Und noch itzt ist mein Herz viel zu voll, als daß ich schreiben könnte. Wie freue ich mich auf Ihre Ankunft, wie verlangt mich danach! Dann will ich Ihnen alles alles sagen, was mein Hertz zu sagen hat, und Sie müssen mich anhören, und nicht über mich schertzen. Es ist ganz gewiß, daß in der Freundschaft mehr Zärtlichkeit ist, als in der angenehmen Raserey, die man eigentlich Liebe heißt; und das ist darum ganz natürlich, weil jene mehr eine Liebe der Seele und diese mehr eine Liebe des Leibes ist. Kommen Sie denn, kommen Sie, Meine Schwester! (wieviel süßes ist in diesem Nahmen!) — Kommen Sie zu Freunden, die Ihren ganzen Werth kennen und empfinden, zu Freunden, denen Ihre Gegenwart paradiesische Tage machen wird. Unsre theure Fr[au] A[mtmännin] ist entzückt über die nahe Hofnung, Sie bey sich zu haben. Wir können diese Hofnung nicht aufgeben, daß Mad. Grebel Sie zu uns bringen wird. Lassen Sie uns doch das Vergnügen, einander glücklich zu machen, in seinem ganzen Umfang, genießen. Sie könnten nicht anders als sehr vergnügt seyn, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie durch Ihre unschäzbare Freundschaft glücklich machen,

Ihren

ergebensten und getreuesten Freund und Diener

Wieland.

7.

[An Martin Künzli.]

Zürich den 22. Augst. 1757.

Mein Herr und theurester Freund,

Eine kleine Reise, auf der ich die Ehre hatte, die Frau Amtmännin und ihre Frau Schwester, Mad. Meiß[1]), nach Regensperg

---

[1]) Anna Maria Meiß, geborne Meyer von Knonau, die Schwester des Fabeldichters Joh. Ludwig Meyer v. Knonau und der Verena Grebel, geb. Meyer v. K., war das vierzehnte von den fünfzehn Kindern ihres Vaters, (der Fabeldichter das dritte, Frau Grebel das neunte) und 1722

zu begleiten, hat mich verhindert auf Dero verbindlichstes Schreiben eher zu antworten. Und was kan ich auf so viel Güte und Leutseligkeit, die Sie darin gegen mich zeigen, antworten? Alles was ich sagen kan, ist daß mir Ihre Freundschaft und eine jede Würkung und Äußerung derselben im höchsten Grade werth und theuer ist, und daß ich die Erhaltung Ihrer Achtung und Liebe unter die grösten Glückseligkeiten rechne, deren ich, soviel als mir möglich ist, mich würdig zu machen bemüht seyn soll. Ich bin nicht im Stande viel zu sagen, wo ich viel empfinde; deßwegen will ich nur nicht versuchen, Ihnen zu sagen, wieviel Freude Sie der Fr. A. und mir gemacht, da Sie um unsertwillen in eine kleine Trennung von der liebenswürdigsten Schwester so großmüthig und auf die verbindlichste Art eingewilliget haben. Wir warten itzt mit Verlangen auf die goldenen Tage, die uns bevorstehen, und hoffen Mad. G[rebel] werde viel zu gütig seyn, als dieselben uns auf irgend eine Weise vorzuenthalten.

Hr. Canon. Br[eitinger] und Hr. Prof. B[odmer] empfehlen Sich Ihnen und versichern Sie ihrer vollkommensten Hochachtung und dankvollen Ergebenheit. Beyde, sonderlich aber der erste, überfließen von freundschaftlichen Empfindungen, so oft wir, (wie oft geschieht,) von Ihnen und unsern übrigen theuresten Gönnern und Freunden zu W[interthur] reden. Glauben Sie nur, daß unsre Herzen Ihnen ganz und gar ergeben und eigen sind.

Von der Sanonomotuskischen Angelegenheit kan ich Ihnen soviel berichten. Der Brief des P. C. war zwar impertinent genug,

---

geboren. Sie heirathete 1742 Johannes Meiß „im Winkel", der Landschreiber in Weiningen war und 1750 starb. Zur Zeit ihrer Fahrt mit Wieland nach Regensberg war sie also 35 Jahre alt und Wittwe. Sie starb 1760. Nach gütigen Mittheilungen von Prof. Gerold Meyer v. Knonau. — Daß Wieland öfter in Gesellschaft der Frau Meiß war, scheint die Nachschrift zu einem undatierten Briefe Wielands an J. J. Breitinger zu bezeugen (W. hat eine Uebersetzung der Apologie des Socrates gemacht und sie Breitinger auf dessen Wunsch gesendet): „Ich reise diesen Nachmittag mit der Fr(au) A(mtmännin) nach Meilen zur Fr. Meisin. Wir kommen längstens am Dienstag wieder. Meine Knaben gehen nach Einsideln." Mscr. Zürich. Stadtbibl.

doch nicht in dem Grade, wie man ſich vorgeſtellt hatte.[1]) Der Inhalt iſt ungefähr dieſer: Die Gottloſen haben keinen Frieden, Jeſai LVII, 21, dieſes iſt der Text, worüber das P. C. dann einen ziemlich weitläufigen Commentarius macht und zuletzt zu dieſer application ſchreitet: Unter dieſe Gottloſen gehöre auch der Irenaeus ꝛc. welcher ein Kind des Verderbens ſey, und an dem er, P. C., alle Kennzeichen des Antichriſts gefunden habe, ſich daher auch in ſeinem Gewiſſen verbunden achte, ihn auf alle mögliche Art aufzuſuchen und ans Tageslicht hervorzuziehen. Er hoffe auch, die Hrn. Examinatoren, ob ſie gleich in dgl. Sachen nicht Richter ſeyen, werden doch geneigt ſeyn, ihm, P. C. in dieſem chriſtlöblichen Vorhaben hülfreiche Hand zu bieten und zu dem Ende Hrn. Canon. Br[eitinger] fragen, woher er ſein Exemplar habe u. dgl.

Soviel ich weiß iſt beſchloſſen worden, dem oftbeſagten P. C. auf dieſen närriſchen Brief ganz und gar nichts zu antworten. Daß er aber damit zufrieden ſeyn werde, ſcheint mir nicht glaublich; vermuthlich wird er ſeine Feder von neuem und ſo lange mißbrauchen, biß ſelbſt unſern geduldigen Herren die Geduld ausgeht.

Sie, mein wehrteſter Herr, haben mir eine wahre Probe daß Ihnen die Pryfung Abrahams nicht mißfallen hat, durch die ſehr gründlichen Anmerkungen gegeben, die Sie darüber gemacht haben. Hr. Bodmer würde Ihnen noch nicht gewonnen geben, ich aber habe, da mir ſchon von andern Kennern die gleichen Fehler getadelt worden, ſchon vor einiger Zeit beſchloſſen, ſelbige bey einer künftigen Auflage zu verbeſſern. Der zweyte Fehler iſt ſonderheitlich ſehr choquant. Die Liebe zum Wunderbaren verleitete mich zu demſelben, wie Sie leicht werden bemerkt haben. Es begegnet zuweilen, daß wir um eine gewiſſe Schönheit zu erhalten, einen größern Uebelſtand nicht wahrnehmen, der dem Ganzen daraus erwächſt.

---

[1]) Aus dieſer Stelle ſcheint hervorzugehen, daß als das oben in Wielands Brief vom 12. April erwähnte P. C. Sanonomotuski, d. h. Joh. Conr. Füßli zu betrachten iſt. Vgl. oben S. 142 u. 158.

Das Bild des Königs ſoll bald wieder zu ſeinem würdigen Beſitzer zurükkehren. Behalten Sie dagegen das was mir von meiner S[ophie] übrig iſt, ſo lange Sie wollen. Nur belieben Sie zu merken, daß der Maler ein Mignard oder Vandyk hätte ſeyn müſſen, um ihr Gerechtigkeit anzuthun. Die Stirne und die Augen ſind das eintzige, was getroffen iſt; der Mund und le bas du visage iſt bey S. unnachahmlich ſchön, aber vom Mahler ganz verſtellt worden.

Ihren wertheſten Jgfr. Schweſtern empfiehlt ſich die Fr[au] A[mtmännin] und wiederhohlt ihre Bitte an diejenige von Selbigen, die uns zur Ehre Ihres Beſuchs Hofnung gemacht hat.

Leben Sie wol, mein theureſter Herr und Freund, und hören niemals auf zu lieben

Ihren

gehorſamſt verbundenſten Diener u. Fr.

Wieland.

P. S. Die Fr. Amtmännin erwartet, daß Jgfr. Künzli die Einkehr ſogleich bei ihr nehmen werde. Helfen Sie doch, mein wertheſter Herr, ſie dazu zu bereden; um ſo viel mehr, da Fr. Gerichtsſchr. dermalen kaum Platz haben wird, ſie zu legen. Unſere Freude würde nur halb ſeyn, wenn uns dieſe Bitte verſagt würde. Vergeben Sie unſerm Ungeſtüm.

8.

S. T. Herrn Proviſor Künzli

Zur Fortun

franco! in Winterthur.

Zürich den 20. Sept. 1757.

Mein theureſter Herr und Freund!

Dieſe wenige Zeilen begleiten unſre liebenswürdige Schweſter, die ſich itzt auf eine lange Reyhe kalter Monate von uns entfernt; aber uns mit der ſüßen Hofnung getröſtet zurückläßt, daß wir ſie

zugleicher Zeit mit dem Frühlinge wiederſehen werden. Mein eifrigſter Wunſch iſt, daß ſie in dieſer Zwiſchen Zeit mit dem beſten Bruder und mit Schweſtern, die ihrer beyder würdig ſind, geſund und glücklich leben mögen!

Die Reime, die ich Ihnen hiemit überſende, ſind ſchon am verwichenen Bettag gemacht worden. Es ſind dreyerley, damit Sie ſelbſt wählen können. Ich hoffe, Sie werden Gedult mit mir haben, da Sie wiſſen, wie wenig der alexandriniſche Vers und der Reim den Ausdruck eines Gedankens in unſerer Gewalt läßt.[1])

Eben itzt erfahre ich, daß die Jgfr. Schweſter noch ein paar Tage hier bleibt. Dieſer Brief mag alſo allein reiſen. Ich habe das anbefohlne an Hrn. Chorhr. Breitinger ausgerichtet. Er iſt Ihnen für dieſe gütige Attention und freundſchaftliche Dienſtfertigkeit ſehr verpflichtet. Er hat mir aber geſagt, die Sache betreffe nicht ihn ſelbſt, ſondern nur einen ſeiner Verwandten der mit dergl. Seſſeln jemand ein Praeſent machen möchte. Hr. Chorhr. weiß aber noch nicht, ob Selbiger hierüber eine feſte Reſolution genommen hat, und bittet ſich alſo für dißmal nur die Erlaubniß aus, ſich in dieſer Sache an Sie, mein wertheſter Herr, addreſſieren zu dürfen, wofern man auf dem Vorſatz bliebe, ſolche Seſſel anzuſchaffen. Ich habe Hrn. Pf(arrer) von Neftenbach[2]) ein ganzes Pack anecdoter Philoſophiſcher Schriften mitgegeben, die ein ſehr merkwürdiges Phénoméne zu ſeyn ſcheinen. Ich habe ihn gebeten, ſelbige Jhnen zu übergeben, ſobald er ſie ſelbſt geleſen. Mich verlangt Jhre Gedanken darüber zu wiſſen.

Sr. Hochwürden dem H. Pf. Erhard, deſſen Bild ins innerſte meines Hertzens eingedrückt iſt, und dem Hrn. Stadtſchreiber,[3]) nebſt Hrn. Diacon Waſer bitte mich angelegentlichſt zu empfehlen und ſie meiner reſpectuoſeſten Ergebenheit zu verſichern. Mille complimens à Mlles. vos chères sœurs. Ich danke Jhnen aller-

---

[1]) S. oben S. 105 Anm. 2.

[2]) J. C. Heß, vgl. oben S. 30 Anm. 3.

[3]) Vgl. oben S. 64 ff.

verbindlichſt, daß Sie uns Ihre allerliebſte Schweſter noch ein wenig länger überlaſſen. Leben Sie wol, theureſter Freund, und lieben Sie allezeit, Ihren mit aufrichtigſter Hochachtung und Freundſchaft

ergebenſten

Wieland.

9.

A Mademoiselle

Mademoiselle Künzli

à Vintretour.

Zürich den 20. Octobris 1757.

Wertheſte Freundin,

ich bin beynahe wie gewiſſe Leute, welche wenn ſie ſich freuen, haben wollen, daß ſich alle Welt mit ihnen freue. Der Unterſchied iſt bloß, daß ich, (nicht in ſo hohem Grade gutherzig wie jene,) ſchon zufrieden bin, wenn ſich nur meine Freunde mit mir freuen.

Je vous raconterai à cet heure le beau conte que je sai.

Ungefehr vor 4 Wochen bekam ich von meiner l. Mutter die Nachricht, Madame la Roche ſey zu Warthauſen angelanget, eine junge Gräfin von Stadion in das adliche Stift Buchau zu bringen, und ſie werde ſich ungefehr 10 oder 12 Tage aufhalten. Sogleich ſchrieb ich an die Schweſter der Mad. La Roche und bat ſie inſtändig mir einen großen Brief voll von ihrer Schweſter zu ſchreiben. Ich ſtund in der Meynung, M. la R. ſey ſchon wieder verreiſt, denn der von meiner Mutter beſtimmte Termin ihres Aufenthalts war ſchon verfloſſen, da ich ihren Brief erhielt. Acht Tage darauf bekomme ich ein Schreiben von Mad. von Hillern, (der la Roche Schweſter,) mit dem Bericht, das liebe Geſchöpf werde ſich noch länger zu W[arthauſen] aufhalten und werde mir antworten, wenn ich ihr ſelbſt ſchreiben wolle. Flugs ſetze ich mich noch ſelbigen Abend hin und ſchreibe einen hübſchen Brief, (ohne Ruhm zu melden, verſteht ſich,) an meines Hertzens Königin, worin

alles dahinaus läuft, daß ich ihr der Weitläuffigkeit nach den Zustand meines Hertzens abmale und sie versichere, wie ich sie, (unbeschadet dem Gebot „Du sollt dich nicht lassen gelüsten" 2c. 2c.) noch immer ebensoviel liebe wie vordem. Aber ich weiß nicht, was für ein der Liebe gehäßiger Dämon diesen Brief aufgefangen haben mag, genug sie hat ihn nicht erhalten. Da ich mir nun einbildete, ihr mit schreiben zuvorgekommen zu seyn, siehe da erhalte ich 5 Tage nach der Abreise meines Liebesbriefs ein Schreiben von dem allerliebsten Weib, worin sie mir zuvorkomt. Ich antwortete ihr wie sichs auf ihren Brief gehörte, beschrieb ihr meine itzige Glückseligkeit, richtete einen schönen Gruß an sie aus von den sämtlichen Damen meines Serails (Sie wissen, daß Sie die Ehre haben, auch darinn zu seyn,) und demonstirte ihr, daß ich keine Ursache habe, einen gewissen Hrn. La Roche zu lieben, wie sie in ihrem ersten Brief praetendierte. Es verdreußt mich, daß ich keine Abschrift von diesem Brief behalten habe. Er war versichert nicht ungeheut. Auf diesen Brief schickte mir nun meine liebe Infidele eine gar artige Antwort, und schied von mir, indem sie mir Hofnung machte, künfftig eine ordentliche Correspondenz mit mir zu führen. Beyde Briefe schicke ich Ihnen, meine liebe Freundin, Sie werden vieles darinn sehen, daraus Sie meine Sophie kennen lernen. Sagen Sie mir doch Ihre Gedanken darüber — Wenn Sie Luft haben, können Sie diese Briefe auch Ihrem Hrn. Bruder zeigen.

Nun lassen Sie sich auch fragen, was Sie guts leben, meine l. Schwester. Es verlangt mich von Ihnen selbst zu hören, daß Sie Ihren Freund noch lieben, und daß Sie mit Vergnügen an den Frühling denken, der Sie zu uns bringen wird, wie ich oft thue. Die Fr. A[mtmännin] empfiehlt sich Ihnen und grüßet Sie aufs freundschaftlichste.

Heute ist unsre Fr. Grschr. G . . .[1]) bey uns gewesen. Sie sieht aus wie die Prosperité selbst, und grüßet Sie von Hertzen —

---

[1]) Frau Gerichtschreiber Grebel.

Adieu, ma chere sœur. Portés Vous bien, et conformement à la priere de Mad. la Roche aimés bien

Votre

tres humble serviteur et tres devoué ami

W.

P. S. Verzeihen Sie dieſes eilfertige Geſchmier. Der Meiſter Hans, der Ihnen daſſelbe übergeben wird, hat mich eben erſt gefragt, ob ich nichts nach Winterthur habe, er werde morgen dahin abreiſen. Sogleich ſetze ich mich hin und ſudle dieſen Brief.

10.

A Monsieur

Monsieur le Proviseur Künzli,

à Vintretour.

Zürich den 23. Octob. 1757.

Mein wehrteſter Herr und Freund,

Sie ſind allzugütig einer ſo unendlich kleinen Gefälligkeit nur zu erwähnen, wie der Aufſatz von ein paar Reimen[1]) iſt, ich bin Ihnen und dem verehrungswürdigen Hrn. Pf. Erhard ſo höchlich verpflichtet, daß es mir niemals möglich ſeyn wird, nur den kleinſten Theil meiner Schuld abzutragen.

Ihre Anmerkungen über Araspes ſind vollkommen richtig, wie mich ſchon lange dünkte, ehe ich Ihnen dieſe unreiffe und unvollendete Geburt zu zeigen wagte. Es iſt mir daran gelegen, daß Sie dieſen Umſtand wiſſen, welchen die Jgfr. Schweſter bekräftigen wird. Ich will Ihnen ſagen, mein wehrteſter Herr, wie es mir mit dieſem Araspes gegangen iſt.[2])

[1]) Vgl. oben den Brief vom 20. Sept.

[2]) Dieſer Abſchnitt (mit Ausnahme des mittleren Satzes) ſowie der folgende iſt das Einzige, was von den Briefen Wielands an die Geſchwiſter Künzli bisher bekannt geworden, reſp. in die Zürcher Sammlung der Briefe Wielands aufgenommen worden war, vgl. Ausg. Br. I, 242, (wo übrigens auch, irrthümlich, Z. 10 v. u. „Lovelace machen" gedruckt iſt.)

Meine Hauptabſicht war eben dieſe, welche Sie fordern. Ich wollte aber, aus guten Gründen, der Erzählung des Xenophon in allen Stücken getreu bleiben. Ich mußte deßwegen den Araspes in ſeiner Leidenſchaft aufs äußerſte ſteigen laſſen, aber ich mußte ihn dennoch zu keinem muthwilligen Lovelace werden laſſen. Wie kam es denn ſo? amphora coepit institui vertente rota cur urceus exit? — Ich las eben um ſelbige Zeit wieder die Geſchichte der Clariſſa, — ich arbeitete in ſehr ungleichen Dispoſitionen und in ſehr unterbrochenen Zeiten an dieſem Gedicht — ich wollte dem Araſambes Gelegenheit geben, viel ſchöne Sachen zu ſagen — hierzu kam noch die Begierde, die ſo manchen Poeten ſchon verführt hat, meinem Hauptgemählde recht viel force zu geben — und alles das zuſammengenommen, machte, daß mein Araspes unvermerkt ſchlimmer wurde, als er ſeyn ſollte, um Mitleiden zu verdienen. Ich merkte den Fehler erſt nachdem ich den gantzen dritten Theil abgeſchrieben hatte und auf einmal überlas, und ich ward ſo maßleidig und unwillig über mein Verſehen, daß mir alle Luſt vergieng, das Drama zu vollenden. Und hiermit wurde Araspes verurtheilt, das Tageslicht niemals zu ſehen, wobey es auch, wenigſtens für eine ziemliche Zeit, bleiben wird. Uebrigens war meine Intention nicht, den Araspes im 5ten Theil als einen reuigen Sünder, ſondern als einen patienten darzuſtellen, den Cyrus durch das einzige Mittel wider eine ſolche Liebe, dergl. die ſeinige war, nehml. durch die Entfernung von dem geliebten Object heilet. Meine vornehmſte Lehre ſollte dieſe ſeyn: Man könne, NB. in gewiſſen Fällen, der Gewalt der Liebe nur durch die Flucht entrinnen; item amare et sapere vix Deo concessum esse. So viel von dieſen nugis.

Hr. Canon[icus] Breit[inger] iſt Schenkhofer oder, sit venia verbo, Bachus der hochwürd. Stift. Deßwegen können weder Hr. Bodmer noch ich ſeit vierzehn Tagen zu ihm kommen, und alſo konnte ich ihm Ihren Gruß und die kleinen anecdotes vom P. C.[1]) nicht überbringen. Verzeihen Sie, mein theurer Freund, daß ich ſo nachläſſig und kurz abgebrochen ſchreibe. Ich

[1]) Vgl. oben S. 158 u. 164.

wollte dieſe Gelegenheit nicht vorbeygehen laſſen, und hatte doch nur ſehr wenig Zeit zum ſchreiben übrig.

Je vous salue de tout mon cœur. Mes respectueux complimens à Mssrs. Erhard, Sulzer et Waser. Je suis avec une estime parfaite, de tout mon cœur, mon très cher ami et patron

Votre très humble et très devoué Sr. et ami

Wieland.

11.

[An Martin Künzli.]

[O. Datum.]

Mein theureſter Herr und Freund,

Sehen Sie was es nach ſich zieht, wenn man die beſte Welt behauptet! ich bin erſucht worden, beyliegendes Schreiben nebſt einem dazu gehörenden Aufſatz dem Hrn. Verfaſſer der Abhandlung über den Satz des Pope all is right, mit dem Symbolo παντα δοκιμαζετε, zu überſenden;[1]) und ich habe dieſes officium humanitatis nicht abſchlagen können, ob ich gleich beſorgen mußte, es möchte Ihnen nicht angenehm ſeyn, mit dieſem ſeltſamen aus einem Scholaſticus, Myſticus, Scepticus, Medicus, Chirurgus und Poeten zuſammengeſetzten animali hybrido zu thun zu kriegen.[2]) Es wird allenfalls Ihnen nicht mehr zugemuthet, als daß Sie ſeine barbariſche Proſe und ſeine Paralogisma leſen ſollen. Sie werden dies Perſonage am beſten aus ihm ſelbſt kennen lernen. Er iſt ein irrender Ritter, der, es koſte, was es wolle, die Wolfianer aus dem Sattel heben will, und im übrigen ein ſehr guter Menſch. Er hat mich ſchon Jahre lang mit ſeinen Disputen und Correctionen übel geplaget, ſonderlich wegen des Schreibens an den Verfaſſer der Dunciade. Wie er aber ſahe, daß ich theils zu obſtinat, theils zu träg ſey, mich mit ihm einzulaſſen, ſo beſchloß er, ſich an Sie

---

[1]) Dies war, wie oben S. 110 bemerkt iſt, das Motto von Künzlis Berliner Preisſchrift.

[2]) Gemeint iſt wahrſcheinlich der wunderliche J. H. Obereit, von dem Wieland damals Briefe empfieng. Vgl. Wielands Ausg. Br. I, 292, 294.

zu wenden. Er kan nicht ruhen, biß die Sache, wie er es nennt, im Reinen iſt. Sehen Sie nun ſelbſt zu, was mit ihm anzufangen iſt. Ich beſorge, es werde ihm nur zu Anticyra zu helfen ſeyn.

Seyen Sie ſo gütig, mein wertheſter Herr, und laſſen mich auch Antheil nehmen, wenn Sie gute Nachrichten von dem König haben. Ich grüße Sie und Ihre wertheſten Schweſtern von Hertzen, und empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen Andenken als Ihr

gehorſamſter und verbundenſter Dr.

Wieland.

12.

A Mademoiselle

Mademoiselle R. Künzli

franco. à Wintertour.

à la Fortune.

[Ohne Datum.]

Meine theure und wertheſte Freundin,

Ich ſoll im Nahmen der Frau Amtmännin und ihres Herrn Gemahls höflichſt bey Ihnen abbitten, daß unſer Jkr. Grebel ohne derſelben Vorwiſſen die Freyheit genommen hat, ſich bey Ihnen einzuquartieren. Ich will gegen ſo leutſelige und edelmüthige Perſonen wie ſie izt nichts weder von Ungelegenheiten noch Verbindlichkeiten ſagen; aber das iſt doch gewiß, daß die Frau Amtmännin ein neues Recht hat, die Erfüllung eines alten Verſprechens zu hoffen, welches Sie ihr ehmals gegeben und bisher immer aufgeſchoben haben. Kurz und gut, meine liebe Freundin, wir hoffen allerſeits, Sie werden uns die Gewogenheit erweiſen, uns im Amthauſe einige Tage mit Ihrer Gegenwart zu beglücken. Sie wiſſen wohl, daß wir einer ſolchen Probe Ihrer Freundſchaft nicht ganz unwürdig ſind. Dieſes ſoll ich Ihnen für die Frau Amtmännin, Jkr. Amtmann und für mich ſelbſt kund und zu wiſſen thun. Point de complimens, s'il vous plait. Bedenken Sie überdas, wie kurz die Zeit iſt, da ich noch ſo nahe bey Ihnen ſeyn kan, und kommen Sie dieſen Frühling wenigſtens aus Mitleiden zu mir ꝛc. ꝛc. — Wie wäre es, wenn ich Sie abhohlte?

A propos, eine kleine unverschämte Bitte. Wollten Sie nicht von der Güte seyn und (mit Ihrer besten Gelegenheit und Weile) mir einige Müsterlein von ungewässertem feinen Camelot zu einem Sommerkleid nebst Meldung der Preise überschicken. Belieben Sie selbst die Farbe auszuwählen, die Ihnen die daurhafteste scheint, und vergeben Sie die Mühe, die ich Ihnen verursache. Zum Futter möchte ich gerne einen halbseidenen Englischen Zeug von gleicher Farbe wie der Rock.

Nebst höflichster Empfehlung an den Hrn. Bruder und die Jungfr. Schwestern von uns allen und von mir besonders, ersuchen wir Sie, auch unsern Junker in unserm Nahmen zu begrüßen und ihn zu erinnern, daß morgen nachmittags um 3 ein Abkömling des berühmten Rossinante zu Basserstorf auf ihn warten werde.

Erlauben Sie, meine liebste Freundin, daß ich Sie mit der Zärtlichkeit eines Bruders umarme und Ihrem Andenken empfehle

Ihren
ergebensten
Wieland.

13.

à Monsieur
Monsieur le Proviseur Künzli
franco.
à la Fortune à Wintertour.

Mein theurester Herr und Freund,

Kaum haben Sie von Zürich die Nachricht von der erfreulichen Veränderung gehört, durch welche unsre gemeinschaftliche Freundin, Mad. Grebel, die Gemalin des Herrn Statthalter Hirzels[1]) geworden, so sendet man uns von Winterthur die an-

[1]) Der hier und bereits oben S. 68 u. 139 Anm. 1 genannte Salomon Hirzel war der Sohn des Rathsherrn Hans Ludwig H. und geb. am 20. Febr. 1712. Er bekleidete mehrere Ehrenämter (1742 Zwölfer, 1743 Zunftpfleger, 1752 Zunftmeister) der Zunft zum „Schaf", ward 1752 Obervogt von Bülach und 1754 Statthalter. Seine erste Gemahlin Anna

genehme Zeitung zurück, daß eine einmüthige Wahl die Stelle des H. Schultheiß B[iedermann] durch denjenigen ersetzt habe, welcher ohne Zweifel eben so einhellig wäre erwählt worden, wenn alle Eligenten eben so viele Platonen gewesen wären. So trift es zuweilen ein, daß vox populi vox dei ist. Wir theilen hier die Freude mit Ihnen, welche Sie über diese erwünschte Begebenheit empfinden; und es fehlt uns nur noch die Nachricht, daß der Hr. Rathssubstitut seinem Herrn Vater succedirt sey, um unsre Freude vollkommen zu machen.[1])

Mein hiesiger Aufenthalt läuft mit Annäherung der Zeit, da meine Eleves reisen sollen, zu Ende. Die Herren Otten[2]) werden besonders reisen, und Jkr. Grebel mit seinem Vetter, Jkr. Meyer von Weiningen, auch besonders. Die beiden letzteren sollen mit dieser Peregrination nicht über ein Jahr zubringen, und selbige

---

Dorothea Escher starb im Juli 1758 und am 6. Febr. 1759 verheirathete er sich mit Elisabeth Grebel, geb. Lochmann, der Wittwe des Gerichtsschreibers Grebel. S. Hirzel starb 1783, am 21. April, seine zweite Gattin 27. Febr. 1799. Mittheilung von Schulpräsident Paul Hirzel in Zürich. Den Statthalter H. erwähnt Wieland, Ausg. Br. I, 347 u. II, 62 an letzterm Orte als Freund des Herrn Fr. v. Sinner in Bern, vgl. oben S. 139.

[1]) Wie oben S. 65 Anm. 1 bemerkt ist, wurde Johannes Sulzer 1759 zum Schultheißen von Winterthur gewählt und sein Sohn Wolfgang Dietrich rückte seinem Vater in das Amt des Stadtschreibers nach.

[2]) Die beiden Schüler Wielands Konrad und J. Kaspar Ott, deren Wieland sich noch 1795 wol erinnerte, da der erstere Wielands Dictate in Druck zu geben beabsichtigte, (Archiv f. Litt. Gesch. XII, 603,) genossen mit Hans Rudolf v. Grebel und Hans Kaspar Meyer v. Knonau, dem zweiten Sohne des Gerichtsherrn J. Ludw. Meyer von Knonau in Weiningen, dem Vetter Rudolf v. Grebels, den Unterricht Wielands. Vgl. oben S. 67 ff., sowie G. Meyer v. Knonau, Aus e. Zürch. Familienchronik, Frauenf. 1884, S. 79 u. Zeitschr. f. d. Litt. N. F. VIII, 356. Von den Dictaten, welche Wieland seinen Schülern gab, haben sich, aus der Ott'schen Familie stammend, erhalten eine „Grundlegung der christlichen Religion" und eine „Geschichte der Gelehrtheit", jene ein sauberes Manuscript von 465, diese von 202 Octavseiten. Durch Güte des Hrn. F. Meyer-Burkhard in Zürich dem Verfasser vorliegenden Buches überlassen. Die französische Abschiedsrede, welche Wieland am 16. Mai 1759 seinen Schülern Grebel und den Brüdern Ott gehalten, hat B. Seuffert, Vierteljahrsschrift für Litteraturgesch. II, 585 ff. (1889) veröffentlicht.

auf eine Art einrichten, daß unnöthige Ausgaben soviel als möglich vermieden werden. Wegen Einrichtung dieser Wallfahrt und wegen des ersten Orts, wo sie sich façonniren sollen, ist noch nichts beschlossen. Die Zeit aber, da man Anstalten machen soll, rückt herbey. Sie würden mich höchstens verpflichten, mein wertheſter Herr und Freund, wenn Sie mir hierüber Ihren klugen und auf eigene Erfahrung gegründeten Rath gütigst ertheilen, und Ihre Gedanken, wie der tour zu machen und wo man sich am meisten mit Vortheil aufzuhalten hätte, eröfnen wollten. Nach Genf sollen sie nicht gehen. Was dächten Sie von Neufchatel für zween oder drey Monate? Und wo könnte man außer Paris in Frankreich am nützlichsten sejourniren? Man sagt von Monpellier, Dijon und andern Orten, aber wir wissen davon nichts zuverläſſiges. Entschuldigen Sie mich, daß ich die Freyheit nehme, Ihnen mit dieser mir sehr angelegenen Sache Mühe zu machen — und befehlen Sie dagegen, wenn ich zu Ihren Diensten etwas thun kan.

Empfehlen Sie mich Dero Jgfr. Schwestern, besonders derjenigen, die mir vorzüglich erlaubt, sie meine Freundin zu nennen.

Leben Sie allerseits wohl und erhalten Ihre höchstgeschätzte Gewogenheit

Dero

gehorsamsten und verbundensten Diener

Wieland.

Zürich den 15ten Hornung 1759.

14.

à Monsieur

Monsieur le Proviseur Künzli

franco.

à la Fortune. à Winterthur.

Hochzuverehrender Herr,
Theureſter Freund,

Sie sind so gütig gewesen, sich über die Vorstellung meiner Entfernung aus der Schweiz zu betrüben. Freuen Sie sich nun

mit mir, mein theurer Freund, daß es die Vorsehung, wider mein Vermuthen, so gefüget hat, daß ich in diesem werthen Lande, welches in vielerley Betrachtung mein wahres Vaterland ist, noch manche glükliche Jahre zu leben Hofnung habe. Ich werde zwar durch den Aufenthalt zu Bern um einige Meilen von meinen Gönnern und Freunden zu Winterthur entfernt, aber wir bleiben einander doch nahe genug, uns von Zeit zu Zeit zu sehen oder durch Briefe mit einander zu reden. Mich verlangt sehnlich, Sie und Ihre Jgfr. Schwester zu sehen, und Sie gesund zu sehen; denn ein Brief derselben, den die Fr. Statthalterin[1]) die Gütigkeit hatte mich lesen zu lassen, hat mich ein wenig erschreckt. Wir haben viel mit einander zu schwatzen, und Sie erlauben mir doch, Sie vor meiner Abreise von hier auf ein paar Tage zu besuchen? Wenn in den nächsten vierzehn Tagen eine chaise hierher gehen sollte, so seyen Sie so gütig, mich zu berichten; wo nicht, so komme ich ohne das; eine dreymal größere Reise über lybischen Sand oder Scythischen Schnee würde mir nur ein Spatziergang dünken, wenn er mich in die Arme so werther und liebenswürdiger Freunde führte.

Empfehlen Sie mich Ihren Jgfr. Schwestern und allen meinen hochgeschätzten Gönnern, deren Freundschaft und Andenken ich allezeit unter die grösten Glückseligkeiten meines Lebens zählen werde.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Mein theuerester Herr und Freund

Zürich, den 26. April 1759.

Dero

gehorsamster und verbundenster Diener

Wieland.

---

[1]) Die nun Frau Statthalter Hirzel gewordne ehemalige Frau Gerichtsschreiber Grebel, geb. Lochmann.

15.

à Monsieur
Monsieur le Proviseur Künzli
franco.
à la Fortune Wintertour.

Theureſter Herr und Freund,

Ich danke Ihnen verbindlichſt für die liebreiche Erlaubnis, die Sie mir geben, vor meiner Abreiſe aus den hieſigen Gegenden zu Ihnen zu kommen. Die Zeit geht mir ſo nahe zuſammen, daß mir kaum die zween Tage übrig bleiben, die ich zu dieſer traurig angenehmen Reiſe beſtimme. Wann ich kommen werde, kan ich wegen verſchiedner Urſachen nicht gewiß melden. Sollte Hr. Pfr. Heß am Donnſtag ſchon wieder abreiſen, ſo käme ich mit ihm. Kommt er am Sonntag oder Montag an, ſo komme ich, falls er ſich länger hier aufhielte, den Tag darauf. Kommt er gar nicht hieher, ſo denke ich am Donnſtag mit Ihnen zu Mittag zu ſpeiſen, wenn ich nicht anders vorher berichte.

Leben Sie indeſſen wohl und geſund. Ich bin mit der wahreſten Hochachtung und Freundſchaft

Dero

gehorſamſter und verbundenſter Diener

Wieland.

Mille complimens à Mlles. vos Sœurs.

Zürich, 4. May 1759.

16.

[An Martin Künzli.]

[Unter dem Text von Wielands Hand: Hrn. Prov. Künzli.]

Zürich, den 5. Jun. 59.

Mein wehrteſter Herr und Freund!

Ich ſende Ihnen an meiner Statt den Cyrus, der ein viel beſſerer Mann iſt als ich. Ich hätte ihn hertzlich gerne begleitet, wenn es nicht durch die vielen Abhaltungen, die ich ſeit drey Wochen

gehabt und durch die Zerſtreungen, die meine nahe Abreiſe mit ſich führt, unmöglich worden wäre.

Erlauben Sie alſo, daß ich Ihnen, Ihren Jgfr. Schweſtern, und durch Ihren Mund, allen meinen geehrteſten Gönnern und Freunden zu Winterthur, ſchriftlich meine lebhafteſte Erkenntlichkeit bezeuge für alles Gute, was ich als Folgen und Ausflüſſe Ihrer unverdienten Liebe für mich von Ihnen genoſſen habe.

Tauſend zärtliche Empfindungen, tauſend angenehme Erinnerungen, tauſend freundſchaftliche Wünſche erfüllen mein Hertz mit jedem Gedanken an Sie, mein theurer Freund! Wie viel glückliche Tage habe ich in Ihrem Hauſe gelebt! Wie viel Gutes haben Sie mir bewieſen! Auf welch eine edle und reitzende Art haben Sie es gethan! Und wie wenig bin ich im Stande geweſen, das mindeſte um Sie zu verdienen! — Doch ich will dieſem letzten unangenehmen Gedanken keinen Platz laſſen. Ich weiß es, daß ich Ihrer Freundſchaft nicht unwürdig bin, und daß ich aus ebenſo wahrer und feuriger Liebe alles für Sie gethan hätte, was Sie für mich gethan haben, wenn ich ſo glücklich geweſen wäre, Ihnen thätige Proben meiner Geſinnung für Sie geben zu können.

Fahren Sie fort, wehrteſter Herr, mich mit Ihrer Freundſchaft zu beglücken! Laſſen Sie mir die ſüße Hofnung, daß ich Sie noch öfters ſehen und noch manche frohen Tage mit Ihnen leben werde, die itzt noch in der Zukunft verborgen liegen. Erhalten Sie mein Andenken bey unſern Freunden, insbeſ. dem Hrn. Diac. Waſer und Hrn. Pf. Heß, die ich ſo ſehr ehre und liebe, als Sie es von jedermann verdienen, und beſonders um mich verdient haben. Und ob ich gleich den Hrn. Schultheiß Sulzer gebeten habe, unſerm ehrwürdigen Erhard zu ſagen, was ich ihm lieber mündlich geſagt hätte, ſo erſuche ich doch auch Sie, der Ausleger meines Herzens bey ihm zu ſeyn.

Ihre Jungfer Schweſter, deren Freundſchaft für mich eine meiner vornehmſten Glückſeligkeiten geweſen, verſichern Sie aller meiner Hochachtung und zärtlichen Ergebenheit. Ihr Bild iſt mit tauſend angenehmen Vorſtellungen und Erinnerungen allezeit in meiner Seele gegenwärtig.

Leben Sie alle gesund und glücklich! Der Himmel bringe uns mit so vielem Vergnügen wieder zusammen, als ich Sie mit Schmerzen verlasse. So lange ich athmen werde, werde ich mit der redlichsten Freundschaft seyn, Mein wehrtester Herr, Ihr

ergebenster u. gehorsamster Dr.

Wieland.

P. S. Der 11. Jun. ist zu meiner Abreise nach Bern angesetzt. Meine Adresse ist künftig: M. Wieland, chez Mr. le Baillif Sinner d'Interlacken, Bern.

Von beyliegenden Exemplaren des Cyrus belieben Sie dem Hrn. Schultheiß Sulzer eines nebst dem Brief an ihn gelangen zu lassen. Es ist mir leid, daß ich nicht allen meinen Freunden habe damit aufwarten können.

Anhang.

I.

Schriften von J. H. Waſer.

1) Einiger wohlgeſinnter vaterländiſcher Burger unterthänige Bitt-Schrift wider den in hieſiger Stadt ſich aufhaltenden Sächſiſchen Oculiſten Meiners. 1 Bl. fol. (Zürich 1742.) Vgl. oben S. 12 Anm. 4.

2) a. Auszüge aus Herr Prof. Breitingers Widerlegung der Lettres sur la Religion, essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire [J. J. Breitingers „De principiis in examinanda et definienda religionis essentia ex mente nuperi scriptoris Galli adhibendis Amica Disputatio. Tiguri 1741. Lettres sur la religion essentielle etc. [von Marie Huber] Amſt. 1738.] In: Sammlung Critiſcher poetiſcher und andrer geiſtvollen Schriften Zur Verbeſſerung des Urtheils und des Wizes in den Werken der Wohlredenheit und der Poeſie. Zürich 1741. Erſtes Stück. S. 138—167.

b. Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfaſſer der Lettres sur la Religion essentielle à l'homme gegen gewiſſe Einwürfe Hr. Prof. Breitingers geliehen hat. Ebenda, Drittes Stück. S. 1—16. [Nach e. handſchr. Notiz Bodmers. Stadtbibl. Zürich.]

3) „Schreiben an Herrn A. E. J." Als Vorrede zu (J. G. Sulzers) „Verſuch einiger vernünftiger Gedanken von der Auferziehung und Unterweiſung der Kinder." Zürich bey Conrad Orell und Comp. 1745. [Jördens, Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten, Leipzig, 1809, IV, 775. Vgl. oben S. 16 über die Sulzerſche Schrift.]

4) Eines Schweizers Beſchreibung der Appenzeller. An Herrn ***. Mit Noten des Prof. Bodmers. In: M. Sam. Gotthold Lange Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe. Zweiter Theil. Halle 1770, 87 ff. [Dieſe heitre poetiſche Schilderung iſt ohne Zweifel die von Bodmer, Denkmaal, 515, „Spiele der Appenzeller" betitelte. Vgl. oben S. 32.]

5) Zwei Briefe, einer an S. G. Lange vom 10. Juni 1746, der andere an Langes Doris. Zwiſchen beiden ſteht die „Antwort auf eine Satire gegen das Frauenzimmer, verfertiget von Doris." In dieſer „Antwort" ſind Stellen aus der von Waſer gegen die Mädchen gedichteten Satire enthalten, die Bodmer, Denkmaal 514. 515 erwähnt: „Ihr Bildſäulen auf zwey Beinen, Ihr Maſchinen von den Menſchen, Mädchen, ihr könnt nichts als lachen." u. ſ. w. (M. S. G. Lange, Sammlung gelehrter u. freundſch. Briefe, Erſter Theil, Halle 1769, S. 212—249. Vgl. ebenda II, 192: „Hrn. Waſers Lieder habe ich von dem Hrn. Sulzer erhalten. Sie ſind wider die Mädchen, ſie taugen nichts. Sie müſſen nicht bekannt werden, oder Doris muß ſie beſtrafen" (Gleim an Lange, 14. Oct. 45); I, 145: „Ich nenne Doris mit Fleiß männlich, weil ſie ſo männlich ſchreibt und in ſonderheit, weil ſie ihr Geſchlecht gegen die anacreontiſchen Satiren des Hrn. Waſers ſo geſchickt vertheidiget hat. Ich zweifle doch, daß der Satyr zum Stillſchweigen gebracht ſey" (Bodmer an L. 19. März 46); I, 173: „Der ſatyriſche Waſer verdient einen rechtſchaffenen anacreontiſchen Ausputzer. Seine Satire iſt zwar fein, aber im höchſten Grade ungerecht und ich halte ſeine Gedichte für unanacreontiſch. Kann Anakreon die Mädchen tadeln? Wenn Ihre Doris auch nicht ſchriftlich antwortete ſo wäre ſie ſtillſchweigend eine völlige Widerlegung der Waſeriſchen Lieder. Und wie artig wird nicht ihre Schriftliche Widerlegung gerathen! Mich verlangt ſehr, dieſelbe zu leſen" (G. F. Meier, 18. Oct. 1745.)

6) Briefe zweier Landpfarrer, die Meſſiade betreffend. 1749 geſchrieben. Gedruckt in: Neues Schweitzerſches Muſeum. Erſter Jahrgang. Zürich 1793/4 (Heft 12) S. 906 ff. u. 1794/5, (Heft 1) S. 1 ff.

7) „Einige moraliſche Einfälle.“ Gedruckt in: Neue kritiſche Briefe über ganz verſchiedne Sachen von verſchiedenen Verfaſſern. Zürich 1749. Brief 61. (Vgl. Jördens Lexicon deutſcher Dichter ꝛc. I, 143.)

8) Briefwechſel zweier Landpfarrer über Wielands Briefe der Verſtorbenen. 1753 geſchrieben. Gedruckt in: Neues Schweitzerſches Muſeum. Erſter Jahrg. 1793/4 (Heft 9) S. 689 ff. u. (10. Heft) S. 721 ff.

9) Die verdorbenen Sitten. An den Verfaſſer des Stückes: Die vier Stufen des menſchlichen Alters. [Werdmüller[1]).] Foecunda culpae secula etc. Zürich, bei Conrad Orell und Compagnie. 1754. 16 S. 4°. (Bodmer an Zellweger (Mſcr. Bibl. Trogen) d. 7. April 1754: „Die verdorbenen Sitten ſind von Herrn Waſer in Winterthur.“ Freim. Nachr. 1756, 30.)

10) Satyriſche und ernſthafte Schriften, von Dr. Jonathan Swift. Hamburg und Leipzig. 1756—66. 8 Bände. [Vgl. Herder, Z. Geſch. u. Phil. XI, 219.]

11) James Fordyce Anfangsgründe der moraliſchen Weltweisheit mit Joucourts Abhandlung von der Oberherrſchaft Gottes und der ſittlichen Verbindlichkeit. Zürich 1757. [Leu.]

12) Moraliſche Beobachtungen und Urtheile. Zürich 1757. [Denkmaal 520.] Gemeinſchaftlich mit Künzli. Vgl. oben S. 38.

13) Beurtheilung der Schrift die im Jahre 1755 den Preiß von der Academie zu Berlin erhalten hat. Nebſt einem Schreiben an den Verfaſſer der Dunciade für die Deutſchen. Frankfurt

[1]) Bodmer an Zellweger, 30. Sept. 1753 (Mſcr. Trogen): Der Verfaſſer des Werkgens [die 4 Stufen d. menſchl. Alters] iſt Hr. Werdmüller zum rothen Ochſen, der im 1750 Jahre von Klopſtocks jungen Freunden und Bewundrern war, hernach aber mit ihm wie die andern Brüder uneins geworden. Es iſt eben der, welcher die Ode Klopſt. auf die Zürcherſeefahrt in's Franzöſiſche überſetzt hat, ein guter Freund und Trinkbruder vom Dr. H[irzel]. Er hat viel Geiſt aber die Lebhaftigkeit hat ihn oft zu weit geführt, doch hat [er] gute Samen in ſeinem Herzen und da er neulich wegen einer Wunde am Bein (?) das Haus hüten müſſen, hat er ernſthafte Betrachtungen angeſtellt . . . .

und Leipzig, 1757. [Denkmaal 518 ff.] Vgl. oben S. 120 und unten den Anhang VI.

14) Brief an Bodmer v. 7. Febr. 1757. In Briefe berühmter u. edler Deutſchen an Bodmer, herausgeg. v. G. F. Stäudlin, Stuttg. 1794, S. 249 ff. [Das Datum dieſes Briefes ſcheint indeſſen falſch zu ſein und die Jahreszahl in 1752 zu ändern, da Waſer über den Eindruck ſpricht, den ihm Wielands „Natur der Dinge" gemacht. Dies Gedicht wurde 1752 im Januar von Bodmer den Winterthurer Freunden zugeſchickt.]

15) Samuel Butlers Hudibras, ein ſatyriſches Gedicht wider die Schwermer und Independenten zur Zeit Carls des Erſten, in neun Geſängen. Aus dem Engliſchen überſezt. Mit hiſtoriſchen Anmerkungen und Kupfern verſehen. Hamburg und Leipzig 1765. [Gött. G. Anz. 1766, I, 32.]

16) Herrn Chriſtian Hügens Weltbeſchauer oder vernünftige Muthmaßungen, daß die Planeten nicht weniger geſchmükt und bewohnet ſeyen als unſre Erde. Aus dem Lateiniſchen überſezt. Mit Anmerkungen von Verſchiedenen, und Kupfern. Zürich, bei Orell, Geßner u. Comp. 1767. [Denkmaal 525. Von Waſer verfaßt ſind Vorrede und humoriſtiſch-ſatiriſche Anmerkungen zum Text.]

17) Luzians Schriften, aus dem Griechiſchen überſezt. Zürich 1769—73. 4 Bände. [Recenſion in Erfurtiſche Gelehrte Zeitung v. 19. Juni 1769. Der Verf. d. Rec. iſt Wieland, vgl. Auswahl denkw. Briefe v. C. M. Wieland, herausgegeben v. L. Wieland. Wien 1815, I, 100. Vgl. auch Erfurt. gel. Ztg., 28. Juli 1769. Flögel, Geſch. d. kom. Litteratur, 1784, I, 379: „Die ſchöne und gründliche Waſerſche Ueberſetzung."]

18) Predigten von Joh. Heinrich Waſer, ehmals Diakon in Winterthur. 8. Winterthur bey Heinrich Steiner und Compagnie. 1782.

II.

Gleim an Wieland. (Vgl. oben S. 90.)

[Manuſcript auf der Stadtbibliothek in Zürich. Darauf von Bodmers Hand: An Hrn. Wieland.]

Halberſtadt, den 10. Martii 1755.

Hochgeehrter Herr!
Werthgeſchätzter Freund!

Herr Künzli hat durch Beſtellung meines Grußes ſich um mich ganz beſonders verdient gemacht, wenn er Sie, mein Herr, dadurch veranlaßt hat, mich mit einem ſo angenehmen Schreiben zu beehren. — Ihm zu ſagen, wie groß meine Hochachtung für Sie iſt, ſeitdem ich Ihre fürtrefflichen Schriften geleſen habe, das wäre ſehr überflüſſig, ich will alſo mir nur Ihre beſtändige Freundſchaft ausbitten und von der meinigen die aufrichtigſte Verſicherung geben. — Hiernächſt erlauben Sie mir, mein Herr, über den Inhalt Ihres verehrten Schreibens einige Minuten mich mit Ihnen zu unterhalten. Der herrſchende Geſchmack iſt allerdings ſo jämmerlich, daß man nicht genug darüber klagen kann. Indeß muß ich geſtehen, daß ich von den Meiſterſtücken, die Sie und Herr Bodmer in der hohen Poeſie uns bisher geliefert haben, ſowie vom Meſſias, in allen Gegenden, wohin ich komme, Bewunderer angetroffen, hingegen aber nicht einen gefunden habe, der ſeinen Beifall der Hermannias gegeben habe. Ich glaube auch, daß man ſie nur in Gottſcheds Schriften gelobt findet, wenigſtens habe ich ſonſt nirgends einen öffentlichen Beifall geleſen, und ich bin daher ſchon einmal auf den Gedanken gerathen, die Urſache von dem Abgange dieſes ungöttlichen Gedichts ſei vielleicht in den Rittergüthern des Verfaſſers eher als in der Menge ſeiner Leſer zu ſuchen. Vielleicht ſind nur wenige Exemplare gedruckt; vielleicht hat der Hr. Baron ſie ſelbſt aufgekauft, und er wird wiſſen, daß ein andrer deutſcher Baron (von Abſchatz) dies Mittel, berühmt zu werden, ſchon vor ihm verſucht hat.

Die aesthetiſche Nuß iſt eine charta cacata, die, was mich dünkt, auch bei den ſchlechteſten Leſern keinen Beifall finden kann. Wer ſie angreift, beſudelt ſich. Indeß bin ich völlig Ihrer Meinung, mein Herr, daß es Zeit ſei, das ſchon oft gedehmüthigte Haupt der Nußknaker, (oder wie man ſonſt die ſchlechten Ritter, die zu ſolcher Fahne gehören, nennen könnte,) mit Spott völlig zu Boden zu ſchlagen, um dadurch dem guten Geſchmack Luft zu machen. Dieſe Meinung habe ich vor einiger Zeit gegen Hrn. Sulzer behauptet, welcher meinte, Gottſched ſei unter der Satyre. Ich ſagte, er ſei dumm und berühmt und eben daher recht ſchicklich, der Bavus, Suffen oder Maevius eines Deutſchen Horaz oder Virgils zu ſein. Es fehlt auch in hieſigen Gegenden, zu Berlin, zu Braunſchweig und ſelbſt zu Leipzig nicht an gutem Willen. Man ſcheut ſich nur, wider Leute, die mit Koth um ſich werfen, aufzutreten. Auch hat man in öffentlichen Bedienungen Bekanntſchaften, die man nicht beleidigen darf. An hieſigem Ort z. E. ſind einige in ihrem Amt geſchickte Männer vom erſten Range, die mich mit Schwert und Feuer verfolgten, wenn ſie wüßten, daß ihr Gottſched, mit dem ſie in perſönlicher Bekanntſchaft ſtehen, von mir ſo ſehr verachtet wird, und ich muß daher bitten, meine Briefe wie eine Ohrenbeichte anzuſehen, und ſie bei Seite zu legen, auch itzt und künftig von meinen Nachrichten nur allein mit Verſchonung meines Namens Gebrauch zu machen. Den Geſchmack ſolcher Leute zu beſſern, das iſt nicht möglich. Sie ſind zu alt. Man muß ſie ausſterben laſſen.

Herr Leſſing, der mir ſehr wol gefällt, ſeit ich ihn perſönlich kenne, hat Muth und Geſchicklichkeit genug, es mit dem Widerſacher des guten Geſchmacks aufzunehmen. Ich glaube auch, daß er genöthigt ſein wird, wieder Hr. v. Schönaich zur Felde zu ziehen. Ich bedaure nur, daß ihm das Mſcpt. nicht zu Berlin angetroffen hat. Die Ankündigung der Duncias (wenn noch beliebig iſt, ſie nachzuſenden,) wird bei Ihm nicht in die unrechten Hände gerathen, oder wäre es vielleicht rathſamer, von Braunſchweig aus ſie in die Welt zu ſchicken, und an den großen Duns? Hr. Zachariae, glaube ich, würde ſie daſelbſt zum Druck befördern, und ſich an Hrn. Prof. Gottſched rächen, der ihn neulich auf eine lächerliche

Weiſe bei ſeinem Herrn, dem Herzog, verklagt hat. Hr. Zachariae hat ihn nemlich den großen Duns genannt, Hr. Gottſched hat ſich auf viele gelehrte Männer berufen, die alle ſagten, daß er kein großer Duns ſei. Er hat ſich vor dem deutſchen Fürſtenthrone des Herzogs niedergeworfen und gebeten, den muthwilligen jungen Menſchen, der ſich an ſolchen Mann wagte, zu züchtigen. Der Herzog ſoll ſelbſt geſagt haben, risum teneatis etc. Mich verlangt ſehr, ſowol die Folge von Edward Grandiſons Aufenthalt in Görlitz, als die Ankündigung der Duncias zu leſen. Die Capitel des erſteren verſprechen ſehr heilſame Lehren für die unbeſtimmtere Partei der witzigen Köpfe.

Ich ſehe noch mancher andern patriotiſchen Schrift entgegen, wovon ich zwar nur ganz fern habe reden hören.

Ein Freund hatte den Einfall, unter dem Titel: Stammbuch für Hrn. Prof. Gottſched Alles zu ſammlen, was ihm eine ſchändliche Ewigkeit geben und bei der Nachwelt ihm den Namen des Deutſchen Maevius zu wege bringen könnte. Was alle Nationen von ihren Schöpfen Uebels geſagt, wollte er von Gottſched ſagen, und, was man bisher unter verdecktem Namen, in allerley Schriften von ihm geſagt, das wollte er in das Stammbuch eintragen, unter jeder Satyre ꝛc. wollte er den Namen eines Anti-Gottſchedianers ſetzen. Ich habe mir einige Proben abſchreiben können, geleſen aber habe ich eine ziemliche Menge, die theils ſehr beißend waren. Hr. Prof. Käſtner zu Leipzig ſoll von den meiſten und beſten der ungenannte und nicht geſtändige Autor ſein.

Meine Amtsgeſchäfte laſſen mir zwar ſehr wenig Zeit übrig, aber mit einem Wieland zu ſprechen, das iſt gar zu angenehm, Sie ſehn es an der Länge des Briefes, ich werde mich nicht enthalten können, was ich izt übergehe, künftig nachzuholen. Sie müſſen nur erlauben, mein Herr, daß ich ſchreiben darf, was mir einfällt, weil ich in der That nicht Zeit genug habe, darauf zu denken.

Von Hr. Utz bitte ich gelinder zu urtheilen, als vielleicht einige Stellen ſeiner neuern Schriften es zu verlangen ſcheinen möchten. Ich vermuthe, daß der Geſchmack einiger ſeiner Freunde einige Veränderungen des ſeinigen verurſacht hat. Man würde

ihn beleidigen, wenn man ihn nur einigermaßen zur Parthei des Blocksberg zählen wollte, und ich geſtehe es, ich würde mich ſelbſt dadurch beleidiget finden.

Den Hrn. Profeſſor Bodmer und Breitinger bitte ich mich zu empfehlen. Ich habe den keuſchen Joſeph von einigen Domſcholaren wollen aufführen laſſen, aber es ſind allezeit Verhinderniſſe dazwiſchen gekommen.

Ich bin mit vollkommenſter Hochachtung und Freundſchaft

hochzuehrender Herr

Dero ergebenſter Freund und Diener

Gleim.

III.

Letzter Abſchnitt aus Wielands Sympathien, 1756. S. 149—158.

Vgl. oben S. 95 ff.

Schläfſt du, Brutus? Du ehmals ſo kühner Verfechter der Rechte der Vernunft und der Freiheit zu denken? Haſt du Friede mit der Dumheit und den kleinen Geiſtern gemacht, die du ſo unermüdet und wie es ſchien aus einer herzlichen Sympathie beunruhigteſt. Oder biſt du der Thorheit, die ihren Thron auf dieſer Sublunariſchen Welt aufgeſchlagen hat, endlich gewohnt worden, und läſſeſt die ſchreibenden Dunſen durchwiſchen, weil dich Jahre und Erfahrung gelehrt haben, daß alle Stände und Profeſſionen mit Dunſen überſezt ſind? Iſt dieſes lezztere, ſo ahmeſt du hierinn deinem Swift nicht nach, deſſen Streit mit der Dumheit immer hiziger wurde, je näher er dem lezten Auftritt kam. Mit recht ſollte das Alter einen critiſchen Geiſt noch ſchärfer machen, da es ihn die Thorheiten der Menſchen in einem ſtrengern Lichte zeigt und ihn ſcheinbare Kleinigkeiten nicht für Kleinigkeiten halten läſt. Und wem ſtünde es beſſer an, ein Cenſor der Menſchen zu ſeyn als einem Alten?

Gewiß, ich begreiffe nicht, wie du den häuffigen Verſuchungen, deinen eignen ſo wol behaupteten Character wieder anzunehmen, widerſtehen kanſt? Denn es iſt ſchwehr in unſern Tagen keine Satyre zu ſchreiben; und nur in der Stille zu lachen, iſt für einen L** zu wenig. Faſt könte ich auf die Gedanken gerathen, daß du dich in irgend eine Einſiedlei verborgen habeſt, und von den Geſchichten, die ſich unter den Obotriten zugetragen haben, nichts wiſſeſt. Wenn dieſes ſeyn ſollte, ſo wird es dir wol nicht unangenehm ſeyn, etwas neues von deinen ehmaligen Züchtlingen zu hören. Wiſſe alſo, daß die pedantiſchen Klein-meiſteriſchen Magiſter, über die du dich ehmals luſtig zu machen pflegteſt, groß geworden ſind, und nun, jeder an ſeinem Ort, ihren Lehrmeiſter und Vorgänger, den großen Duns, vorſtellen. Er hat ſich in allen

ſeinen Schülern vervielfältiget, und die Zahl derer, welche die Welt mit ihren Mißgeburten beluſtigen, iſt ſo groß, daß ſich Götte zu todt ſchreiben muß, wenn er ſie alle in ſein Gelehrten-Regiſter bringen will.

Zu deiner Zeit nannte man ſie elende Scribenten, und ſie waren in ſo ſchlechtem Anſehen, daß du dich ihrer annehmen muſteſt: In dieſen aufgeklärten Tagen aber ſind es wizige Scribenten, und ein jeder derſelben wird ſo wichtig, daß wir in kurzem gar eine Anarchie zu befürchten haben. — Wiſſe ferner, daß ſich eine Menge deutſch-übender Geſellſchaften in allen Cantons des deutſchen Reichs zuſammen gethan haben, welche bis izt noch nicht einig werden können, was der gute Geſchmak ſey. — Wiſſe daß die Philoſophie, die bei den Alten für eine Wiſſenſchaft gehalten wurde, ohne die man nicht füglich ein wolgemachter Menſch ſeyn könne, ganz in Abgang kommt, und den Schullehrern überlaſſen wird, welche wie man ſagt, eins geworden ſind, ihr wieder eine runzlichte ſcolaſtiſche Geſtalt zu geben. — Wiſſe ferner, daß ein gewiſſes Heldengedicht, der Noah betitelt, aus folgenden Urſachen keinen Beifall findet:

Weil der Held in demſelben ein Patriarch iſt;

Weil es nicht in Reimen geſchrieben iſt;

Weil die Poeſie darinn Homeriſch und Bibliſch, folglich nicht Gottſchediſch iſt;

Weil es voll der beſten und ſchönſten Theologie, Moral und Politik iſt, wodurch es ein allzu ernſthaftes Anſehen bekommt, und bei einer Pfeiffe Tobak nicht angenehm zu leſen iſt;

Weil die vornehmſten Perſonen darinn ſo vernünftig, unſchuldig und gottſelig ſind, daß die meiſten Deutſchen an ihnen keinen Geſchmak finden können;

Weil Engel darinn in die Geſchichte mit eingeflochten werden, wodurch das ganze Werk den geiſtreichen Leuten, womit der große Duns Deutſchland bevölkert hat, wegen ihrer Antipathie gegen alle Seraphim und Cherubim, äußerſt lächerlich wird.

Du muſt auch noch wiſſen, daß die Sachen ſoweit gekommen ſind, daß ein elender anakreontiſcher Sperling, deſſen Seele über nicht mehr als eine kleine Anzahl Ideen von Roſen, Lilien, Weingläſern, Frühling, murmelnden Bächen, ſchwarzaugichten Mädchen und günſtigen Schatten zu befehlen hat, daß ein ſolcher zwitſchernder Dichterling das Herz gehabt hat, ſich vor dem Publico Airs zu geben, und über den Character der Engliſchen Nation, und über Heldengedichte zu urtheilen, ohne es zu merken, daß die Verwirrung ſeiner Ideen und die Unzeitigkeit ſeines Geiſtes faſt aus allen Zeilen ſeines lächerlichen Urtheils hervorguken.

Alle dieſe Neuigkeiten, ſo luſtig ſie auch einem Liebhaber der Caricatura und des Bürlesken vorkommen mögen, würden mir ebenſo unbekannt ſeyn, als dir; und da ich mit edlern Gegenſtänden umzugehen gewohnt bin, würde ich mich um die Begebenheiten in der Sphäre der kleinen Geiſter und elenden Scribenten ebenſowenig bekümmern, als um die Chronique scandaleuse des niedrigſten Pöbels: Aber wenn ich gedenke, daß dieſe ſo klein ſcheinenden Heuſchreken wegen ihrer Menge und Behendigkeit viel Schaden anrichten; wenn ich bedenke, wie enge der moraliſche Sinn mit dem guten Geſchmak in den ſchönen Künſten verbunden iſt, und daß ſolche Ungeziefer ein ſtilles ſchleichendes Gift in die Welt ausbreiten, ob dieſes gleich nur von wenigen eingeſehen wird; wenn ich erwäge, wie ſchändlich auf der einen Seite ſchöne Talente mißbraucht werden, und wie niederträchtig auf der andern dummen und ganz verfinſterten Seelen eine Art von Tyrannei eingeräumt wird, — wie die Cultur und Vollkommenheit ſchöner und nüzlicher Künſte dadurch gehemmet, die natürliche Empfindung des Wahren, Schönen und Guten und die Liebe zu demſelben verderbet und ausgelöſcht. — Und wie alſo durch dieſe ſo klein und verächtlich ſcheinende Geſchöpfe die Herrſchaft der Wahrheit, ohne welche unſer Planet nur ein großes Tollhaus iſt, gehindert wird; wenn ich dieſe Betrachtungen mache, o L**, ſo finde ich es einem Geiſt, der von Liebe zur Wahrheit mächtig beſeelt wird, anſtändig, auf die Thaten dieſer kleinen Inſecten herabzuſchauen,

und auf Mittel zu denken, wie ihrer schädlichen Geschäftigkeit Einhalt gethan werden könne.

Das was unsrer Zeit hiebei am wenigsten Ehre macht, ist die Gleichgültigkeit, in welcher wir diejenigen sehen, welche besser denken und empfinden als der gemeine Haufen der After-Gelehrten, und der Blinden, die sich von diesen Blinden leiten lassen. Eine falsche Höflichkeit, eine unedle Furcht vor angesehenen Dunsen, eine träge Liebe zur Bequemlichkeit, und überhaupt das schändliche Vorurtheil, daß es Considerationen gebe, welche der Wahrheit vorgezogen werden dürfen; diese machen viele, welche nüzlich agiren könnten, zu müßigen Zuschauern, und so bleibt die Dummheit im Besiz ihrer Eroberungen.

Was sollen wir nun also thun, o L**? Sollen wir mit einem juvenalischen Eifer auf sie schelten? Ob die Sache gleich wichtig genug ist, Eifer zu erregen, so würden wir doch wenig damit gewinnen. Denn unsre Zeiten sind viel zu verdorben, als daß ernsthafte Vorstellungen in solchen Sachen einen Eindruk machen könnten. Sollen wir von neuem das Lehramt dieser Barbaren übernehmen? Es ist schon alles versucht worden, aber man hat sie um einer einzigen Ursache willen unverbesserlich gefunden — um eben der, wegen welcher Socrates angesehene Regenten, Redner und Gelehrte zu Athen für Thoren erklärte — weil sie es nicht merken, daß sie nichts wissen. Sind sie vielleicht durch gute Beispiele und Muster zu bekehren? — Es ist wahr, sie lieben die Nachahmung, aber sie bringen es darinn höchstens so weit als ein Affe, wenn er einen Menschen nachahmen will. Was bleibt also übrig? Nichts anders, als daß du wieder nach der Peitsche greifest, und diese übermüthigen kleinen Geister solange mit der Satyre züchtigest, bis sie das Schreiben auf ewig verschwören und sich entschließen in aller Stille sich selbst zu überleben.

IV.

Wieland an Zellweger,
Wieland an Zellweger, Bodmer, Breitinger und Heß.

Manuſcripte auf der Kantonsbibliothek zu Trogen. (Vgl. oben S. 104.)

1.

Hochedelgebohrner Herr Doctor
Hochzuverehrender Herr

Unter den vielen ungemeinen Vorteilen für welche ich Hrn. Bodmern durch ſeine gütige Freundſchafft und den angenehmen und nutzbaren Auffenthalt, den Er mir in ſeinem Hauſe gegönnt hat, unendlich verbunden bin, iſt nach meiner Empfindung einer der grösten, daß ich vermittelſt beyder ſo glücklich worden bin, Ew. Hochedelgebohren bekannt zu werden und von Ihnen mit den gütigen Geſinnungen beehrt zu werden, welche mir Hr. Bodmer aus verſchiednen Ihrer Briefe zu zeigen die Gütigkeit gehabt hat. Es iſt mir eine ungemein liebe und ermunternde Vorſtellung daß auch Philocles unter meinen Freunden iſt. Denn ſein Character hat mir ſchon damals, als ich noch nichts weiter von ihm wußte als was die Leſer des Noah etwan in tauſend Jahren und zum Theil izt ſchon von ihm wiſſen, eine heftige Begierde beygebracht, einem ſolchen Manne zu gefallen, ja ihn, ſoviel als es mir möglich ſeyn würde, nachzuahmen. Ich durfte damals noch nicht hoffen, daß Philocles unter denen ſey, welche meine kleinen Verſuche leſen und um derſelben willen einige Zuneigung für mich faſſen. Izt, da ich hievon die angenehmſte Verſicherung habe, empfinde ich, ſo oft ich mich mit dieſem Gedanken unterhalte, einen edeln Stolz, der mich gegen den ſonſt von allen Scribenten offenbar oder heimlich geſuchten Beyfall der Welt ſehr gleichgültig macht. Wenn ich dem Philocles gefalle, ſo können mir die Stimmen der Weiſen und redlichen Männer nicht fehlen. Dieſe Vorſtellung wird mich, wie ich hoffe, zu allen Zeiten ſo ſtark beleben, daß ich mich bemühen werde, Ihnen, verehrungswürdiger Philocles, immer zu gefallen und dieſes nicht ſowohl als ein Menſch, der die Fähigkeit hat, in Schriften den Pflichten der Menſchen ein reitzendes und poetiſches Anſehn zu geben, ſondern vielmehr

als ein allgemeiner Forſcher der Wahrheit und als einer, der, ſoviel als er in ſeiner Sphäre Raum dazu finden wird, die Grundſäze und Wahrheiten ausüben wird, die man insgemein für bloße Gegenſtände der Speculation anzuſehen beliebt.

Ich habe hier oftmals gewünſcht, daß es ſich ſchicken möchte, daß ich mit unſerm Bodmer (wenn Sie mir erlauben Ihren vieljährigen und ſo würdigen Freund durch dieſe Benennung auch mir zuzueignen) einige Wochen in Ihrem Umgang leben könnte. Man hat mir von Ihrem Vaterlande ſo anreizende Ideen gegeben, daß ich nothwendig Verlangen tragen muß, dieſe neuen und prächtigen Scenen einer freyeren Natur, die mir ſo ſchön beſchrieben werden, zu betrachten, und in einer Luft, welche Geſundheit und in einem Lande, welches Freiheit und Natur athmet, meinen Leib und Geiſt zu einer freyeren Bewegung und Activität geſchickt zu machen. Da aber verſchiedne Umſtände es nicht erlauben, ſo muß ich mich begnügen, mich in einer poetiſchen Entzückung in Ihre Gebürge zu verſetzen, und in Gedanken mit Ihnen in dieſen ſchönen Wildniſſen herumzugehen, welche durch das angenehme und geheimnißvolle Grauen, das ſie zu erwecken pflegen, die Leute ehmals auf den Einfall gebracht haben, die Gebürge und Hayne mit Göttern und Göttinnen zu bevölkern.

Ich hoffe ſowohl, weil ich noch bei unſerm unſchäzbaren Freunde ſeyn kan, als künftig, von Zeit zu Zeit zu erfahren, daß Ew. Hochedelgebohren ſich in dieſem vergnügten Zuſtande ununterbrochen befinden, welchen manche Könige beneiden würden, wenn ſie keine Premierminiſtres hätten, auf die ſie ihre Sorgen und ihre Uebelthaten abwälzen könnten. Unſer gemeinſchaftlicher Freund wird dieſe Gütigkeit vor mich haben, mich beſtändig in Ihrer Gewogenheit, die mir ſo theuer iſt, zu erhalten, und mein Andenken und meine Hochachtung gegen Sie bey Ihnen zu erneuern.

Ich bin mit der grösten Ehrerbietigkeit

Ew. Hochedelgebohren

gehorſamſter und ergebenſter Diener

Wieland.

Der Ueberbringer dieſes Schreibens wird durch Hrn. Bodmers

Brief und durch seine eigenen guten Vorzüge Ihnen so empfolen seyn, daß es überflüssig u. présomtueux wäre, wenn auch ich Ihnen denselben als einen Bruder eines meiner verehrtesten Freunde empfehlen wollte.

Der Brief ist ohne Datum. Nach einer Notiz Bodmers in einem Briefe an Zellweger vom 27. Juni 1753 (Mscr. Bibl. Trogen) fällt er jedoch in eben dieselbe Zeit und scheint fast an demselben Tage geschrieben, da es in dem ebengenannten Briefe Bodmers heißt: „Hr. Wieland schreibt Ihnen einen langen Brief und würde noch lieber persönlich zu Ihnen kommen." Der Ueberbringer des Briefes war ein junger Schinz, der mit zwei andern jungen Zürchern, Rahn („Hrn. Dr. und Rathsherrn Sohn") und Usteri („eines Kaufmanns Sohn, der ein guter Freund ist von Hrn. Canon. Gesner") eine botanische Reise in die Alpen machte. „Schinz," schreibt Bodmer a. a. O., „kann Ihnen viel von Wieland sagen, der sehr viel in seinem Haus ist, weil einer seiner Brüder desselben Vertrauter ist, der einzige von seinen Vertrauten unter den jungen Leuten, die mit Klopstock Umgang gehabt haben und der einzige, der mir treu geblieben ist."

2.

An

Meine geehrtesten und theuersten Freunde,
HErrn D. Zellweger, Herrn Prof. Bodmer
HErrn Canon. Breitinger
und Herrn Pfarrer Heß!

Wertheste HErrn und Freunde,

So oft ich an Freunde schreibe, so segne ich bei mir selbst das Andenken des Menschenfreunds, der die Kunst erfunden hat, unsere flüchtigen Ideen auf einem Stück Papier zu fixiren und durch dieses Mittel mit den Abwesenden zu reden. Da mir meine Umstände das große Vergnügen, persönlich bei Ihnen zu seyn, nicht haben erlauben wollen, so ist es mir angenehm, Ihnen wenigstens auf diese Weise gegenwärtig zu werden und Ihre freundschaftlichen Hertzen einige Minuten mit mir zu beschäftigen.

Ihnen, mein hochzuverehrender D. Zellweger danke ich mit einem Hertzen, welches den ganzen Werth Ihrer theuren Gewogenheit empfindt, für die Güte, die Sie mir durch Ihre wiederhohlte

ſo liebreiche Einladung bewieſen. Wie angenehm wäre es für mich geweſen, Ihnen mündlich dafür zu danken; den Philocles meines beſten Freundes zu ſehen, den weiſen Mann zu ſehen, den der Weiſeſte unter den Dichtern auf eine ſolche Art geſchildert hat, daß die entfernteſte Nachwelt den entzückten Ausſpruch des Commentators dieſes Dichters rechtfertigen wird; — und in dieſem Weiſen einen Freund zu ſehen, deſſen früher erleuchteter Beyfall meine emporſtrebende Seele ſtärker ermuntert, als das Lob einer halben Welt thun könnte; mit ihm und den drei würdigſten edelſten Freunden, die mir die Vorſehung in einem fremden Lande geſchenkt hat, im Schoß der Freiheit und Ruhe, und im vertraulichſten Umgang, fern vom Getümmel und den eiteln Zerſtreuungen der Stadt, goldene Tage zu leben, mit Ihnen die Sitten eines freyen und unpolirten Volks, die Natur in ihrer kunſtloſen Einfalt und ſchönen Wildheit zu ſpähen und zu einem künftigen Arminius, der noch als ein unentwickelter Embryon in meiner Seele liegt, Bilder und Farben zu ſammlen; auch wären es für mich Vergnügen, wiewol von einem mindern Rang, geweſen, die ſeltſamen Geſtalten der Berge zu ſehen, den Camor, den Altemann und den Säntis mit den aufgethürnten Gipfeln; dieſe prächtigen wilden Scenen und Ausſichten, an denen Ihre Gebürge ſo reich ſind, hätten mich mit einem angenehmen Schrecken erfüllt und meine Imagination mit einer Menge neuer Ideen erweitert. Aber alle dieſe manchfaltigen Vergnügen kan ich izt nicht anders als durch eine Art von poetiſchem Zauber mein machen und wie matt und unvollkommen ſind dann dieſe Träume gegen die Realität? Indeſſen gefällt es mir doch ſo gut ich kan mit Ihnen auf den Höhen eines phantaſierten Gaberius herum zu wandeln, der aufgehenden Morgen Sonne entgegen zu lächeln und mit Ihnen durch frohe, mit der Natur harmoniſche Empfindungen den Schöpfer zu loben, der jeden Winkel der Welt mit ſo manchfaltiger Schönheit ausgeziert hat. In dergleichen Viſionen komt es wol gar ſo weit mit mir, daß ich Sie wirklich reden zu hören glaube, ja wenn ich ganz von Bergen und Wildniſſen umringt daſtehe, ſehe ich Nymfen mit Waſſer Urnen über die Felſenſpitzen herabgelehnt, oder Gnomen, die aus den Spalten der Berge tiefſinnig hervorgehen.

Möchte Ihnen doch wieder ein ſolches Bergmännchen erſcheinen, Mein theureſter Bodmer, wie dasjenige war, das den koſtbaren Ueberreſt des goldnen Alters der Schwäbiſchen Poeſie an's Licht brachte und mit ſeinen Wettgeſängen unſere neuen Liebesdichter ſo ſchamroth machte! Oder möchte Sie vielmehr irgend ein guter Engel, wenn Sie einen denkenden Blick über dieſe freyen Gebürge werfen, mit dem Vorhaben begeiſtern, einen neuen Helden Geſang zum Lobe der Freiheit und Rechtſchaffner Patrioten anzuſtimmen; eine Materie, die mit Ihren Geſinnungen ſo übereinſtimmend und Ihres Genie ſo würdig wäre!

Nunmehr muß ich denen von meinen wehrteſten Freunden, welche die erhabene Serena kennen, das Vergnügen machen, Ihnen ihre glückliche Entbindung mit einer Tochter zu wiſſen zu thun. Ohne Zweifel werden Sie glauben, Hr. La Roche ſei ſo edelmüthig geweſen, mich eine Nachricht, die mich ſo ſehr intereſſirt, ſelbſt wiſſen zu laſſen. Aber er hat es nicht gethan. Ich erfuhr es durch meine Mutter. Ich war Anfangs entſchloſſen, ſogleich ſowol an die Frau als an den Herrn La Roche zu ſchreiben und den letztern, nach Verdienen, zu verweiſen, daß er ſo unfreundlich gegen mich ſei; gegen mich, der ein älteres und wenigſtens ebenſo gutes Recht hat als er, an den Begegniſſen der theuern Serena Antheil zu haben. Allein die Frau Profeſſorin und meine übrigen beiden Freundinnen, mit denen ich mich darüber berathſchlaget, haben beſſer gefunden, daß ich noch warte, weil vielleicht die Frau La Roche ſelbſt geſonnen ſeyn möchte, mir eine von den angenehmſten Nachrichten, die ich bekommen konnte, zu ſchreiben. Ich folge alſo dem klugen weiblichen Rath, welcher ſchon öfters meine geflügelte Ungeduld und ungeſtüme Hitze gemäßiget hat, und warte noch vierzehn Tage.

Weiter weiß ich Ihnen nichts neues zu berichten; alles befindet ſich in dem alten Stand. Von den Deutſchen weiß ich gar nichts als daß ich Ihnen unter dem Vorwand ſie zu vertheidigen eine neue Lauge zubereite.

Ich habe den Edward Grandiſon, welcher hier Beifall findet, meiner Freundin M^e G** zu leſen geben; weil ihr Urtheil Sie vielleicht ein wenig divertirt, ſo will ich es, das Papier zu füllen,

hieher ſetzen: „— ich hätte bei Durchleſung dieſer ſchönen Schrift bald mein unzeitiges Mitleiden gegen einen gewiſſen dickköpfigen Deutſchen gänzlich verlohren, oder gar in Haß und Verachtung verwandelt; aber bei mehrerm Nachdenken finde ich, daß ich es ihm ferner angedeihen laſſen dürfe, weil Mitleiden eben keine ſo beneidenswürdige Sache iſt, wonach ſich große Geiſter ſehnen. Ich laſſe es ihm alſo als eine gerechte Strafe ſeiner Miſſethaten, bis er zu einer ſo ſchönen Reue, wie ehmals der gute Prof. Philippi durch die ſatyriſche Peitſche des Liscovs, gereift iſt. Sollte ein ſo großes Wunder in der poetiſchen Welt vorgehen, ſo müßte es mir nicht der wackere Fridolin, ſondern Schönaich auf der Börſe zu Leipzig, neben der Brenzlauer Bären-Mordgeſchichte, abſingen.“ Fiat!

Ich kann noch nicht ſagen, ob es ſeyn kan, daß ich meinen wiederkommenden Freunden nach Winterthur entgegenkomme, indeſſen wünſchte ich doch zu wiſſen, wenn Sie daſelbſt anlangen.

Die Frau Profeſſorin, welche ich in vergangner Woche wegen des ungeſtümen und naſſen Wetters nicht ſo oft geſehen habe, als ich wünſchte, befindet ſich G. L. wohl und grüßet Ihren Gemahl und die übrige wehrteſte Geſellſchaft. Hr. Pf. Schinz und der liebe Autor der Idillen empfehlen ſich Ihnen gleichfals.

Leben Sie geſund und vergnügt, Meine ehrwürdigen geliebteſten Freunde, und da izt das Wetter beſſere Hoffnung giebt, ſo eilen Sie nicht allzubald von den geſunden und luftigen Höhen des Camor und Gaberius und von Ihrem Philocles. Ich thue dieſen uneigennützigen Wunſch, ungeachtet mich nach Ihrer Rückkunft verlangt. Aber wie wenn Sie unſern Philocles mitzukommen bereden könnten; dieſes wäre eine ungemeine Freude für

Ihren

Zürich den 5. Juli 1755.

Sehr verbundnen und ergebenſten
gemeinſchaftlichen Freund und Dr.

C. M. W.

V.

X. Recueil pour le Prix de l'Académie.

Vgl. oben S. 110 ff.

Dissertation qui a remporté le prix proposé par l'Académie royale des sciences et belles-lettres de Prusse sur l'Optimisme, avec les pièces qui ont concouru. fl. 4. à Berlin chez Haude et Spener Libraires du Roi et de l'Académie. MDCCLV. Auf der Rückſeite: Permis d'imprimer. P. L. Moreau de Maupertuis. Président de l'Académie.

Es folgt:

Abhandlung über den Satz des Herrn Pope: Alles was iſt, das iſt gut. Nr. VIII. Rückſeite: Symbolum: Παντα δοκιμαζετε, το καλον κατεχετε. 43 Seiten.

Dann:

Abhandlung über den Satz des Herrn Pope: Alles was iſt, das iſt gut, worinn

1) der eigentliche Verſtand dieſes Satzes gezeiget,
2) Sein Verhältniß zu der Lehre von der Wahl des Beſten erörtert, und
3) Ein Beweis ſeiner Annehmens-Würdigkeit gegeben wird.

Nr. III. Auf der Rückſeite: Deviſe: Tempus exspectandum est donec omnia maturescant. 48 Seiten.

Folgt:

Discours sur cette question, Tout est-il bien? proposée par l'académie royale des sciences et des belles-lettres de Berlin, Pour le prix de l'Année 1755.

Nr. VI. Rückſeite: Avertissement tiré de la nouvelle bibliothèque germanique, Tome XII, Part. 2. page 457. Berlin.

La question qui a été fournie par la Classe de Philosophie Spéculative est énoncé en ces termes:

On demande l'examen du Système de Pope contenu dans la proposition: Tout est bien. Il s'agit

1° de déterminer le vrai sens de cette proposition conformément à l'hypothèse de son Auteur.

2° de la comparer avec le système de *l'Optimisme* ou du *choix du meilleur* pour en marquer exactement les rapports et les différences.

3° Enfin d'alléguer les raisons que l'on croira les plus propres à établir, ou à détruire ce Système. 31 Seiten.

Folgt:

Le Système de Mr Pope sur *la perfection du Monde* comparé à celui de M. de Leibnitz avec un examen *de l'Optimisme,* pour satisfaire au problème proposé par l'Académie Royale des Sciences et belles-Lettres de Berlin pour le prix de l'Année 1755. Par Mr. *Adolphe Frideric Reinhard,* Secretaire de Justice de S. A. M. Le Duc de Mecklenbourg-Strelitz.

Nr. VII. Rückſeite: Deviſe. Nil mortalibus arduum est.

VI.

Beurtheilung

der Schrift

die im Jahr 1755 den Preis

von der

Academie zu Berlin

erhalten hat.

Nebſt einem

Schreiben

an den Verfaſſer

der

Dunciade

für die Deutſchen.

Frankfurt und Leipzig, 1757.

Vgl. oben S. 119 ff.

Beurtheilung

der

Schrift die den Preis von der Academie zu Berlin, für das Jahr 1755. erhalten hat.

---

[1] Es ſind im vergangenen Jahre vier verſchiedene Abhandlungen im Druk erſchienen, welche um den Preis von Anno 1755 bey der Königlichen Academie der Wiſſenſchaften eingelaufen, und von derſelben der Welt ſind bekannt gemacht worden. Diejenige

welche den Preiß erhalten, ist wirklich von den übrigen so sehr unterschieden, daß es scheint, man habe den Leser auch noch durch diesen Gegensaz desto besser in den Stand sezen wollen, von ihrem verschiedenen Werth oder Unwerth zu urtheilen. Ein wahrer Vortheil für diejenigen, welche nach dem alten Schlenter gewöhnet seyn mögen, ihr Urtheil nach dem Gewichte der Gründe abzufassen, gesezt daß es eben nicht so viel zu bedeuten hat, für solche die gelernt haben mögen nach blosser Willkühr zu wählen, und ihre Freyheit auch ohne Gründe in Uebung zu bringen. Die Academie hatte dreyerley gefodert: I. Sollte man bestimmen, wie Popes Saz, Alles was ist, ist recht, nach den eigenen Hypothesen dieses Dichters zu verstehen sey. II. Sollte man diesen ausfindig gemachten Sinn mit dem Systema von der besten Welt, oder der Wahl des Besten vergleichen, und genau bemerken, ob, und worinn diese beyden Systeme überein kommen, oder ob, und worinn sie von einander abgiengen? Endlich sollte man III. die Gründe anführen, welche man für die tüchtigsten hielte, das System von der besten Welt entweder fest zu sezen, oder zu widerlegen. Die beyden erstern Punkte haben diese Verfasser sämmtlich, jeder nach seiner Art in ein gehöriges Licht gesezet; sie haben gezeiget, daß Pope mit seinem Saz entweder nichts sage, oder daß er damit eben das, was die Leibnizsche Philosophie, sage. Noch mehr: Sie haben durch viele Stellen aus dem Dichter selbst dargethan, daß sein ganzes System klar auf eben dem Sinn dieses Sazes beruhe, welchen Leibniz entwickelt und philosophisch vorgetragen hatte. Allein in Ansehung der dritten Frage, findet sich in Beantwortung derselben ein gewaltiger Unterschied zwischen ihnen: Diejenigen, welche sich mit der Ehre begnügen mußten, nebst dem Herrn A. F. Reinhard im Druke zu erscheinen, hatten geglaubt, sie dürften aus der höchsten Vollkommenheit GOttes, und folglich aus seiner höchsten Weisheit und Güte, gerade zu die Folge herleiten, daß weil diese und keine andere Welt existirt, sie vor allen andern möglich [2] -en Welten die beste seyn müsse, daß ist diejenige seyn, durch welche GOtt die seinem vollkommensten Wesen würdigsten Absichten bezweket und dieselben auch durch die bequemsten möglichen Mittel erzielet habe. Sie schlossen ferner, daß weil alles was ist, in

die Reihe der Dinge oder zu dieſer Welt, als ein genau damit verbundener Theil mit gehöret, ſo müſſe auch alles was iſt, in Anſehung dieſes groſſen Ganzen, recht, das iſt ſo ſeyn, daß eine jede andere Möglichkeit dem allerhöchſten Verſtand GOttes als weniger gut vorgekommen: Denn wäre (dachten ſie) dieſes andere gleich gut geweſen, ſo würde kein Grund vorhanden geweſen ſeyn, warum das eine vielmehr als das andre wäre zur Wirklichkeit gebracht worden: Wäre es aber beſſer geweſen, ſo würde die höchſte Weisheit daſſelbe, und nicht das ſo würklich exiſtirt gewehlet haben: Sie behaupteten, daß alle Einwürfe, die man von dem in dieſer Welt ſich befindenden phyſiſchen und moraliſchen Uebel hernehmen mag, ohne Kraft wären, weil ſie nur auf einzelne, aus der ganzen Reihe und Verknüpfung herausgenommene Sachen giengen; — daß aber zur Beſtimmung, ob eine ſolche Welt unter allen möglichen die beſte ſey, welche gewiſſe Unvollkommenheiten, einzeln betrachtet, in ſich faſſet, oder eine andere die dergleichen nicht enthält, dafern ſie möglich iſt, — nicht weniger als ein unendlicher Verſtand erfodert werde, den niemand als GOtt beſizet. Daß folglich auch der einzige, aber zugleich vollkommen demonſtrative Grund für das Syſtem von der beſten Welt, und Popes Saz, alles was recht iſt, iſt recht, dieſes ſey, weil ein unendlich weiſes und gutes Weſen dieſe Welt allen andern möglichen Welten vorgezogen hat.

Man ſollte beynahe gedenken, kluge Leute dürften wol ſo urtheilen, und es wären die Säze, daraus dieſe Folge hergeleitet wird, von einer Beſchaffenheit daß man mit Grund ſagen könnte: „Es iſt dieſes, (Popes Saz) eine Wahrheit, welche zu geſtehen „niemand ſich ſchämen, und die zu beſtreiten jeder Vernünftige „erröthen ſollte. Allein ſo denkt Herr A. F. Reinhard nicht: und es hat bey ſeiner zuverſichtlichen Schreibart ſo wenig das Anſehen, daß er über den Einfall, das Syſtem von der beſten Welt zu beſtreiten, erröthet ſeyn ſollte, daß er ſich vielmehr zu ſchämen ſcheinet, ſeine Gaben nicht längſt angewendet zu haben, dieſe alt deutſche Denkensart bey ſeinen Landsleuten aus der Mode zu bringen. Er ſagt uns dreiſt weg: Die beſte Welt unter allen möglichen, iſt eine Schimäre: Er lehret uns, GOtt habe die-

jenigen Realitäten, welche die Existenz erlangen sollten, frey, das ist vollkommen willkührlich, und ohne den geringsten Grund, zur Existenz vor andern aus bestimmt. Und wundert ihr euch vielleicht wie ein weises Wesen dieses thun könne, so antwortet er: in Kraft seiner Freyheit. Aber das alles sagt er nicht bloß, er beleget es auch mit Gründen und Exempeln. Die beste Welt ist darum eine Schimäre, weil es andere Welten geben kann, die in der Totalsumme eben so viel Realitäten oder Vollkommenheiten enthalten als diese, obschon dieselben von einer [3] andern Natur sind, und deswegen mit denen welche izt existiren nicht verglichen werden können. Sie ist ferner eine Schimäre, weil ein verständiges Wesen zur Erlangung gewisser Absichten, die es sich vorgesezet hat, verschiedene Manieren zu handeln ausfindig machen kann, welche alle gleich bequem sind, diese Absichten hervorzubringen; die folglich auch gleich gut sind, und dabey es einem solchen Wesen gleichgültig, (indifferent) ist, diese oder jene zu wehlen. Es gibt auch nebst diesem unendlich viele Umstände, die auf den Hauptzwek keinen nothwendigen Einfluß haben, welche dann wiederum von einem verständigen Wesen, je nach dem Gutdünken desselben, zur Erzielung der accidentellen Vollkommenheit einer Sache auf tausenderley verschiedene Weisen können bestimmt werden: Z. E. Es will einer in einer angenehmen Gegend ein Lusthaus bauen: Wer kann zweifeln, daß nicht verschiedene Erfindungen, verschiedene Pläne möglich seyn, die alle gleich gut sind, diese Wohnung angenehm und lustig zu machen? Jeder Plan kann seine eigene Schönheiten haben die jedem andern mangeln: Und in Ansehung der besondern Auszierungen, der Anordnung der Theile und tausenderley Neben-Umstände, wer wird läugnen, daß es eine unendliche Menge derselben gebe, die in Absicht auf den Hauptzwek des Gebäudes gleichgültig sind, und deren Auswahl mithin bloß willkührlich ist? Ferner: Es ist bekannt, daß ein Mathematikverständiger ein geometrisches Problem durch verschiedene Weisen auflösen kann; was würdet ihr wohl sagen, wenn ein Metaphysiker auch mit diesem Raisonnement aufgezogen käme? Unter allen Manieren ein geometrisches Problem durch Construction der höhern Aequationen aufzulösen, muß nothwendig eine vollkommener seyn als jede

andere: denn wenn dieſes nicht wäre, ſo würde einer, der ſie alle vollkommen in ſeiner Gewalt hat, niemals im Stande ſeyn eine davon zu wehlen, um die Operation wirklich vorzunehmen ꝛc. Alſo iſt die beſte Welt unter allen möglichen eine Schimäre.

Inzwiſchen hatt GOtt dieſe Welt zur Wirklichkeit gebracht: Da aber nicht allein andere Welten möglich ſind, in denen die Total-Summen der Realitäten oder Vollkommenheiten, der Total-Summe derer in dieſer wirklichen äquipollent ſind, ſondern auch in der wirklich exiſtirenden Welt die gleiche Zweke durch verſchiedene Mittel und Anordnungen der Dinge, wie bei dem geometriſchen Problem, konnten erreichet werden, ſo folget nothwendig, (ſagt Herr Reinhard) daß GOtt dieſe Welt und keine andere, und in derſelben dieſe Mittel zur Erlangung ſeiner Endzweke und keine andere, zur Wirklichkeit gebracht hat, nach vollkommener Willkühr; frey, das iſt, ohne den geringſten Grund gehabt zu haben, warum er die Wahl lieber ſo getroffen als anders: Und noch mehr: Es iſt GOtt nicht nur indifferent geweſen dieſe oder eine andere Welt ꝛc. zu ſchaffen, weil andere gleich gut ſeyn können, ſondern es iſt ihm ſogar auch indifferent geweſen, eine, oder gar keine zu ſchaffen. Der Leſer [4] verwundere ſich ja nicht: Wir haben den Grund gleich bey der Stelle: „Sobald wir, (ſagt Hr. Reinhard) überzeuget ſind, „daß Gott ein unendlich vollkommenes Weſen iſt, ſo bald müſſen „wir auch geſtehen, daß er ſich ſelbſt genugſam iſt; daß er keines „endlichen Dinges bedarf; daß ſeine Vollkommenheit die Exiſtenz „eines endlichen Dinges, welches es ſey, auf keine Weiſe erfodert, „und daß dieſe Exiſtenz auf keine Weiſe etwas beytragen kann, die „göttliche Vollkommenheit noch vollkommener zu machen. Man „kann hier keine Einwendung von der Güte GOttes nehmen. „Dieſe hat ihre Vollkommenheit in ſich ſelbſt: Ihr Gegenſtand iſt „dem göttlichen Verſtande von Ewigkeit her gegenwärtig: Sie ſezt „nur die Möglichkeit wirklichen Weſen Gutes zu erweiſen: Sie „hat aber zu ihrer Befriedigung, auſſer GOtt wirklich exiſtirende „Weſen keineswegs nöthig: Sie fodert nicht, daß Geſchöpfe da „ſeyn, damit ſie ihnen Gutes thun möge: Sie iſt aber geneigt „ihnen Gutes zu thun, wenn ſie wirlich vorhanden ſind.„ Man mache nun die Rechnung; da es GOtt indifferent iſt, ob Crea-

turen überall exiſtiren, oder nicht, ob es ihm nicht noch vielmehr indifferent ſeyn müſſe, welche exiſtiren oder nicht exiſtiren? bravo! das heißt ſeine Sache zum Ueberfluſſe beweiſen.

Nach dieſem, wozu ſollte die Frage dienen: wie es einem weiſen Weſen möglich ſey, ſich ohne allen Grund zu entſchlieſſen, eine Welt zu erſchaffen, nachdem ihm vollkommen indifferent iſt, ob eine exiſtire oder nicht? oder ſich zu entſchlieſſen, dieſe Welt einer andern vorzuziehen, nachdem dieſe andere eben ſo gut, und in allen Abſichten eben ſo vollkommen iſt als jene? Die Sache redet ja: Eine Welt exiſtirt, und GOtt hat ſie zur Wirklichkeit gebracht; Alſo muß es GOtt möglich geweſen ſeyn dieſes zu thun: Ab actu ad possibile valet consequentia. Doch dieſes iſt dem Hrn. Reinhard noch nicht genug: Er zeiget dieſe Möglichkeit auch à priori: Er ſagt, es iſt möglich in Kraft des wahren und ächten Begriffes von der Freyheit. „Dieſen hat Hr. Reinhard durch „ſeine Demonſtration eben entdekt: Leibniz mag ſagen was er „will: Wo ſich der Wille durch Gründe entſchlieſſet; da hat die „Freyheit keinen Plaz: Man hat der Welt, durch die Leibniziſche „Idee von dieſer Sache, ſchon lange einen blauen Dunſt vor die „Augen gemacht, aber ſie wird ſich doch nimmer den von der „Natur eingepflanzten Begrif von der Freyheit gänzlich rauben „laſſen: Sie wird immer wieder zu dieſem angebornen Begriffe „zurückkehren, als einem weit ſicherern Handleiter als die Mei„nungen der Philoſophen ſind. Eigentlich zu reden, hat Hr. Rein„hard dieſen Begrif nur entwikelt, und er iſt das Fundament alles „deſſen, was das menſchliche Geſchlecht in der Morale jemals „richtiges und nüzliches erkennet hat.„ Dieſes ſollte man kaum denken. Man ſollte vielmehr glauben, daß wenn die ächte Freyheit in dem Vermögen beſteht, ohne Grunde zu handeln, alle moraliſche Erkenntnis und alle moraliſche Handlung aufhöre. Allein ſo ſieht es Hr. Reinhard [5] nicht ein: „Die Freyheit erſtrekt ſich „(nach ihm) nur über das was indifferent iſt: Sie kann nicht aus„geübet werden, als nur da, wo es verſchiedene Manieren zu „handeln giebt, die gleich möglich ſind: Der göttliche Wille muß „unterſchieden werden in den nothwendigen, und in den freyen; „jener iſt durch GOttes höchſte Vollkommenheit von Ewigkeit her

„determirt, und geht überhaupt auf alles was gut, und ſeinen Voll-
„kommenheiten gemäß iſt, da iſt aber keine Freyheit, dieſer Wille
„iſt ſo nothwendig als das Weſen GOttes ſelbſt: Hingegen er-
„ſtrekt ſich der freye Wille GOttes auf alles was gleichgültig iſt.
„So war es eine willkührliche Wirkung dieſer höchſten Freyheit
„GOttes, daß er endliche Geſchöpfe zur Wirklichkeit gebracht hat:
„So hieng es einzig von dieſer höchſten Freyheit ab, welchen
„Weſen, wie viel endlichen Realitäten, und in welcher Verbindung
„er ihnen die Exiſtenz geben wollte: GOtt hat mithin bey der
„Schöpfung der Welt dieſe zwo Eigenſchaften ſeines freyen Willens
„ausgeübet: 1) die Freyheit des Widerſpruches, das iſt, die Frey-
„heit zu ſchaffen, dafür er eben ſo wenig Grund gehabt, als da-
„für, daß er gar nicht ſchafft, und 2) die Freyheit des Gegenſazes:
„(de contrarieté) das iſt die Freyheit, zwiſchen mehrern in allen
„Abſichten gleich guten Welten diejenige zu wählen, die er gewollt
„hat, darum weil er gewollt hat.„ Dieſes iſt eben die glükliche
Entdekung, die Hr. Reinhard durch ſeine Demonſtration gemacht
hat. Noch einmal, was ſollte denn die Frage: wie dieſes mög-
lich wäre, nachdem es wirklich ſo iſt, und die ächte Freyheit in
dieſer Möglichkeit beſtehet?

Wir betrügen uns, oder der philoſophiſche Leſer iſt über der
bloſſen Erzehlung dieſes Syſtems ungehalten. Doch er mag ſich
deswegen an den Hrn. Reinhard halten. Er trägt die Schuld;
er denkt ſo, er ſchreibt ſo, und was noch mehr iſt; die Königliche
Academie hat ihm den Preis zuerkennet: Es iſt uns leid, wann
wir den Unwillen des Leſers durch dieſe leztere Nachricht noch
vermehren. Wir bitten ihn aber, denſelben in ſo weit fahren zu
laſſen, denn er wäre ganz ungegründet. Es iſt wahr, die Aca-
demie hat die Schrift des Herrn Reinhard gekrönet: allein dieſes
iſt blos ein Factum: es kömmt dabey auf den Sinn an, in wel-
chem ſie es gethan hat; und wir behaupten, daß es unmöglich der
ſeyn könne, daß ſie dadurch den Säzen Herrn A. F. Reinhard ihren
Beyfall bezeugen, und durch ihr Anſehen dieſes ſelzame Syſtem
habe befödern wollen. Dazu iſt die Academie viel zu erleuchtet.
Was müßten wir von ſo groſſen Männern gedenken? Wir müßten
glauben, ſie dächten wirklich nicht richtiger als Herr A. F. Rein-

hard. Sie dächten mit ihm, die Möglichkeit des Sazes, daß eine Welt nach allen göttlichen Abſichten, (welche immer die ſeinem Weſen würdigſten ſeyn müſſen) vollkommener ſey, als jede andere, wäre niemals erwieſen worden. Warum ſagt doch Herr Reinhard dieſes? Iſt dann der Beweis, daß eine Welt wirklich von einem unendlich weiſen We [6] -ſen allen andern möglichen iſt vorgezogen worden, kein Beweis? Nein müßten wir glauben, dächte die Academie mit ihm, er iſt es nicht; und er iſt es darum nicht, weil GOtt ſie aus Grunde gewehlet, und folglich nicht frey geweſen wäre. Sie dächte mit ihm, der wahre Begrif von der Freyheit ſey einzig dieſer, daß man etwas wollen könne, ohne Grund, nur darum weil man es will: weiß wol ein Menſch der ſo redet auch was Wollen überhaupt iſt? Hat er wol auch einen Begrif im Kopfe, wenn er den Willen als eine Kraft der Seele beſchreibt, die unabhängig von dem Verſtande oder Vorſtellungen, ohne daß etwas weiter, weder von auſſen noch von innen hinzukommt, ſich aus und durch ſich ſelbſt in utramque contradictionis partem beſtimmen kann? Er widerſpricht ſich ſelbſt offenbar: Etwas wollen ſchließt ſchon ſehr lange weſentlich den Begrif ein, die Kraft unſerer Seele urtheile, es ſey eine Sache gut oder beſſer als eine andere, weswegen ſie verdiene der Gegenſtand unſerer Gedanken oder unſerer Handlungen zu werden: Wer hat jemals etwas gewollt, ohne zu wollen? Aber dieſe Kunſt will uns Herr Reinhard lehren. Er mag uns zugleich Anleitung geben, wie wir es machen müſſen, zu gehen ohne die Füſſe zu bewegen. Das Uebel iſt nur, daß wir garzu deutlich einſehen, daß wer die Füſſe nicht bewegt, auch nicht gehe: und eben ſo deutlich iſt es uns, daß das Exercitium der Kraft etwas zu wollen, nothwendig aufhören muß, wo die Vorſtellungen durch welche ſie, ihrer Natur nach, zum wirklichen Wollen oder nicht Wollen dieſer oder jener Sache nicht genöthiget, aber durch Einſicht beſtimmet wird, mangeln. Wie unphiloſophiſch denkt doch Herr Reinhard, und wir ſollten glauben, die groſſen Männer von der Academie hätten eben ſo verſtörte Köpfe, und ſie ſähen nicht ein, daß Herr Reinhard ſich nur noch mehr verwikelt, wenn er läugnet, daß der freye Wille die Kraft ſey, ſich nach Einſicht, für das Gute oder böſe zu beſtimmen, und behauptet, dieſe Kraft habe

zu ihrer Ausübung keine ſolche Vorſtellungen nöthig: So iſt es denn eine blinde Kraft; und eine Kraft, die, wann ſie ſich aus einem angenommenen Zuſtand in einen andern ſezet, keinen Grund hat noch weiß, warum ſie es thut. Epicur ſollte das Geheimniß gewußt, und ſeinen Atomen nur noch einen ſolchen freyen Willen angedichtet haben; doch nein, er hätte damit nichts gewonnen, der Herr Reinhard wähle: Iſt der Grund, warum GOtt, (wenn es keine Vorſtellungen von gut oder beſſer geweſen ſind) eine Welt geſchaffen, und daß er ſie ſo und nicht anders geſchaffen, in dem Weſen dieſer Kraft ſeines Willens gelegen, oder nicht? Wenn jenes, ſo iſt die Exiſtenz der Welt ſo nothwendig als ſein Wille ſelbſt. Wenn dieſes, ſo ſage er doch, ob derſelbe etwas anders als ein unbegreifliches blindes Ungefehr, ein bloſſer Zufall geweſen, von dem man nicht allein keinen Grund angeben kann, ſondern der nach ſeiner Hypotheſe, auch wirklich keinen gehabt hat. Und dann lehre er uns ferner, was dieſes Ungefehr für Verdienſte haben, und was Dankes wir dafür, daß wir exiſtiren, GOtt ſchuldig ſind? Herr Reinhard hat oben geſagt, daß [7] ſein Begrif von der Freyheit das Fundament alles deſſen ſey, was man in der Morale jemals richtiges und nüzliches erkennet hat. Wir wiſſen aber in Wahrheit nicht mehr, was moraliſch heißt, wenn dieſer Saz mit ſeinen Folgen unter die richtige Erkenntniß in der Morale mitgehört. Wie ſchlecht dieſer nüzlichen, und den Menſchen vorzüglich zierenden Wiſſenſchaft und Tugend, durch den Reinhardiſchen Begrif von Freyheit, überhaupt gerathen werde, mag jeder vernünftige ſelbſt urtheilen, wenn er denſelben nur ein wenig auf das Thun und Laſſen der Menſchen appliciren will. Muß gut und böß ſo wenig Einfluß auf die Freyheit haben, daß ſie nicht beſtehen kann, ſo bald der Wille ſich um Gründen willen beſtimmet eines vor dem andern zu wehlen, ſo muß es in Kraft deſſen dem freyen Willen auch eines und daſſelbe ſeyn, ob dieſe Vorſtellungen überall da ſind oder nicht: das iſt, ſie müſſen eben ſo wenig Kraft haben, ihn zur Wahl deſſen, was ihn das Beſte deucht, zu bewegen, als ob ſie nicht da wären: Was nuzt es aber in ſolchem Fall, daß ſie wirklich da ſind? Der Menſch handelt nicht um derſelben willen, denn ſonſt wäre er nicht frey:

das ist also, er handelt blind, seine Handlung ist ein Ungefehr, ein blosser Zufall, er bestimmt sich aus sich selbst, die Gründe thun nichts zur Sache. In der That, so ist er übertrieben frey: aber es dünkt uns, er hat um dieser Freyheit willen zugleich auch seinen Lohn dahin. Wer wird eine solche Handlung loben oder schelten? Wer wird sie zum guten oder bösen imputiren können? Man nehme aber dieses hinweg, wo bleibt die Morale? Indessen legen wir diese u. andere Folgen nicht dem Herrn Reinhard sondern nur seinem System zur Last: Er mag sie nicht erkennen, er mag sie wirklich verabscheuen, wir wollen es glauben: nur können sie nichts destoweniger aus seinem System fliessen. Aber wie unbillig wären wir auch gegen die Academie, wenn wir ihr, bey ihrer grossen Einsicht, den Beyfall solcher Säze beymessen wollten, daraus diese Folgen herkommen: und, nur noch von dieser etwas zu sagen, wie würde wohl der Herr Reinhard bestehen, wenn er vor so erleuchteten Männern Rechenschaft geben sollte, wie er, bey seinem Begriffe von der Freyheit des Willens, die göttliche Allwissenheit retten könnte? daß er etwas zu sagen finden würde, zweifelt niemand, aber daran wol, daß er nicht alte in seinem Kopfe eingesessene Thorheiten mit neuen würde verkleistern müssen. Dieses ist ihm schon wirklich begegnet. Er konnte keine Freyheit begreiffen als bei vollkommen indifferenten Fällen: GOtt hätte nach ihm die Welt nothwendig erschaffen, wenn er sie deswegen erschaffen hätte, weil sie die beste war, die seinen Vollkommenheiten würdigsten Absichten zu erlangen; das war das πρῶτον ψεῦδος. Hr. Reinhard sah ein, daß es für sich allein nicht wol bestehen könnte: darum muß er noch a priori demonstriren, daß eine solche beste Welt unmöglich, und also eine Schimäre sey: So könnte sie denn GOtt nicht aus vorzüglichen Gründen erschaffen haben! Sie existirt aber dennoch: wie anderst also, als vermöge der göttlichen Freyheit, die etwas wählen und thun kann, ohne den geringsten Grund dazu nöthig zu haben. Man gedenke wie diese Demon [8] -stration gerathen seyn müsse, nachdem sie die Gründe enthalten soll, der in sich ein offenbarer Widerspruch ist, haben: dieser ist, wie wir vorhin gesagt, daß man etwas wollen und zugleich auch nicht wollen könne. Die Sache ist immer merkwürdig:

entweder dieſes bewieſen zu haben, oder bewieſen zu haben es exiſtire gar keine Welt; eines aber von beyden hat Herr Reinhard unwiderſprechlich bewieſen, wenn er etwas bewieſen haben will: Doch davon, daß er wirklich etwas demonſtrirt haben wolle, ſind wir ſo gewiß nicht: Eine Stelle in ſeiner Schrift läßt uns bey nahe vermuthen, er habe ſelbſt um etwas gezweifelt, ob er eine wahre Demonſtration heraus gebracht: Er ſchreibt pag. 40. „On „peut apporter des très fortes raisons, pour nier cette possi- „bilité," (d'un monde plus parfait que les autres.) Schreibt man bloß ſo, wenn man eine vollkommene Demonſtration wider einen Saz vorgebracht zu haben glaubt? Starke und ſehr ſtarke Gründe können dennoch unnüze Gründe ſeyn, als lange ſie nicht ſtärker ſind, als die gegenſeitige. Dieſes wußte Hr. Reinhard und die Beſcheidenheit es zugeſtehen, daß er eben nicht glaube demonſtrirt zu haben, gereichet ihm in ſo wirklich zur Ehre: Nur daß ſie nicht noch weiter gegangen iſt: denn es iſt noch ſtets viel zu viel, daß er ſeine Gründe ſehr ſtarke Gründe nennt. Oder verdient das wol dieſen Namen, wenn er ſich vorſtellt, GOtt hätte, dafern es um mehr oder weniger Realitäten zu thun geweſen wäre, wenn er gefunden hätte, daß eine Welt weniger derſelben enthielte als eine andere, weiter nichts nöthig gehabt, als von dieſer andern eine genugſame Partey wegzunehmen, und ſie zu der erſten hinzuzufügen, ſo wäre dieſe die vollkommenere geweſen: So wie man bey mehrern Haufen Geldes, von dem gröſten auf den kleinſten ſo viel hinzuthun kann, bis derſelbe der gröſte wird. In der That die Sache lieſſe ſich hören, wenn nur bey der beſten Welt ſich alles gleich eben ſo gut zuſammen ſchikte, wie bey dem Haufen Geldes. Allein da fehlt es; die Dinge in der Welt ſind keine scopae dissolutae, es paſſet darinne alles nicht nur in Anſehung des Orts, ſondern auch der Zeit, der Wirkungen und Folgen genau zuſammen. Oder ligt die Stärke ſeiner Gründe darinn; daß er ſagt: „Es iſt hier nicht ſo faſt um die Frage zu thun, ob „eine Welt mehr Realitäten in ſich faſſe als eine andere; als um „dieſe, ob eine Welt um einer möglichen Vollkommenheit willen die „ſie haben mag, einer andern ſoll vorgezogen werden? und ich glaube „Grund zu haben, dieſes zu läugnen, weil es GOtt indifferent iſt,

„ob mehr oder weniger endliche Realitäten existiren, oder auch ob „gar keine existiren. Wer hat wol jemals gesagt, daß die beste Welt darum die beste Welt sey, weil sie, der Zal nach, mehr Realitäten in sich fasse, als alle andere mögliche Welten? Es kömmt wirklich nicht darauf an, sondern darauf; ob sie nicht die beste sey, weil sich nichts anders in dieselbe hineingeschikt hat, als was sie wirklich enthält, um die GOtt würdigsten Absichten zu erlangen, welche sich alle zulezt in seine höchst mögliche Verherrlichung auflösen? Von dem Grunde, darum Hr. A. Reinhard Ursache zu haben glaubt zu läug [9] =nen ꝛc. ꝛc. mögen wir weiter nichts sagen. Er ist ein elender Strohhalm; und dieselbe Beschaffenheit hat es auch mit dem was er von verschiedenen Mitteln sagt, dieselben Absichten gleich gut zu erlangen. Ist es denn eines und dasselbe wann ein Wesen wählet, welches alle Folgen, die jedes einzelne Ding in der Verknüpfung mit allen andern haben muß, auf das genaueste einsieht, und wenn ein kurzsichtiger Mensch einen Plan z. E. von verschiedenen Gebäuden wählet, welche ihm alle gleich gut scheinen den allgemeinen und in so weit mit andern Dingen nicht verbundenen Zwek zu erlangen, sich eine angenehme und kommliche Wohnung zu machen? Man seze einen, der in der gedachten Absicht wirklich einen solchen Plan vor andern aus (die ihm aber gleich bequem scheinen) wählet, und man seze ferner, er siehet bey der Wahl desselben voraus, daß durch den Zusammenfluß von tausenderley Umständen, die mit der Wahl dieser Wohnung und keiner andern verknüpfet wären, weil sie genau diese ist, welche sie ist, nur ein Gespräche oder ein anderer Zufall veranlasset würde, der ihm (unbeschadet der angenehmen Aussicht u. der Kommlichkeit seiner Wohnung) Verdruß, Schaden und Unglük zuzöge: Würde er ihn wol alsdann gewählet haben? Er wählet ihn bloß wenn er ihn wählet, in Absicht auf diesen allgemeinen Zwek, er siehet aber darbey nicht, wie seine Wohnung mit der ganzen Reihe der gegenwärtigen und zukünftigen Dinge verbunden ist; nicht, was für verschiedene Folgen aus verschiedenen Wahlen entstehen; nicht wie jedes kleinste Ding, das als ein Zwek durch vorhergehende und coexistirende erhalten worden, ein Mittel wird zu folgenden; nicht, hiemit, ob seine gewählte Wohnung in allen Absichten die beste

bleibe: GOtt aber ſiehet alles und verknüpft die Sachen ſo, wie ſie in Abſicht auf die lange Reihe ihrer Folgen müſſen verknüpfet werden. Will Herr Reinhard es läugnen, ſo mag er immer, kein geſcheuter wird ihm deßwegen Beyfall geben, und gewiß am allerwenigſten die gelehrten Mitglieder von der Academie. Dieſe wiſſen gar zu wol daß ein Bischen unnöthig angebrachter Mathematik, viel Einbildung und ungeſalzener Spott, nichtige Einwendungen nicht bis zu demonſtrativen Gründen erhöhen. Die bleiben immer was ſie ſind; und das Blendwerk iſt nur gut für Halbköpfe.

Aber was hat denn die Königliche Academie bewogen, dieſer Schrift den Preis zuzutheilen, wenn es nicht der Beyfall war, den ſie derſelben geſchenket hat? Eigentlich ſind wir auf dieſe Frage keine Antwort ſchuldig. Genung, können wir ſagen, daß es nicht um Beyfalls willen geſchehen iſt. Es bleiben noch ſehr viele Gründe möglich, die die Sache begreiflich machen; denen möchte der Leſer ſelbſt nachſpüren. Doch wir wollen ihm, da wir bereits ſo viel geſagt haben, die Mühe erleichtern. Dürfen wir eine Vermuthung wagen? Wir fallen darauf weil ſie uns die unſchuldigſte, und deswegen in Anſehung der Academie die wahrſcheinlichſte zu ſeyn bedunkt. Gewiß hat ſie dieſes zu einem [10] lehrreichen Spaſſe gethan: Ridentem dicere et facere verum quid vetat? Sie hat ſich ſelbſt und der geſcheuten Welt ein Vergnügen machen wollen, gerade diejenige Schrift zu krönen, deren die Krone am wenigſten anſteht, damit man deſto deutlicher ſehe, wie übel ſie ihr läßt. Der Herr Reinhard wird uns dieſe Vermuthung nicht übel nehmen. Es iſt wirklich ſchon vieles nur zum Spaſſe geſchehen. Und er darf deswegen auch auf die Academie nicht böſe werden. Sie hat einen lehrreichen Zwek gehabt: Eben dadurch hat ſie ihr Mißfallen an ſeiner Schrift im höchſten Grade gezeiget. Man ſehe doch, (wollte dieſes ſagen) wie weit man es in den Wiſſenſchaften bringen kann, wenn man Fleiß anwendet; dieß einzige ſcheinet uns noch gefehlet zu haben, daß wir die allererſten Gründe unſerer Erkenntniß auch philoſophiſch verwerfen können. Bravo! Herr Reinhard! Wir waren nicht frey genug bis uns auch dieſe Beſchwerde noch vom Hals genommen ward. Empfangen Sie die billige Belohnung. Es iſt wahr, Herr Rein-

hard hat bey unſerer Vermuthung nicht Urſache ſich wegen des erhaltenen Preiſes groß zu dünken: Aber dieſes war auch der Academie Zwek nicht: Es war ihr billig mehr um den allgemeinen Unterricht der Welt zu thun. So gedenken wir unmaßgeblich von dieſem Vorfalle. Inzwiſchen müſſen wir geſtehen, daß dafern unſere Vermuthung, (wie wir glauben) den wahren Grund der Sache enthalten ſollte, uns bedunken will, die Academie, (ſo unſchuldig u. gut dieſe Ironiſche Handlung derſelben in Abſicht auf ihren lehrreichen Zwek auch immer geweſen ſeyn mag) würde ins künftige dennoch beſſer thun, wenn ſie uns ihre Meinung gerade zu wiſſen lieſſe. Unſere deutſche Welt verſteht die Ironiſche Sprache und Ironiſche Handlungen noch ſehr ſchlecht: Sie glaubt insbeſondere, daß wenn es wirklich dergleichen giebt, ſich doch ein ſo angeſehenes Korps wie eine Königliche Academie derſelben nicht bedienen ſollte. Sie weis kein Exempel davon, und iſt deswegen gewöhnt, treuherzig zu glauben, daß eine Schrift die den Preis erhält, auch nothwendig den Beyfall derſelben müſſe erhalten haben. Wir wollen auch nicht läugnen, daß obſchon wir in Wiſſenſchaften weder die Authorität eines Papſtes, noch eines verſammelten Concilii erkennen, dennoch das Präjudicium des Beyfalls ſo groſſer Gelehrten einen ziemlich ſtarken Eindruk auf uns machet, zumal wenn ein Scribent die Gabe hat, die ſchlechte Seite ſeiner Sache ſo viel möglich zu verbergen, und ſeinen Gegnern als lächerlichen Leuten mit Verachtung zu begegnen. Wir wünſchten daher daß es der Academie gefallen möchte, dieſer unſrer Schwachheit nachzugeben, und daß ſie künftig lieber gerade zu, und nicht durch Ironiſche Umwege trachten möchte zu verhindern, daß Säze und Syſteme befördert würden, welche die Schande ihrer Erfinder, und das Aergerniß aller derer ſind, die ihre Vernunft nicht gänzlich verſchworen haben.

[11] Schreiben
an den
Verfaſſer der Dunciade
für die Deutſchen.

Mein Herr,

Ich beſorge die Anmerkung ſey ſchon oft gemacht worden, daß die wichtigſten Dienſte die man dem menſchlichen Geſchlechte leiſtet, nicht allemal diejenige ſind, wodurch man am meiſten Dank erwirbt. Mich dünkt dieſes ſchike ſich am Beſten auf die ehrliche Leute, die ſo viel Liebe zu einem Volke haben, daß ſie ihm gerne die Vorurtheile von denen es verblendet iſt, benehmen möchten. Eine ganze Nation läßt ſich eben ſo ungern die Wahrheit ſagen als ein einzelner Menſch, ſo bald dieſe Wahrheit im Kopf oder im Herzen des gröſſern Haufens Widerſtand findet. Vielleicht haben Sie, mein guter Herr, nicht hieran gedacht, da Sie ihre Dunciade ankündigten. Nein es iſt unmöglich daß Sie überlegt haben was ſich derjenige unterſteht, der mit einer Nation, die gewohnt iſt von ihren Scribenten nur Schmeicheleyen zu hören, eben ſo frey redet, als ob es eine einzelne Perſon ja gar ein Pupill wäre, der unter der Aufſicht ſtühnde und der Belehrung und Correction nöthig hätte. In etlichen Bogen ſo viel demüthigende Wahrheiten zu predigen, ſo viel National Vorurtheil anzugreifen, ſo freimüthig von den deutſchen Geſellſchaften zu urtheilen, ſo unbarmherzig mit Profeſſoren, Magiſtern und Freyherrn umzugehen, einzig und allein weil ſie dumme Scribenten ſind, ſo viel Avis auszutheilen, und ſo ernſtlich zu drohen, in der That, mein Herr, das war zu viel gewagt.

Und doch muß ich Ihnen geſtehen, daß Sie einer anſehnlicher Anzahl denkender Köpfe und redlicher Patrioten nebſt mir, durch eben dieſe unerhörte Verwegenheit ein groſſes Vergnügen gemacht haben. Eben das dachten wir ſchon lange, eben das hätten wir laut geſagt, wenn wir nicht älter und erfahrner [12] geweſen wären als Sie, und die Ruhe, nach ihrem Urtheil ohne Zweifel zu viel, liebten. Empfangen Sie alſo unſern Dank, und laſſen

Sie Sich nicht durch den Gedanken ſchüchtern machen, als ob derer ſo wenig wären, die ihre Knie nicht vor dem Baal beugen, oder als ob die Vorurtheile und Thorheiten eines Volkes ſo unheilbar wären, wie einige aus unedeln Abſichten und zu Beſchimpfung der ehrlichen deutſchen Nation vorgeben.

Ihre Denkart und Geſinnungen ſcheinen mir freylich von einer ſolchen Art zu ſeyn, daß Sie eben nicht erwarten müſſen, auch nur von den meiſten, die ihre Ankündigung geleſen haben, Gerechtigkeit zu erhalten. Es iſt etwas viel zu ungewöhnliches, daß blos die Liebe zum gemeinen Beſten, bloß ein auf Einſicht gegründeter Eifer für Wahrheit, und Haß, des Irrthums und Betrugs, die Triebfeder einer Schrift von dieſer Art ſey, als daß Sie hoffen dürften, man werde Sie nicht mit den gemeinen Scribenten vermengen, die nur durch perſönliche Beleidigungen gereizt werden können, angeſehene, ſtationirte und berühmte gelehrte Sünder zu züchtigen. Ja erlauben Sie mir Ihnen noch mehr zu ſagen, ein Autor iſt der Welt ſchon zum Voraus verdächtig, wenn er aus einem ſo hohen Ton ſpricht, wenn er ſoviel von Liebe zur Wahrheit, zur Ordnung, zu guten Sitten ſchwazt, wenn er ſo viel zu verbeſſern findet, wenn er ſo wenig Nachſicht gegen unſere Fehler und Favorit-Thorheiten hat, und wenn er dabey ſo zuverſichtlich iſt, die Mine eines Mentors, eines Cenſors, eines Mannes, der der Güte ſeiner Sache gewiß iſt, anzunehmen, und ſo trozig, unter dem Vorwand daß er die Wahrheit ſage, oder welches eben ſo viel iſt, daß er das Orakel der Weisheit ſey, einem ganzen Volke Geſeze vorſchreiben zu wollen; an ſtatt daß unſere meiſten Scribenten nach dem Beyſpiel der Franzoſen, ſich vor dem Publico ſchmiegen, daſſelbe für ihren inappellabeln Richter, und ſeinen Geſchmak, ſeine Vorurtheile, ſeine Launen, für ihr Geſez erkennen, indem ihre Haupt-Abſicht nicht weiter geht, als zu gefallen. Ein Autor der ſchlechterdings den meiſten gefallen will, muß ſich auch die Künſte eines Schmeichlers, eines Paraſiten, gefallen laſſen. Auf dieſe Unkoſten erhält er ſeinen Zwek. Ein Scribent hingegen, der ſich zum Lehrer, zum Verbeſſerer aufwirft, iſt zwar, wenn ihn wirklich ſeine Talente dazu berechtigen, ein beſſerer, ein nüzlicherer Mann; aber er wird ſchwerlich vielen gefallen.

Alles was ich Ihnen, mein werther Herr, bisher mit einer freundschaftlichen Offenherzigkeit gesagt habe, soll eben nicht dienen Sie von dem Vorhaben abzuhalten, uns Deutschen eine Dunciade, oder was Sie uns sonst für Arzneyen und Operationen heilsam finden, zuzurüsten. Wenn Sie auch so leicht zu erschreken wären, so müßte ich doch wider meine Ueberzeugung handeln, wenn ich Ihnen ein Vorhaben auszureden suchte, das so löblich, so gerecht und gemeinnüzlich ist. Die Censur, die, wie unser Montesquieu sagt, in einem jeden [13] freyen Staate nöthig ist, ist es am meisten in der gelehrten Republik, welche ohne sie, in eine gänzliche Anarchie ausartet, deren gewöhnlicher Ausgang die Unterdrükung aller Rechtschaffenen ist. Ist es nicht erlaubt sich Schriften und Personen zu widersezen, die entweder aus Unverstand oder bösem Willen dem Fortgang der gesunden Vernunft, des ächten Wizes, der schönen Künste, der guten Sitten Eintrag thun; ist es nicht erlaubt auch die Berühmtesten ohne Scheu zu tadeln, und betitelten Dummköpfen die Wahrheit eben so laut zu sagen als unbetitelten; ist man genöthiget Hochachtung und Ehrfurcht nicht nach den wirklichen Vorzügen und Verdiensten eines Scribenten, sondern nach der Vielheit der Werke die er publicirt hat, nach der Grösse ihres Formats, nach der Menge der Autoren die er citirt und also gelesen zu haben scheinet, nach seinem äusserlichen Rang, nach der Länge seiner Ehrentitel und dergleichen zu bestimmen; so will ich dafür stehen, (die Geschichte aller Zeiten ist mein Garant) daß die Wahrheit nach und nach eine Seltenheit werden, und ihre Aufwärterinnen, die Musen der Barbarey werden Plaz machen müssen. Könnte auch eine grössere Thorheit seyn, als wenn wir gewissen Gelehrten oder Schriftstellern eben die ungezähmte Freyheit und eben die Impunité einräumen wollten, die von einigen Völkern ihrer Obrigkeit feiger Weise zugestanden wird?

So bald ein Mensch keine Ahndung, keine Straffe zu fürchten hat, so wird er sich nach und nach alles für erlaubt halten. Was für schöne Folgen würde das in der gelehrten Welt haben, wenn abgeschmakte Hirngeburten, wenn Dummheit, Unwiz, Muthwillen allen unsern Papiersudlern ungenossen hingienge, oder wenn irgend jemanden ein Privilegium zugestanden würde, so viel ungelehrten

Unfug anzuſtellen und ſo viel Schreibſünden zu begehen als er wollte, gleich als ob alles erlaubt ſey, worauf die bürgerliche Geſellſchaft keine Pön und Strafe an Leib, Ehre oder Gut geſezt hat. In kurzem würden wir Wunder ſehen. Hier würde ein angemaßter Kriticus aufſtehen und nach dem Exempel gewiſſer Nicolaiten, die ich Ihnen in ihre Dunciade beſtens empfolen haben will, im Namen der ganzen deutſchen Nation verſichern, daß dieſelbe an den Sitten und Empfindungen der Patriarchen keinen Geſchmak habe, und daß Chaulieus Trinklieder viel mehr werth ſeyen als Noah oder die Prüfung Abrahams. Dort würden ſich ganze Geſellſchaften zuſammenthun, die erſten Grundſäze aller menſchlichen Erkenntniß durch richterliche Ausſprüche ex cathedra abzuſchaffen, und zu behaupten, daß man eine Maſchine ſey, ſo bald man einen zureichenden Grund habe, warum man das eine wähle und das andere verwerfe. Neue Gottſchede, neue Schönaiche, neue Hermanniaden und Aeſthetiſche Nüſſe, neue Nimrode, Schoßhunde, Hexen von Endor und Wurmſamen würden zum Vorſchein kommen; ein neuer Schwarz würde den Homer eben ſo unverſchämt traveſtiren wie der erſte den Virgil; neue Grieſen würden die Tragiſche Muſe mishandeln — und wer wollte alle die mehr als [14] Africaniſchen Ungeheuer zählen, die in kurzem vor unſern erſtaunten Augen hervorwimmeln würden? Der Schuzgeiſt der Wiſſenſchaften und Ihre Dunciade bewahre uns vor einem ſo jämmerlichen Zuſtande!

Ferne ſey es alſo von mir, daß ich Sie aus Gründen, die mich doch nur in Ihren und aller Verſtändigen Augen verächtlich machen würden (und andere könnte ich nicht aufbringen) von dem Vorzug der deutſchen Nation und unſern izigen Zeiten eine Dunciade zu widmen abhalten ſollte; Sie haben, mein Herr, die Billigkeit, die Nothwendigkeit, den vielfachen Nuzen ihres Vorhabens gezeigt, und es iſt nur allzuwahr daß wir eine Menge Scribenten haben, denen mit einigem Schatten von Recht nirgends als in einer Dunciade oder in Brukers Ehrentempel, wo Gottſchede und Triller mit Wolfen und Maffei gleichen Rang haben, ein Denkmal aufgerichtet werden kann. An der Reinigkeit und innern Güte ihrer Abſicht und Bewegurſachen iſt eben ſo wenig zu zweifeln, da Sie

über Rachſucht, Muthwillen und kriechende Schmeicheleyen gleich erhaben ſind, und von der Ausführung ihres ruhmwürdigen Vorhabens deſto mehr Verdruß, boshafte Mißdeutung, Verleumdung und Verfolgung zu erwarten haben, je genauer Sie Lob und Tadel auf der Wage der Gerechtigkeit abwägen, und je gewiſſenhafter Sie in der Wahl und der Rang-Ordnung ihrer Helden verfahren werden. Fahren Sie alſo in ihrem guten Werke nur ganz getroſt fort, und ſeyen verſichert, daß Sie weder eine undankbare noch unfruchtbare Arbeit unternommen haben, und daß wenigſtens die unparteyiſche Nach-Welt Sie unter diejenigen zehlen wird, welche die Welt von Ungeheuern und Lindwürmern gereiniget haben. Kann ihr Ehrgeiz mehr fordern, als die Ehre welche dem Hercules von den Alten, und dem Ritter St. Georg in den mittlern Zeiten angethan worden?

Erlauben Sie mir aber, mein Herr, Ihnen zu ſagen, daß meine Billigung und Aufmunterung ſich zwar auf ihr Vorhaben überhaupt, aber nicht auf alle einzelnen Stüke des Plans, den Sie davon bekannt gemacht haben, erſtreke. Die Hauptabſicht meines Schreibens an Sie iſt, Ihnen hierüber meine Gedanken zu eröfnen, und zu verſuchen, ob ich Sie zu einiger Abänderung und Verbeſſerung ihres Plans bereden könne.

Ich finde an ihrem Vorhaben zwey Stüke auszuſezen, nemlich: daß, ihrer Anzeige nach, die bevorſtehende Execution an allzuvielen und an allzuanſehnlichen Perſonen vollzogen werden ſoll. Bey beyden werden Sie nicht geringe Schwierigkeiten finden.

Nicht nur ihre Definition eines Duns, ſondern auch die ausdrükliche Verſicherung, daß Sie in allen Facultäten Strukaras aufdeken wollen, wird [15] Sie in eine Weitläuftigkeit verwikeln, die Sie ſich vielleicht nicht ſo groß vorgeſtellt haben, als ſie wirklich iſt. Wenn alle Haſſer der Wahrheit, wenn alle Antipoden der geſunden Vernunft, wenn alle blinde Zeloten, Kezermacher, Verfaſſer elender Poſtillen, Rabuliſten, Quakſalber, dummen Politici und Zeitungsſchreiber mit dem ganzen Geſchmeiß des Parnaſſus, Dunſen ſind, bedenken Sie doch, mein Herr, was für eine Arbeit Sie unternehmen? Ihre Dunciade wird aus mehr Büchern beſtehen müſſen als der Amadis von Gallien. Wenn Sie das

wollen, so schreiben Sie lieber ein Real-Lexicon von Dunsen, wofern Sie nicht meinen, daß Götte und andere wakere Geschichtschreiber dieses nicht schon genugsam geleistet haben. Es ist mir schon oft vorgekommen, man sey mit dem Titel eines Dunsen allzufreygebig. Nach der allgemeinen Meinung, ist kein Mensch, der nicht ein granum insipientiae in sich trüge. Was können aber einige davor, daß dieser Saame der Thorheit, gleich dem Senfkorn, zu einem so grossen Gewächs in ihnen aufschießt? Wenn ein jeder Philosoph ein Duns ist, der kein Socrates oder Plato, ein jeder Epischer Dichter der kein Homer, ein jeder Tragödienschreiber der kein Euripides, ein jeder Maler der kein Raphael, ein jeder Redner der kein Demosthenes, ein jeder Geschichtschreiber der kein Xenophon ist, wenn ein jeder der in seiner Art nicht der vollkommenste oder demselben der nächste ist, darum ein Duns seyn soll, so sind $\frac{999999}{1000000}$ vom menschlichen Geschlecht Dunsen.

Und in diesem Fall wäre es mehr ein Outrage als eine löbliche That, wenn die kleine Anzahl der grossen Genien alle übrigen deswegen verspotten und ausschelten wollten, daß sie nicht seyen was sie nicht seyn können. Mich dünkt die Dummheit sey bei vielen Menschen ein Naturfehler, ein Leibes-Gebrechen, irgend ein Fehler in ihren Organen, und es sey also eben so unartig sie deswegen zu verspotten, als wenn man einem blindgebornen wegen seiner Blindheit Vorwürfe machen wollte. Noch eine grössere Anzahl werden durch Vernachläßigung, schlechte Education und andere unglükliche Zufälle dumm gemacht; und auch mit diesen hat es die gleiche Bewandniß wie mit einem, der durch Verwahrlosung seiner Wärterin gebrechlich worden ist. Bedenken Sie sich also noch vorher wol, mein Herr, und bestimmen Sie den Begrif von einem Duns solcher gestalt, daß nicht der ganze Erdboden zum Invaliden Haus oder gar zum Tollhause werde.

Aber dieses ist noch nicht genug. Sie drohen auch ansehnlichen Mitgliedern der gelehrten Welt mit ihrer Züchtigung. Sie scheinen eben so wenig als Cato, für Würden und Gewalt die Egards zu haben, die man nach dem Urtheil der Welt dafür haben soll.

So wie jenem ein Cesar nur ein Bösewicht war, so ist ihnen ein B . . . n nur[1]) ein Duns. Gewiß sie bedenken nicht was [16] für Folgen daraus entspringen würden, wenn jedermann einer solchen Maxime folgen wollte. Anarchie und eine allgemeine Revolution aller Stände, wäre die unmittelbare Folge davon, wenn Tugend und Verdienste die einzigen Titel wären, warum man Hochachtung fordern dürfte, und wenn diejenigen die im wirklichen Besiz von Macht, Reichthum und Ehrenstellen sind, nicht eben deswegen, ohne die mindeste Rücksicht auf ihre persönliche Verdienste, oder auf den Gebrauch den sie von diesen äusserlichen Vortheilen und Vorzügen machen, unsere Unterwerfung und Ehrfurcht verdienten und fordern könnten. Ich will aber nur bey den nähern Folgen bleiben, die diese Maxime in ihrem eigenen Werke nach sich ziehen würde.

Wenn Sie Ihren ersten Gedanken folgen wollten, so würde nur eine kleine Anzahl der angesehensten u. berühmtesten öffentlichen Lehrer auf unsern Universitäten aus ihrer Dunciade ausgeschlossen seyn; ja Sie würden in respectabeln gelehrten Gesellschaften selbst Helden finden, gegen welche ein Dennis oder Cibber nur kleine Verdienste um die langöhrichte Göttin haben. Allein so weit erstrekt sich die critische Jurisdiction eines Privat-Gelehrten nicht. Berühmte Doctores in den vier Facultäten, geheime Räthe, Präsidenten, Academien und Gesellschaften der schönen Künste, sind als öffentliche und geheiligte Personen anzusehen, denen mehr erlaubt ist als uns andern Privat-Leuten; die Präsumtion daß die Wahrheit allezeit auf ihrer Seite sey ist so stark, daß wir in jedem Fall viel eher uns selbst als sie der Dummheit anklagen müssen; und ich sehe nicht, warum sie nicht das gleiche Recht haben sollten, das man bey einigen sehr weisen Nationen den Königen und andern Obrigkeitlichen Personen zugesteht, das Recht, niemand als GOtt, (wie man sich sehr geschikt auszudrüken versteht) Rechenschaft zu geben. Ja vielleicht wäre es am besten, wenn wir noch einen Schritt weiter giengen, und überall als eine Grundregel annähmen,

---

[1]) [Randbemerkung Bodmers im Exemplar der Zürcher Stadtbibliothek: Baumgarten.]

daß alles wahr und recht ſey, was dieſe Herren, es ſey nun durch die Pluralität der Stimmen, oder durch ein edictum Praetoris zu erkennen belieben, ſo lange bis es ihnen gefällt, es ſelbſt wieder unwahr und unrecht zu machen. In dieſem Fall wäre dann die gelehrte Welt gänzlich nach dem Modell der politiſchen Geſellſchaft eingerichtet, und weit vollkommener als wie ſie bisher in ihrem anarchiſchen Zuſtand geweſen iſt.

. Wenn Sie mir alſo erlauben wollen, mein Herr, Ihnen einen Rath zu geben, ſo iſt es dieſer; daß Sie ihre Dunciade nur auf geringe, unberühmte, wurmmäßige Dunſen erſtreken mögen, die nicht ſo viel Anſehen in der Welt haben, daß ihre Werke ſich lange erhalten oder ſonderlichen Schaden thun könnten. Freylich iſt dieſes kleine Geſchmeiß bey weitem nicht ſo verderblich als die groſſen Lindwürmer und vielköpfigten Drachen, welche ihr Herculiſcher Muth zu fordern [17] und allein ſeines Angrifs würdig zu halten ſcheint. Indeſſen wäre doch ihre Arbeit, wenn ſie gleich nur einen ſo kleinen Gegenſtand zu haben ſchiene, im rechten Licht betrachtet, weder verächtlich noch unnüzlich. Es würde doch allezeit ein Exempel ſtatuirt, wodurch die gröſſern Dunſen, die ihr Rang ſicher ſtellt, an ihre Sterblichkeit erinnert würden. Es iſt nirgends üblich die groſſen Diebe zu hängen, wenn aber ein kleiner Schelm hangen muß, ſo iſt gewiß der Schall der Todes-Glocke, die ihn zu ſeiner Strafe fordert, ein ſehr widriges Getön in den Ohren aller derjenigen, die ſich bewußt ſind, daß der Galgen einen eben ſo gerechten Anſpruch auf ſie hat.

Damit Sie, mein Herr, mich beſſer verſtehen, was für Leute ich in Ihrer Dunciade zu ſehen wünſche, ſo erlauben Sie mir nur einen einzigen in den Vorſchlag zu bringen, der dem abſtrakten Begrif völlig entſpricht, den ich mir von einem Duns gemacht habe, wie er ſeyn muß um in Ihrem neuen Ehrentempel einen Plaz zu verdienen. Ich werde mich durch dieſes Exempel verſtändlicher machen, als durch die Abſchilderung eines allgemeinen Characters.

Der Mann, den ich meine, iſt Herr Adolf Friedrich Reinhard, in ſo fern dieſer Name den Verfaſſer einer gewiſſen Schrift bezeichnet, welche den Titel führt: Sistème de Mr. Pope sur la

Perfection du Monde, comparé à celui de Mr. de Leibniz, avec un Examen de l'Optimisme; einer kleinen Brochûre, die ungefehr vor zwey Jahren aus dem chaotiſchen Gehirn ihres Verfaſſers ohne Scham vor die Augen der ehrbaren Welt getreten iſt. Ich könnte vorausſezen, daß Ihnen dieſe Schrift nicht unbekannt ſey; da aber auch das Gegentheil ſeyn könnte, ſo muß ich Ihnen doch ſo viel von ihrem Innhalt ſagen, als nöthig iſt zu beweiſen, daß ich ihn nicht ohne hinlänglichen Grund ihrer Aufmerkſamkeit empfehle. Zwar nach ſeinem Siſtem wären wir gar nicht verbunden einigen Grund dafür zu geben; genug, daß wir vermöge unſerer freyen Willkühr beſchloſſen hätten, ihn vielmehr für einen Duns als für einen weiſen Mann zu halten. Allein jeder nach ſeiner Weiſe! Bey uns iſt es noch üblich nach Gründen zu urtheilen, und zu handeln; wir laſſen keinen Saz für wahr gelten, wann er nicht mit guten Gründen bewieſen iſt; und umgekehrt, ſo bald wir hinlängliche und unumſtößliche Gründe haben, einen Saz vielmehr zu bejahen als zu verneinen, ſo geben wir ihn für eine Wahrheit aus, welche man ohne lächerliche Thorheit nicht beſtreiten könne.

Herr Reinhard hat ſich in der gedachten Schrift vorgeſezt, den eigentlichen Sinn des Popiſchen Sazes: Alles iſt recht, zu beſtimmen; hierauf zu zeigen, daß dieſer Saz mit dem Leibniziſchen Siſtem von der beſten Welt harmoniere, und endliche das Sistème de l'Optimisme, (wie er nach der Barbariſchen [18] Gewohnheit der Metaphyſiker in den mittlern und heutigen Zeiten, die Wahrheit, daß die Welt die GOtt geſchaffen hat unter allen möglichen die beſte ſey, zu nennen beliebt,) von Grund aus über einen Haufen zu werfen.

Dieſes lezte Unterfangen iſt dasjenige, wodurch er ſich würdig gemacht hat, ein Candidat in Ihrer Dunciade zu werden.

Es iſt augenſcheinlich, daß die beyden Säze, es iſt ein GOtt, und die Welt die GOtt geſchaffen hat, iſt die beſte, in einem ſolchen Verhältniß miteinander ſtehen, daß man den leztern nicht ohne den erſtern läugnen kann. Denn eben darum, weil dieſe Welt von GOtt, d. i. von dem unendlich vollkommenen Weſen erſchaffen iſt, muß ſie die beſte ſeyn, oder, mit ſeinen Abſichten beſſer übereinſtimmen als irgend eine andere.

Man hat es dem guten Heraklitus ſehr übel genommen, daß er behauptet hat, der Schnee ſey ſchwarz. Herr Reinhard iſt ein eben ſo groſſer Liebhaber von Paradoxen, aber zu allem Unglück hat er ſich an eine Wahrheit gemachet, an welcher dem menſchlichen Geſchlecht unendlichmal mehr gelegen iſt, als an jener, die der Griechiſche Sophiſt läugnete. Was man zu ſagen pflegt, daß man zwey neue Thorheiten begehen müſſe, um die erſte zu beſchönigen, das beſtätiget das Exempel unſeres neuen Philoſophen ſehr nachdrüklich. Er konnte eine ſo offenbare Wahrheit unmöglich beſtreiten, ohne die erſten Grundſäze, worauf ſich alle Gewißheit unſerer Urtheile und Schlüſſe gründet, zu läugnen, nemlich ſeinen lächerlichen Ausdruk beyzubehalten, le fameux Principe de la raison déterminante, (Principium rationis sufficientis,) u. das eben ſo berüchtigte Principium identitatis indiscernibilium. Das erſte würdigt er nicht einmal einer Widerlegung! Der Saz, daß alles was iſt, einen zureichenden Grund haben müſſe, warum es iſt, und daß ein jedes vernünftiges Weſen, wenn es handelt, einen genugſamen Grund haben müſſe, warum es ſo und nicht anders handelt, dünkt ihm ſo lächerlich und ungereimt, daß es mit etlichen Exclamationen hinlänglich abgefertigt ſey. Est ce que ce Principe est assés bien établi, (ſagt er) pour s'y fier? Qui ne sait pas ce qu'on y a opposé, ce qu'on y oppose encore aujourdh'ui plus que jamais? Laissons ce principe aussi vague qu'éblouissant etc. Wie weit kommt man nicht in kurzer Zeit, wenn dieſe Art abzuſprechen gilt; wenn es hinlänglich iſt, um eine Wahrheit mit Verachtung zu verwerfen, daß man ſage: Wer weiß nicht, wie viel ſchon gegen dieſen Saz eingewendet worden iſt? Allein den Grundſaz daß weder zwey vollkommen gleiche Subſtanzen noch zwey völlig gleiche Fälle möglich ſeyen, widerlegt er in vollem Ernſt, und was noch mehr iſt, durch Buchſtaben und Zahlen. Es fängt an Mode zu werden, daß dieſe kleinen Rechenmeiſter, wenn ſie in die Philoſophie ſtümpern wollen, ohne Noth und mit einer lächerlichen Affeterie Ziffern und Buchſtaben etalieren, um die Unwiſſenden mit einer geo [19] -metriſchen Mine zu verblenden und dem albernen Zeug, das auf dieſe Art debitiert wird, ein Anſehen von vielbedeutendem Tiefſinn zu geben. Herr Reinhard will

uns belehren, es gebe Fälle wo es gleich viel sey, ob man bey einer Collision des Finis principalis und secundarii vom einten oder andern die Ausnahme mache. Der blosse Einfall ist schon toll, da der Saz den er behaupten will, so bald er deutlich énonciert wird, eine offenbare Contradiction enthält. Allein die Art wie er seinen Beweis aufstellt, ist noch weit lächerlicher. Wir wollen, sagt er, die Regle de perfection principale *A*. die secondaire *a*, die Unvollkommenheit die entsteht wenn die Ausnahme von der Regel *A* gemacht wird, *B* nennen. Gesezt nun, die Grösse der Vortreflichkeit von *A* vor *a* sey wie 3 : 1. Gesezt ferner die Unvollkommenheit *B* sey in Absicht der Regel $A = 1 : 9$; die Unvollkommenheit *b* hingegen sey der Regel $a = 1 : 3$; so ist ja klar, fährt unser Anti Leibniz fort, daß es gleich viel ist, ob die Ausnahme von *A* oder *a* gemacht werde. Denn mache ich sie von *A*, so verliere ich freylich $\frac{1}{9}$ von der intendierten Vollkommenheit; allein zu allem Glück ist dieser $\frac{1}{9}$ nicht mehr werth als $\frac{1}{3}$ von der Vollkommenheit, die dann durch Beobachtung der Regel *a* erhalten wird, weil diese sich zu *A* verhält wie 1 zu 3. Cela saute aux yeux! der Calcul ist richtig; wir sind überzeugt daß Herr Reinhard so viel von der Rechenkunst versteht, um zu wissen, daß $\frac{1}{9}$ mit $\frac{1}{3}$ dividiert $= \frac{1}{3}$ ist. Es fehlt nur an den kleinen Pünktchen daß die Supposition, que de quelque Règle, qu'on fasse l'exception, on gagne et perde justement la même quantité de perfection, à la mesure selon son intention, daß eben dieser Fall bey einem unendlichweisen Geiste nie möglich ist. Es ist ein unglükliches Zeichen für den Verstand des armen Menschen, daß er dieses nicht gemerkt hat. Wie sehr haben ihn seine $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{9}$ verführt? Was hilft die Richtigkeit des Calculs, wenn die Hypothesen falsch sind, worauf er sich gründet?

Sie, mein Herr, werden keiner weitern Proben bedürfen, um zu wissen, in was für eine Klasse von Menschen dieser neue Reformator der Philosophie gehöre. Es scheint freylich ungereimt, daß ein Mann, der als ein Lehrer des menschlichen Geschlechts auftrit, seine Verbesserungen damit anfange, mit den ersten Grundsäzen aller Erkenntniß die Vernunft selbst zu verbannen, die ohne jene eben so wenig bestehen kann, als Vollkommenheit ohne Ord-

nung. Aber laſſet uns die Sache nur von einer andern Seite anſehen. Wie wenn Herr Reinhard ſich ſchmeichelte, eben deswegen unter die Wolthäter des menſchlichen Geſchlechts zu gehören, weil er uns von einem Joche befreyt, welches wir oder doch die meiſten, ſchon längſt gerne abgeſchüttelt hätten? Es iſt als ob er uns zurufe: Ihr guten Leute, was die weiſeſten Männer, die klügſten Geſezgeber, die nüzlichſten Erfinder, die heldenmüthigſten Verbeſſerer bisher zu euerm Be [20] -ſten gethan haben, war viel; aber es iſt etwas geringes gegen das groſſe Werk das mir aufbehalten iſt. Zu einem ſo kühnen Gedanken konnte ſich nur Herr Adolf Friedrich Reinhard emporſchwingen! Von der Vernunft will ich euch befreyen, von dieſer beſchwerlichen Hofmeiſterin, oder Tyrannin vielmehr, die euern kleinſten Handlungen Geſeze vorſchreiben, ja euern Gedanken ſelbſt ihre Feſſeln anlegen will. Künftig werdet ihr nimmer nöthig haben, Gründe, ja zureichende Gründe weder für Reden noch Thaten zu geben; niemand wird euch tadeln dürfen, daß ihr euere Säze nicht genug bewieſen, oder euere Handlungen nicht nach den gehörigen Gründen beſtimmet habet; Nachdenken, Ueberlegung, Gründe gegen Gründe abwägen, alle dieſe mühſame Operationen ſind künftig überflüßig; der übermüthige und beleidigende Unterſchied zwiſchen weiſen und Thoren, von welchem einige aufgeblaſene Leute ſo viel Geſchreys machen, iſt nun gänzlich aufgehoben; der gerühmte Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Ueberzeugung und Meinung verſchwindt mit ihm. Was für glükliche Tage nähern ſich! Künftig wird aller Streit, alles Gezänk unter den angemaßten Nachforſchern der Wahrheit aufhören; Ein Jeder wird für wahr halten was er will, und ſo lang als er will; niemand wird den andern das gleiche Privilegium ſtreitig machen. Die Ueberlegungen, die bisher, nach der gemeinen Meinung, vor den Entſchlieſſungen vorhergehen mußten, können künftig gar wol erſt auf dieſelben folgen, oder ganz und gar weggelaſſen werden, nachdem ich gezeigt habe, daß der Wille ſich ſelbſt determiniert, und alſo niemand einen andern Grund zum wollen nöthig hat, als eben dieſen daß er will. Was für unſägliche Vortheile werden aus meiner Theorie ſich über die Welt ergieſſen! Wie leicht iſt es künftig, weiſe und tugendhaft zu ſeyn! Wie vielen Dank ſind

mir diejenigen ſchuldig, die man vor der glükſeligen Periode, die ſich mit meiner Entdekung anhebt, Narren und Böſewichter zu ſchelten pflegte! Redeunt saturnia regna! Die Ungleichheit unter den Menſchen, die Mutter aller Unordnung hört auf, daraus iſt Oedipus Leibniz ein Duns[1]), und Duns ein groſſer Weltweiſer! Was meinen Sie, mein Herr, wenn einer dieſe Sprache redet, wird er nicht bey einem groſſen Theil des menſchlichen Geſchlechts ſehr willkommen ſeyn?

In der That muß man vaſt auf den Gedanken kommen, Herr Reinhard habe im Ernſt eine ſolche allgemeine Revolution und Methamorphoſe des menſchlichen Geſchlechts im Sinn gehabt. Sein Siſtem iſt in allen Theilen allem dem entgegen geſezt, was bisher für Vernunft und Wahrheit gehalten worden iſt, und wenn es practiſch gemacht werden ſollte, ſo würde nicht weniger alles was bisher für Religion und Moral gehalten worden, wegfallen und auf einen ganz andern Fuß geſezt werden müſſen. Wenn dieſes zu hart geurtheilet ſcheint, ſo iſt die Schuld ganz allein an Herrn Reinhard. Es mag wol ſein, daß er unfähig iſt, die natürlichen Folgen ſeiner Grundſäze einzuſehen; aber ſie flieſ [21] -ſen darum nicht weniger aus denſelben; und wenn ihm erlaubt iſt, Ungereimtheiten zu lehren, und der geſunden Vernunft Troz zu bieten, ſo wird es hoffe ich einem andern auch erlaubt ſeyn, die Wahrheit zu ſagen: Auriculas asini Mida Rex habet. Daß einem guten Scribenten ein Fehler, ein falſcher Gedanke, ein unbedachtes Urtheil entwiſche, iſt etwas menſchliches und verdient Nachſicht. Aber daß jemand bey nahe ſo viel Thorheiten ſchreibe als Zeilen, daß er à dessein Unſinn für Wahrheiten verkaufe, daß er allgemeine Grundwahrheiten in Zweifel ziehe und ſie, nach einem langen Gepränge von Worten ohne Sinn, gar verwerfe, das geht nicht an. Ein Scribent von dieſer Art muß als einer der ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt, angeſehen werden. In die Dunciade mit ihm!

Ich müſte beynahe ſeine ganze Schrift abſchreiben, wenn ich alle die Titres anführen wollte, die ihm einen rechtmäßigen Anſpruch auf eine Stelle in der Dunciade verſchaffen. Seine ganze

---

[1]) Vgl. oben S. 120 u. 156.

Dissertation ist von Anfang bis zum Ende sich selbst gleich, das Werk eines Sophisten, der sich vorgenommen hat uns das schwarze für weiß einzuschwazen, oder wenn wir gelinder urtheilen wollen, eines Menschen, der eher Nießwurz als Unterweisung in der Logik nöthig hat. Oder könnte ein anders als ein tribus Anticyris insanabile caput folgende Säze mit einem ernsthaften Ton für wahr behaupten?

Das Principium rationis sufficientis sey nicht assés bien établi pour s'y fier.

Es sey kein allgemeiner Saz, que la Regle principale doit être preferée à la secondaire.

Es sey möglich einen Zwek durch ganz verschiedene Mittel gleich gut zu erreichen.

Man könne nicht behaupten, daß eine Welt mehr Realität haben könne als eine andere.

Es sey folglich unter allen möglichen Welten keine besser als die andern.

Es sey in den Vollkommenheiten GOttes kein Grund möglich, warum er eine Welt einer andern vorziehen sollte, gesezt auch daß eine besser wäre als die übrigen.

Es sey GOtt gleichgültig, ob Wesen ausser ihm existieren oder nicht, oder was für Wesen die Existenz erhalten.

GOtt hätte auch, ohne Nachtheil seiner höchsten Vollkommenheit, sich ganz andere Zweke bey Erschaffung der Welt vorsezen können. [22]

Die Freyheit GOttes bestehe in einer blinden Willkühr und nicht in einem durch seinen unendlichen Verstand determinierten Willen.

Die Freyheit sey ein Vermögen unsers Willens, sich aus sich selbst zu entschliessen, so daß nur derjenige frey sei, der keinen andern Grund hat zu wollen, als weil er will.

Wann die facultas appetitiva der Seele durch die facultatem cognoscitivam determiniert würde, so wäre die Seele eine pure Machine.

Ich bin müde, mehr von diesem Unrath zusammen zu tragen. Sie haben hier in wenig Säzen das System Ihres Candidaten. Sie sehen daß er sich nicht schämt, Ungereimtheiten, deren die

Welt ſich zu ſchämen angefangen hat, wieder aufzuwärmen, und ſich eigen zu machen. Er ſucht die alten und tauſendmal unwiderſprechlich beantworteten Einwendungen gegen das Leibniziſche Syſtem hervor, erneuert mit groſſem Geſchrey die kahle Beſchuldigung, als ob es den Fatalismus und Spinozismus involviere, und zieht mit den gleichen Kunſtgriffen, die einige übelberichtete und unverſtändige Theologi vor 20. Jahren gegen Leibniz und Wolf mißbrauchten, allerley prätendierte ſchlimme Folgen für Religion und Tugend aus gedachtem Syſtem, ohne zu merken, daß eben dieſe und noch weit ärgere Folgen, ganz natürlich und unmittelbar aus ſeinem eigenen Syſtem flieſſen, ſo bald es practiſch gemacht wird. Und alles dieſes thut er mit einer zuverſichtlichen und cavalieriſchen Art, die für Leute von geringer Einſicht etwas verführeriſches hat; er affectiert Verachtung für die Säze denen er ſonſt nichts entgegen ſezen kann, oder ergänzt ſeine unzulänglichen Gründe mit Troz und voreiligem Triumphsgeſchrey; und wenn er ſich auf keine andere Art zu helfen weiß, ſo macht er eine mathematiſche Mine, und ſucht ſeine Leſer in ein ſubtiles Gewebe von ſophiſtiſchen Schlüſſen zu verwikeln. Allein was helfen alle dieſe Künſte gegen Wahrheiten, die ſo klar, und unſerm Geiſte ſo natürlich ſind, daß ſie nicht einmal eines Beweiſes bedürfen, um beym erſten Anblick einem jeden, der den Sens-commun hat, einzuleuchten? Was half es, daß Zeno von Elea und einige andere Graeculi mit einer Menge ſpizfündiger Schlußreden die Unmöglichkeit der Bewegung bewieſen? Die ganze Welt iſt nichts deſtoweniger bisher in beſtändiger Bewegung geblieben.

Wenn Sie, mein Herr, die Diſſertation des Herrn Reinhards ſelbſt werden durchgeleſen haben, wie vielleicht ſchon geſchehen iſt, ſo werden Sie, wie ich glaube, darinn mit mir einig ſeyn, daß er einen ſehr gebrechlichen Verſtand hat und daß man ihm Unrecht thun würde, wenn man ihm alle Folgen ſeiner thörichten Unternehmung zur Laſt legen wollte. Er gehört allem Anſehen nach [23] unter diejenigen, welchen vergeben werden muß, weil ſie nicht wiſſen was ſie thun. Deutlich denken und richtig urtheilen iſt gar nicht ſeine Sache. Seine ganze Schrift iſt davon ein ſo ſtarker Beweis, daß ich es für unmöglich halte ihn auf eine andere Art

zurechte zu bringen, als durch eine Umschaffung. So wie sein Sistem nicht anders kann corrigiert werden, als wenn man es ganz ausstreicht; so müßten alle seine Jdeen ausgelöscht, und seine Seele wieder eine tabula rasa werden, wenn es möglich seyn sollte, ihn vernünftig denken zu lehren. Aber eben so mußte der beschaffen seyn, der die Welt durch eine Reihe metaphysischer Untersuchungen überreden wollte, der Vernunft zu entsagen, um frey zu seyn. Wie übel hätte ihm das angestanden, wenn er uns nicht mit seinem eigenen Beispiele vorangegangen wäre und gezeigt hätte, was für Vortheile ihm davon zuwachsen, daß er das beschwerliche Joch der Vernunft gänzlich abgeworfen?

Jch müßte mich übel betrogen haben, wenn Sie, mein Herr, die Uebelthat des Herrn Reinhard, von der ich Sie bisher unterhalten habe, gleichgültig ansehen oder mir die Fürbitte die ich für ihn eingelegt abschlagen könnten. Sie begreifen allzuwol, daß wenn schon Dummheit und Unvermögen des Geistes den meisten Antheil an seinem Unterfangen haben, die Wahrheiten, die er gekränket hat, viel zu wichtig, und der Name des gröſten Weltweisen, der nach Plato und Aristoteles die Welt gesehen hat, viel zu ehrwürdig ist, als daß es einem jeden terrae filio, einem jeden Stümper in der Metaphysik, erlaubt seyn dürfte, an beyden seinen Muthwillen auszuüben. Jhn ernsthaft zu widerlegen wäre eben so unnüz als unanständig, ihn züchtigen ist billig und nothwendig. Er soll also in der Dunciade den Preiß erhalten, der ihm gebührt. Doch mag es meines Erachtens genug seyn, wenn Sie ihn nur zu einem gemeinen Fußknecht, im Heer der Dummheit, oder zum Waffenträger eines gröſſeren Dunsen machen; denn er ist zu klein für einen ansehnlichen Posten, und es wäre zu befürchten, daß er nur noch aufgeblasner würde, wenn man ihm so viel Ehre erwiese.

Jch kann diesen Brief nicht beschlieſſen, ohne Jhnen noch meinen Unwillen über die Gleichgültigkeit zu bezeugen, womit dergleichen Unfugen, wie Herr Reinhard z. E. angestellt hat, in Deutschland aufgenommen werden. Es ist billig zu besorgen daß der Schade von einem so kaltsinnigen Betragen immer merklicher seyn wird. Glühete Liebe und Eifer für die Wahrheit in den Herzen derer, die sich für die Lehrer und Gardiens derselben ausgeben;

wären wir edel genug uns lebhaft für alles zu intereßieren was den Menſchen angeht, wenn es gleich uns nicht unmittelbar betrift, hätten wir eine ſtärkere Empfindung von der Würde und den Verdienſten eines ſolchen Geiſtes wie Leibniz war: ſo würden uns keine égards für etliche kleine Seelen, die dieſem groſſen Mann wie [24] Raben dem Vogel Jupiters, vergeblich nachkrähen, zurükhalten, ihn und das menſchliche Geſchlecht, deſſen Zierde und Wohlthäter er war, an dieſen Elenden zu rächen, die den Mangel eigener Verdienſte dadurch zu erſezen meinen, daß ſie, mit thörichter Vermeſſenheit, ihm die ſeinigen rauben wollen. Es iſt in der That eine lächerliche Scene, wenn dergleichen nichtsbedeutende Geſchöpfe ihre Froſch-Köpfe aus ihrem angebornen Sumpf hervorſtreken und mit albernem Spott einen Leibniz anquäken. Wie lange müßte ein ſolcher Reinhard noch in die Schule gehen, und durch wie viel Uebungen müſte ſein blöder Kopf noch hindurchgerollt werden, bis er fähig wäre die Schriften eines Genie von der erſten Claſſe wie Platon oder Leibniz nur zu verſtehen! Aber auf einer andern Seite iſt es eine verdrießliche Sache, Leute zu ſehen, die entweder dergleichen Schwindel-Köpfe durch ihren Beyfall aufmuntern, oder wenigſtens ſich einbilden, Herr Reinhard habe etwas geſagt, daß ſich hören laſſe, er ſey ein ſtarker Antagoniſt von Leibniz! Doch was wollen wir uns das verdrieſſen laſſen. Wir brauchen noch nicht die Mittags-Höhe des menſchlichen Alters erſtiegen zu haben, um dieſes Laufs der Welt ſo gewohnt zu ſeyn, daß kein Ausbruch der Thorheit der Menſchen unſere Galle mehr erhizen kann. Laſſen Sie uns lieber lachen als zürnen; das Recht zu lachen kann den Verſtändigen nie genommen werden. Es iſt wahr, die Thoren lachen auch, aber nie zulezt. Ich bin ꝛc.

L. X. D.

VII.

Klopſtock an Bodmer.

[Manuſcr. auf der Stadtbibliothek in Zürich.]

[Vgl. oben S. 145 ff.]

Kopenhagen, d. 12. Dec. 1752.

Wertheſter Herr u. Freund!

Ich empfieng Ihr letztes nebſt zwey Gedichten „dem Frühling“ und „Blicke ins Landleben“ als ich eben in Hamburg auf die Poſt ſteigen wollte, nach Kopp. zurückzugehen. Ich hatte vom Ende des Mays an im Vaterlande unter meinen Freunden und alſo gröſtentheils auf kleinen Reiſen zugebracht und muß nun mich bey Ihnen entſchuldigen, daß ich bisher nicht geſchrieben habe. Jetzo will ich Ihnen eine kleine Nachricht von meiner Reiſe, und dann von meinen Arbeiten geben. Die vornehmſte Abſicht meiner Reiſe war, in Hamburg Cidli zu ſehen, die ich bey meiner erſten Durchreiſe, 1751 im März, etliche Tage als eine Freundin meines alten Freundes Giſeke geſehen, und ſeit dem gewöhnlich jede Woche zweymal an Sie geſchrieben und von ihr Briefe bekommen habe. Dieſe ganze Sache geht, wie es Ihnen nach dieſer kleinen Vorrede ſcheinen wird, mein Herz ſehr nahe an und ich wünſchte, daß ich ſie gut ins Kurze ziehen könnte. Denn ſie iſt ſo mannigfaltig und ſo reich an Glückſeligkeit und jeder Tag iſt ſo ſehr eine Geſchichte, daß ich ein großes Buch und noch dazu eins, das man leſen würde, davon ſchreiben könnte. — Wo iſt denn Fanny geblieben? werden Sie ſagen. Dieſe Frage hätte ich Ihnen an dem Sept. 1751 ſelbſt nicht einmal ſo beantworten können; ob es auch nur möglich wäre, daß ich Fanny zu lieben aufhören könnte. Ich will Ihnen aber ſagen, wie die große Begebenheit, (für mein Herz nämlich,) ſich begeben hat. Ob mir gleich nach meiner Zurückkunft von Zürch Fanny und ihr Bruder wieder einige Hoffnung zu

geben ſchienen, (ich ſage mit Fleiß ſchienen, damit ich ihnen auch nicht das leiſeſte Unrecht thue), obgleich Fanny ſelbſt nach Kopp. ein Paar Worte von der Art ſchrieb; ſo ſah ich doch nun endlich (vorher zitterte mein Herz nur dieſe Empfindung), ich ſah nun endlich ein, daß Fanny mich nicht liebte; oder mich mindeſtens auch bey dem beſten äußerlichen Glücke, nicht ſo lieben würde, als ich ſie liebte; und daß es alſo vergebens ſeyn würde, dieſe hohe Glückſeligkeit oder Liebe, darinn ich vielleicht ein bischen, aber ein ſehr glücklicher Enthuſiaſt bin, bey Fanny zu ſuchen. Durch dieſe wiederhohlte Betrachtung kam ich endlich in eine Art von Gleichgewicht und Ruhe, daß ich mir ſelbſt wieder angehörte. Nun fühlte ich, daß es möglich wäre, daß ich von neuem lieben könnte. Aber ich weiß nicht, ob andere Herzen im gleichen Falle ſo verfahren würden, oder ob es nur meinem natürlich war? ich fühlte, ich fühlte es ſehr, daß diejenige die ich nun lieben ſollte, mir noch liebenswürdiger ſeyn müßte, als mir Fanny geweſen war. Und wie ſehr war ſie es nicht geweſen! Mein Herz betrog mich, in Einem Punkte, ein Wenig. Ich hatte, wie ich nun ſehe, wirklich ſchon angefangen meine Moller (ich habe kein Beywort für ſie!) meine Moller von ferne zu lieben. Wie ich dieſes von ferne ſtark zu merken anfieng, da — — hier geht die Geſchichte an, die wirklich zu reich für meine Bruſt iſt. Nun, ſo beſchreiben Sie mir mindeſtens das Mädchen, werden Sie ſagen. Davon will ich wohl ein bischen verſuchen. Cramer nennt ſie den weiblichen Klopſtock. Wenn ich ein Mädchen wäre, würde ich ſie ſeyn; und ſie würde ich ſeyn. Das iſt ſo gewiß, als nur irgend die älteſte Wahrheit ſeyn kann. O in unausſprechlichen Stunden, in Stunden der vollen Glückſeligkeit iſt ſie: mein Mädchen, meine Clary, meine Clariſſa, meine Freundin, mein Freund, meine Schweſter, mein Bruder, alles auf einmal, oder jedes beſonders, wie es die Liebe wollte, geweſen. Um nicht mehr in der Sprache der Entzückung zu reden, (wiewohl dieſe, die ich itzt gebraucht habe, noch ſehr ſchwach gegen den Ausdruck derjenigen iſt, in welcher ich mit ihr redete und noch in Briefen, ſoviel Briefe davon ſagen können, rede!) um in jener Sprache nicht mehr zu reden, ſo will ich mein ſchönes Ganzes zergliedern.

. . . . . .

Clary" das will das alles und noch vielmehr ſagen als was es beym Richardſon heißt; was es heißen würde, wenn der entſetzliche Menſch, deſſen Namen ich nicht wiederhohlen mag, ein Clariſſus geweſen wäre und ſeine Clariſſa in den ſüßen Stunden der Liebe Clary genannt hätte . . . . . Meine Moller iſt lange, oft krank und oft kränklich geweſen; und hat dieſe ganze Zeit über dem Tode ſo entgegengeſehen, daß ich ſagen würde, ſie hätte zu ſterben verdient, wenn ich nicht zu ſehr bey dieſem Gedanken zitterte." u. ſ. w.

Klopſtock.

Perſonenverzeichniß.

Abſchatz v. 187.
Ackermann, Schauſpielergeſellſchaft, 106.
Arnaud, Abbé de, 141.

Bär, Legations-Pred. in Paris, 59.
Baumgarten 223.
Bertrand, E., 140.
Beyer 123.
Biedermann, Schultheiß, 174.
Billeter, J. Chriſtoph, 49, 66, 71.
Bodmer, J. J., 6, 7 ff., 11 ff., 13, 19, 26 ff., 30 ff., 33 ff., 35, 37, 50 ff., 56 ff., 58, 60, 63 ff., 67, 69, 70 ff., 73 ff., 75 ff., 84, 85, 90 ff., 92 ff., 95, 101, 105, 119, 128, 132, 139, 148 ff., 158 ff., 164 ff., 170, 185, 187, 189, 195, 197.
Bondeli, Julie, 103, 138, 143.
Böttiger, K. A., 36, 57, 85, 104.
Breitinger, J. J., 31 ff., 35, 58, 61, 67, 69, 101 ff., 105, 114 ff., 136 ff., 139, 143, 158 ff., 163 ff., 170, 183, 189, 195, 197.
Bürkli, J., 9.
Butler 186.

Conrad, Joh. Ad., 59.

Dreßler 123.
Duſch, J. J., 125.

Ebert 132.
Erhart, Pfarrer, 64, 66, 132, 157, 160, 166, 168 ff., 178.
Ermel, Franz, 53.
Eſcher, Anna Dorothea, 173.
Eſcher, Jkr., 64.
Euler, L., 55.

Fordyce 185.
Formey, S., 110 ff., 114 ff., 140.
Freſenius 56.
Friedrich II. 148, 161, 165.
Friedrich Heinrich Carl Prinz von Preußen 111.
Fries 64.
Füßli, J. Conr., 142, 158, 164.

Gambs 59.
Geßner, Conrad, 49.
Geßner, Sal., 36, 49, 64, 69, 85 ff., 90 ff., 150, 200.
Geßner, Canonicus, 197.
Geßner, Dr., Schwager Bodmers, 67.
Gleim 11, 14, 58, 60, 62, 67, 85 ff., 89, 90 ff., 124, 186.

Giſeke 234.
Goethe 53.
Goldoni 142.
Gottſched 59 ff., 69, 75 ff., 86 ff., 92, 96, 118, 187 ff., 190 ff., 200.
Grebel, Hans Georg, Conſtanzer Amtmann, 68, 160, 172.
Grebel, Frau Amtm. geb. Meyer v. Knonau, 67, 68, 98, 100 ff., 107, 121, 154, 155, 160, 162, 165, 168, 172.
Grebel, Hans Conrad, Gerichtsſchreiber, 68.
Grebel, Bruder des Gerichtsſchreibers, 131, 174.
Grebel, Frau Gerichtsſchr., geb. Lochmann, 66, 68, 98, 100 ff., 153, 154, 162, 165, 168, 174, 176, 199.
Grebel, Hans Rudolf, 68, 172, 174.

Hagedorn 57 ff., 60 ff.
Haller 29, 72, 94.
Hegner, Regula, 4, 14.
Hegner, Dr., 64.
Heidegger, Buchhändler, 158.
Heidegger, J. Conr., 10 ff., 31 ff., 33, 61.
Heinius 110, 115.
Henzi, S., 59.
Herder 16, 38, 185.
Hermann, J., 59 ff.
Heß 55, 101.
Heß, Casp., 30, 33 ff., 35, 49, 56, 61, 71, 73, 145, 148, 166, 177, 195, 197.
Hillern, Frau v., 167.
Hirzel, Eſther, 49.
Hirzel, J. C., 58, 104, 185.
Hirzel, Hans Ludwig, 173.
Hirzel, Regula, 49.
Hirzel, Sal., Statthalter, 68, 139, 173.
Huber, Marie, 183.
Hudemann 80.
Hügens 186.

Irenaeus 164.
Iſelin, J., 107, 140.
Jeruſalem, Abt, 58, 61.
Joncourt 185.

Käſtner 189.
Kinderlieb (vgl. M. Künzli) 19, 26 ff.
Kleiſt, Chr. E., 27, 58.
Klopſtock 11, 12, 29 ff., 34 ff., 37, 38 ff., 49, 50, 59, 60 ff., 75 ff., 96, 145 ff., 184, 197, 234 ff.
König, Sam., 55, 59 ff.
Künzli, Abraham, 3.
—, Abraham, jünger, 4.
—, Andreas 3, 4.
—, Antonius 3, 4, 148.
—, Eliſabeth 4, 14.
—, Jacob 4.
—, Johann Georg 4.
—, Joh. Georg, Maler, 4.
—, Johann Jacob 4.
—, Martin 5 ff.
—, Regula 5 ff., 67 ff., 100 ff.

Lafontaine 122.
Lamprecht 123.
Lange, Sam. Gotth., 11, 16, 32 ff., 58, 184.
Lavater, J. C., 31.
Lavater, Matthias, 31 ff.
Lavater a. Winterthur 64.
Lauder 79.
Leibnitz 55, 59 ff., 109, 112 ff., 117, 118, 119, 156, 202 ff., 229 ff.
Leſſing, G. E., 38, 90, 108 ff., 116, 125, 140 ff., 142 ff., 188.
Liscov 26, 96, 190 ff., 200.
Lochmann, Oberſt, 67.
Lucian 186.

Manzel 138.
Maupertuis 55, 59 ff., 115, 117, 139, 201.

Meier, G. F., 8, 51, 184.
Meiners, Oculiſt, 12 ff.
Meiß, Anna Maria, 162.
Meiß, Johannes, 163.
Mendelsſohn, M., 109, 112, 116, 120.
Merian, J. B., 110, 115, 117.
Meyer, Felix, 53.
Meyer, Heinr., 53.
Meyer v. Knonau, Eliſabeth, 98 ff.
Meyer v. Knonau, Gerichtsherr in Weiningen, 99, 174.
Meyer v. Knonau, Hans Casp., 174.
Milton 75 ff., 158.
Mörikofer 19.
Mosheim 60.
Muralt 57.
Muralt, B. L., 61.

Naumann 58.
Nicolai, Fr., 142.

Obereit 171.
Oſiander 50.
Ott, Kfm., 67.
Ott, Konrad, 67, 174.
Ott, J. Caspar, 67, 174.

Philocles (vgl. Zellweger) 31, 80, 82, 84, 195, 200.
Pope 59, 85, 109, 112 ff., 116, 118, 171, 201 ff.
Premontval 60, 114 ff., 117, 118.

Rahn, Joh. Heinr., 31 ff., 197.
Ramler 88 ff.
Reichel 96 ff.
Reinhard, Ad. Fr., 111 ff., 116 ff., 156, 201 ff., 224 ff.
Richardſon 87.
Rieter, H., Maler, 7.
Ring, F. D., 57, 59, 64 ff.
Roche, La, 168, 199.
Roche, La, Sophie, 64, 161, 165, 167, 199.
Rouſſeau 147.
Rowe, Frau, 81.

Sack, F. W., 15, 16, 121 ff., 132 ff., 159.
Sanonomotuski, ſ. Füßli, J. C.
Schinz, J. Heinr., 49, 67, 75, 97, 200.
Schinz, Bruder J. Heinrichs, 196.
Schönaich 69, 74 ff., 92 ff., 187 ff.
Schultheß, J. G., 35.
Schultheß beim Dach 55.
Schultheß „Meliſſa" 98.
Sinner, Fr. v., 135 ff., 137, 139, 179.
Sulzer, J. G., 11, 14 ff., 16 ff., 19 ff., 27 ff., 35, 52, 54 ff., 58, 60, 106, 110 ff., 114 ff., 117, 133 ff., 139, 150, 183.
Sulzer, Johannes, 34, 59, 65, 136, 144, 157, 159, 166, 171, 174, 178 ff.
Sulzer, J. R., 13.
Sulzer, Wolfg. Dietr., 65, 106, 144, 174.
Stadion, Gräfin, 167.
Stapfer, J. Fr., 8.
Steiner, geb. Bodmer, 31.
Steiner, Mlle., 64.
Steinmetz, Abt, 58, 61.
Sucro 62.
Swift 185, 190.

Tſcharner, V. B. v., 141, 143.

Ufteri, Kfm., 197.
Uz 96, 107, 122, 124 ff., 141, 189.

Voltaire 69.

Waſer, Zunftmeiſter, 67.
Waſer, Joh. Heinr., 9 ff., 11 ff., 14, 15 ff., 26 ff., 28, 30, 32, 33, 35, 36 ff., 38, 50, 58, 69, 71, 93, 95, 115, 117, 119, 121, 149 ff., 157, 158, 166, 171, 178, 183 ff.

Werdmüller z. Ochſen 185.
Werdmüller, Chriſtoph Heinr., 26.
Werdmüller, Felix, 26.
Wieland 27, 29, 31, 36 ff., 49, 52, 59, 61 ff., 63 ff., 65 ff., 67 ff., 69 ff., 74 ff., 84 ff., 87, 93 ff., 102, 104 ff., 114, 117, 119, 121, 123 ff., 125 ff., 128 ff., 133, 137 ff., 141 ff., 153 ff., 185, 186, 195 ff.
Wieland, Ludwig, 150.
Wille 161.
Wirz, Antiſtes, 73.
Wolff, Chriſt., 10, 28, 59 ff., 112 ff., 117, 231.
Wolf, Marie, 9.
Young 123.
Zachariae 61, 188.
Zellweger, J. L. Dr., (vgl. Philocles) 6, 31 ff., 33, 35, 37, 50 ff., 56, 69, 71, 74, 90, 101, 104, 159, 185, 195 ff.
Zimmermann, J. G., 94, 99, 104, 115, 134.
Zörnli, J. G., 36 ff., 104, 150.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.